

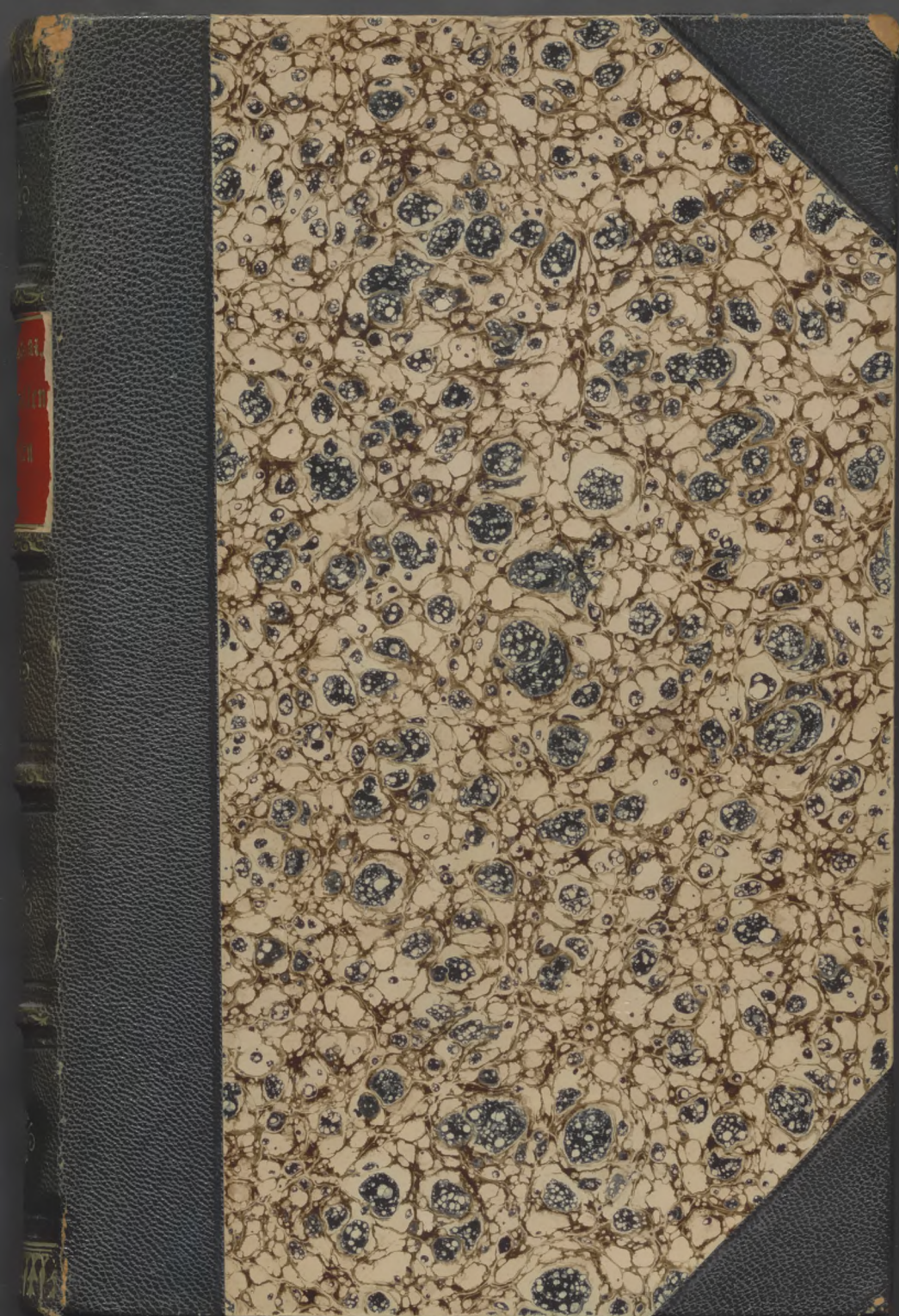


v. Drogalski,

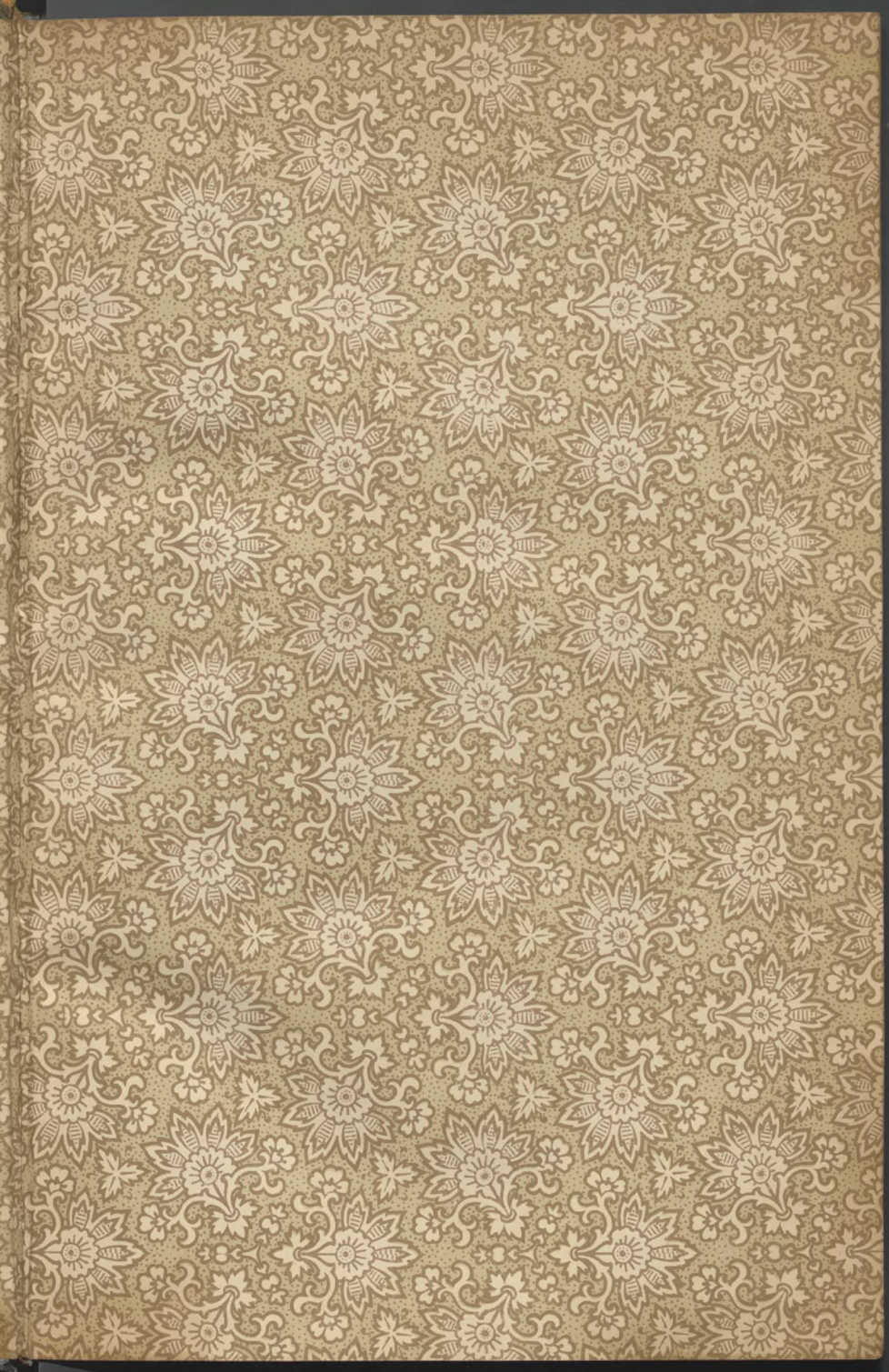
Unsere alten

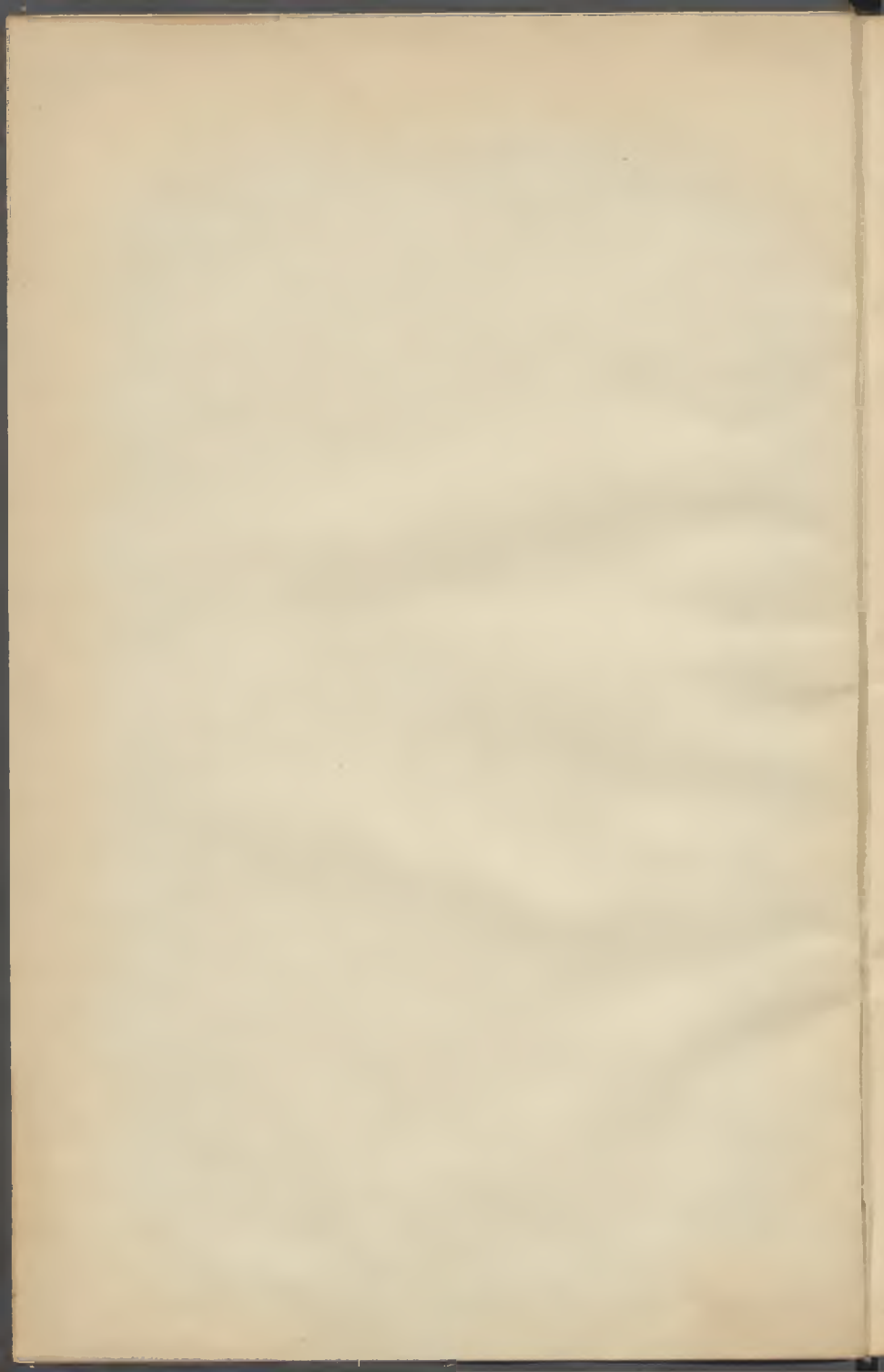
Achtzehen











U. v. Drygalski
Ded. vom Jubiläumstag
Im Jahre 1894

Unsere alten Allirten.

Scenen und Typen aus dem Friedensleben
der russischen Offiziere.

Nach russischen Originalen, deutsch

von

U. von Drygalski.

Berlin 1894.

Verlag von R. Eisenschmidt.

Verlagshandlung für Militärwissenschaft.

Im Armee- und Marinehause.

Wydawnictwo Uniwersyteckiego

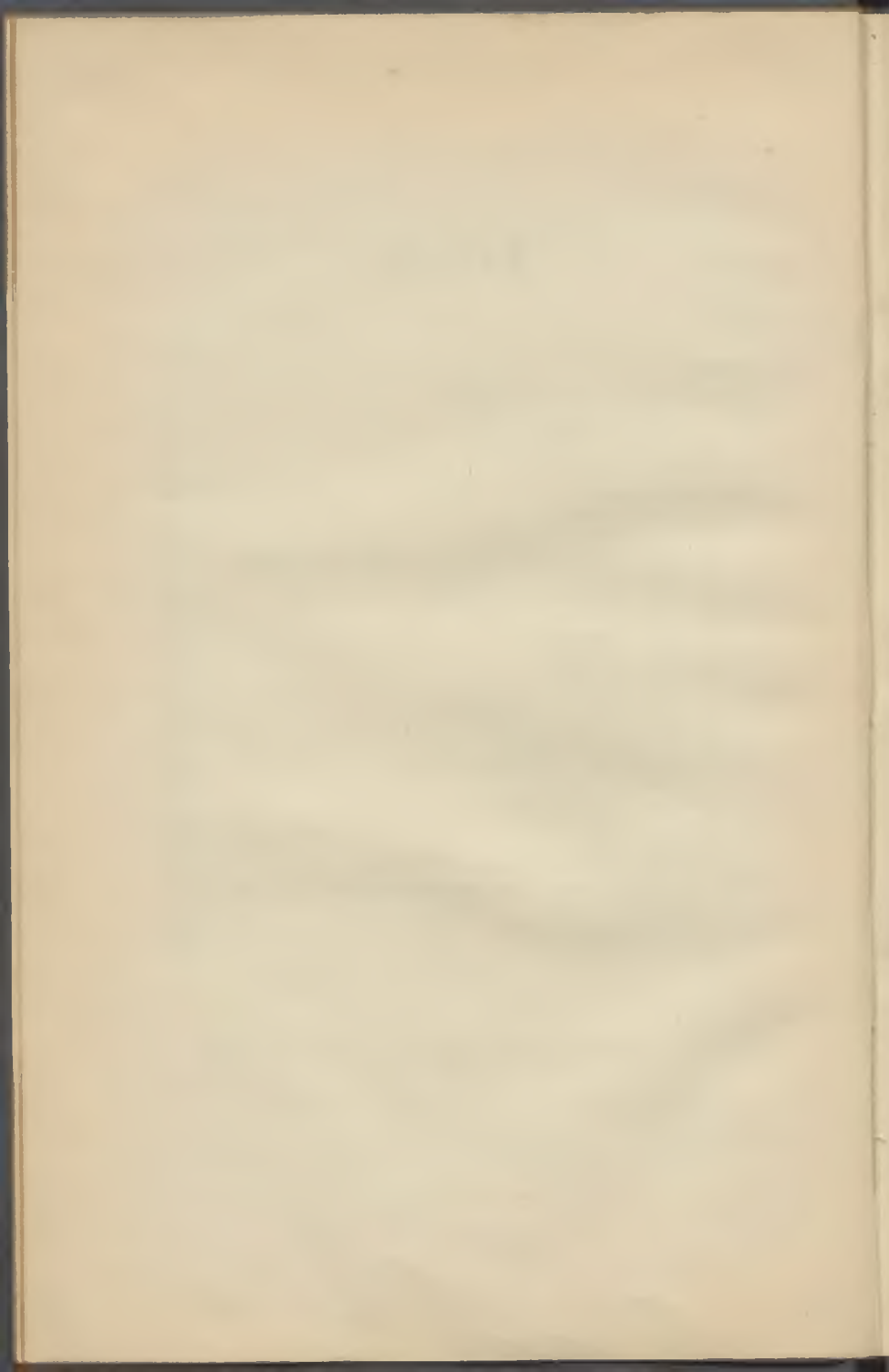


12051

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Vom Stabe in die Winter-Quartiere	1
I. Vorbereitungen und Geleit	3
II. Auf dem Marsch	16
III. Ankunft in Schwischlotsch	29
Ein Markttag in einer kleinen Garnison	43
Auf Grasfütterung	73
I. Lustiger Marsch	75
II. Das Vorwerk Iljanowo	78
III. Ein Glücksritter-Magnat des vorigen Jahrhunderts	82
IV. Das Gespenst von Iljanowo	90
V. Das Geheimniß von Iljanowo	93
VI. Das Leben der Soldaten	99
VII. Beim Grasmähen	108
VIII. Bella Herrschko	112
IX. Der böse Geist geht um	121
X. Die Nacht vor Iwan-Kupala	128
XI. Die Lösung des Räthsels	133
XII. Die letzte Begegnung	137
Regimentsanhängsel. (Gnadenbrodesser)	141
I. Aus der Thierwelt	143
II. Don Caesar de Bajan	152
III. Der Baschi-Bozuk	164
IV. Herr Elkes	183
V. Mein Nachbar Bujanow	195
Aus den „Erinnerungen aus der Vergangenheit“ von Atha- nassjew-Tschuschbinski	211
I. Auf Remontekommando	213
II. Unsere Bourbonen	268





Vorwort.

Die Kenntniß der russischen Armee ist, was die mehr dienstlichen und organisatorischen Gebiete anbetrifft, zu heutiger Zeit durch eine Menge sehr werthvoller Schriften völlig ausreichend verbreitet. Selbst die geringfügigsten Veränderungen in den Reglements, in der Organisation und Ausrüstung werden uns nicht vorenthalten.

Nichtsdestoweniger bleiben von diesen Forschungen einige Seiten des mehr innerlichen Lebens der Nachbararmee fast ganz unberührt.

Hauptsächlich deshalb, weil es hierbei nicht genügt neuerscheinendes Material, wie z. B. die Reglements und Instructionen, einfach zu übersetzen und zu commentiren, man vielmehr, um dem Bilde die richtigen Farben zu geben, die eigene persönliche Anschauung zu Hülfe nehmen und auch die Genesis der jetzigen Erscheinungen kennen muß. Dazu gehört eine lange, ernste Vorarbeit und eine genaue Kenntniß der vorhandenen Quellen. Es bezieht sich das namentlich auf die dienstliche und außerdienstliche Existenz der russischen Offiziere, von der man bei uns noch recht wenig weiß.

Ein Eingehen hierauf ist um so interessanter, als dabei auch die Beziehungen der Vorgesetzten zu den Untergebenen, das Verhältniß zu der bürgerlichen Umgebung

und die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Einquartierungsrayons zur Sprache kommen und zu Vergleichen anregen.

Am Wissenswerthesten ist es dabei für uns, zu erfahren, wie es speciell an unseren, mit Truppen, besonders Cavallerie, so stark belegten Ostgrenzen aussieht. In dieser Hinsicht hat uns ein als hervorragender Militärbelletrist bekannter ehemaliger Cavallerieoffizier, W. W. Krestowski, in seinem 1892 neu erschienenen Werke „Scizzen aus dem Cavallerieleben“ ein höchst dankenswerthes und auch für weitere Leserkreise bestimmtes Anschauungsfeld eröffnet. Seine von frischem Humor durchwehten, mit großer Treue schildernden, dabei aber auch ernstere Gesichtspunkte, so z. B. die Nationalitätenfrage, berührenden Lebensbilder beziehen sich sämmtlich auf die Gegenwart oder doch auf die jüngste Vergangenheit.

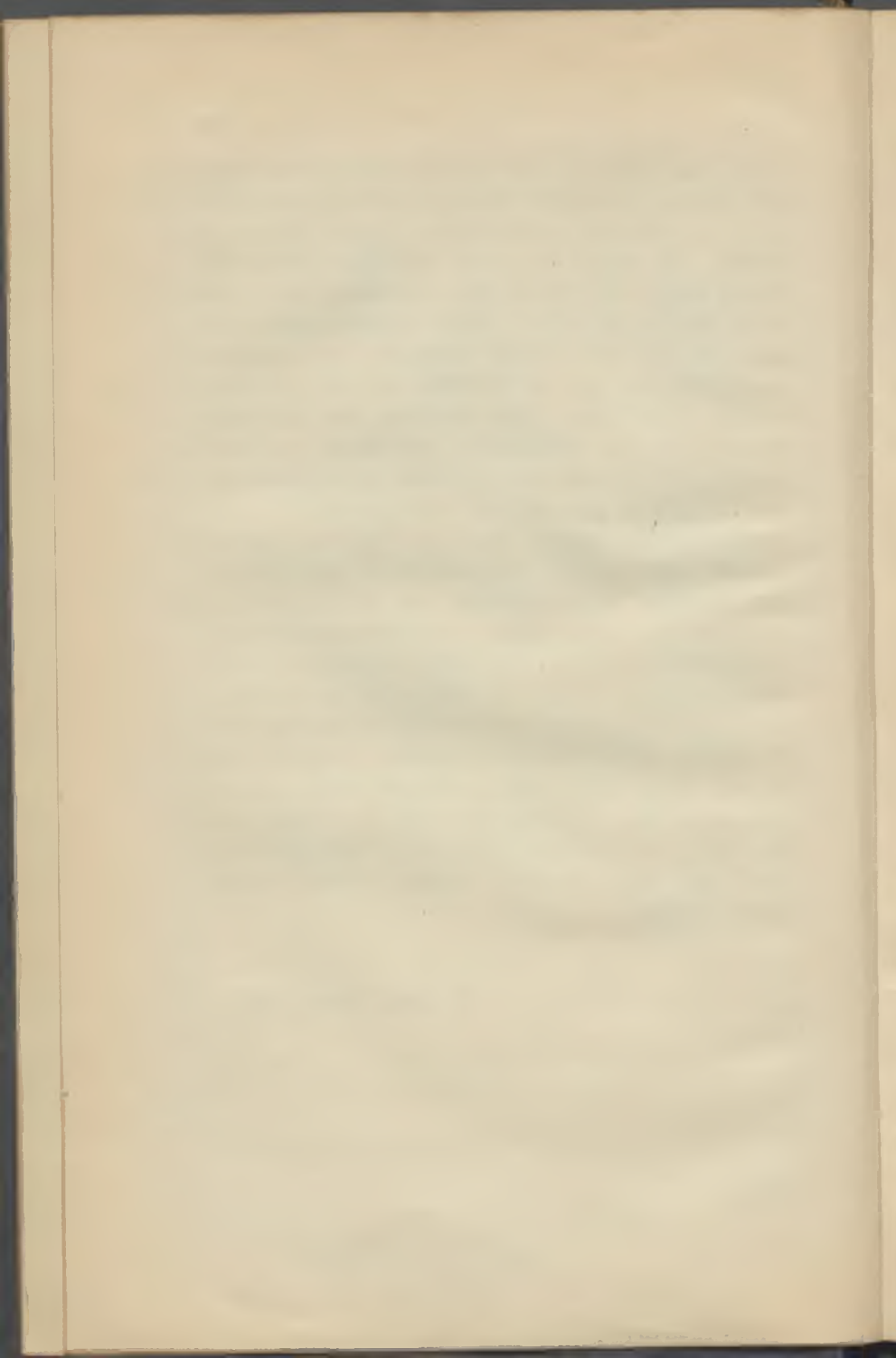
Was die älteren Perioden anbetrifft, auf denen die Gegenwart in natürlicher Entwicklung ruht, so bietet uns ein anderes, mindestens gleichwerthiges Werk von Athanassjew (Tschuschbinski)*) eine fast noch reichere Ausbeute. Dieser Autor geht mehr auf das Innere Rußlands ein und führt dem Leser das Leben der früheren russischen Remonteure, das Treiben der gewerbsmäßigen Pferde diebe, den eigenartigen Typ der Bourbonen (aus dem Cantonistenstande hervorgegangene Offiziere), die sogenannten, ebenfalls noch existirenden, Monchers (Bornehmtthuer unter den Offizieren), die Duellisten, Scenen aus dem Garnisonleben u. s. w. u. s. w. in höchst ergöglicher Weise vor.

Wir haben von dieser Lectüre ein solches Vergnügen gehabt, daß wir es für angezeigt hielten, den deutschen

*) Scizzen aus der Vergangenheit.

Leser, und nicht nur den deutschen Offizier, mit diesen sich einander ergänzenden Erzeugnissen der russischen Literatur in besonders ausgewählten Scizzen bekannt zu machen. Es würde uns, falls der Leser unseren Geschmack theilt, eine Freude sein aus diesen Born noch weiter schöpfen zu dürfen. Unsere verdolmetschende Aufgabe hat sich dabei darauf beschränkt, die allzugroße Nebseligkeit, an der die russischen Autoren im Allgemeinen leiden, unter voller Wahrung des nationalen Kolorits und der Lebhaftigkeit des Styls, so einzudämmen, daß das mehr Charakteristische schärfer hervortritt, das Ueberflüssige aber wegfällt. Mit Rücksicht auf einige Verschiedenheiten zwischen sonst und jetzt und auf die vielleicht nicht genauen Vorkenntnisse der Leser über die hier berührten Armeeverhältnisse, ist es von uns auch für zweckmäßig erachtet worden, durch erläuternde Zuthaten, Richtiggstellungen u. s. w. diese Lücken auszufüllen und auch nichtmilitärischen Kreisen das Verständniß zu erleichtern. Sollte der Leser finden, daß sich Vieles, was hier über die russische Armee, speciell die Offiziere, gesagt ist, auch bei uns, wenn auch in etwas modificirter Weise, zeigt oder doch gezeigt hat, so würden wir darin für unseren durch den Titel „Unsere alten Allirten“ gekennzeichneten Zweck eher einen Vortheil erkennen. Gleiche Brüder, gleiche Kappen!

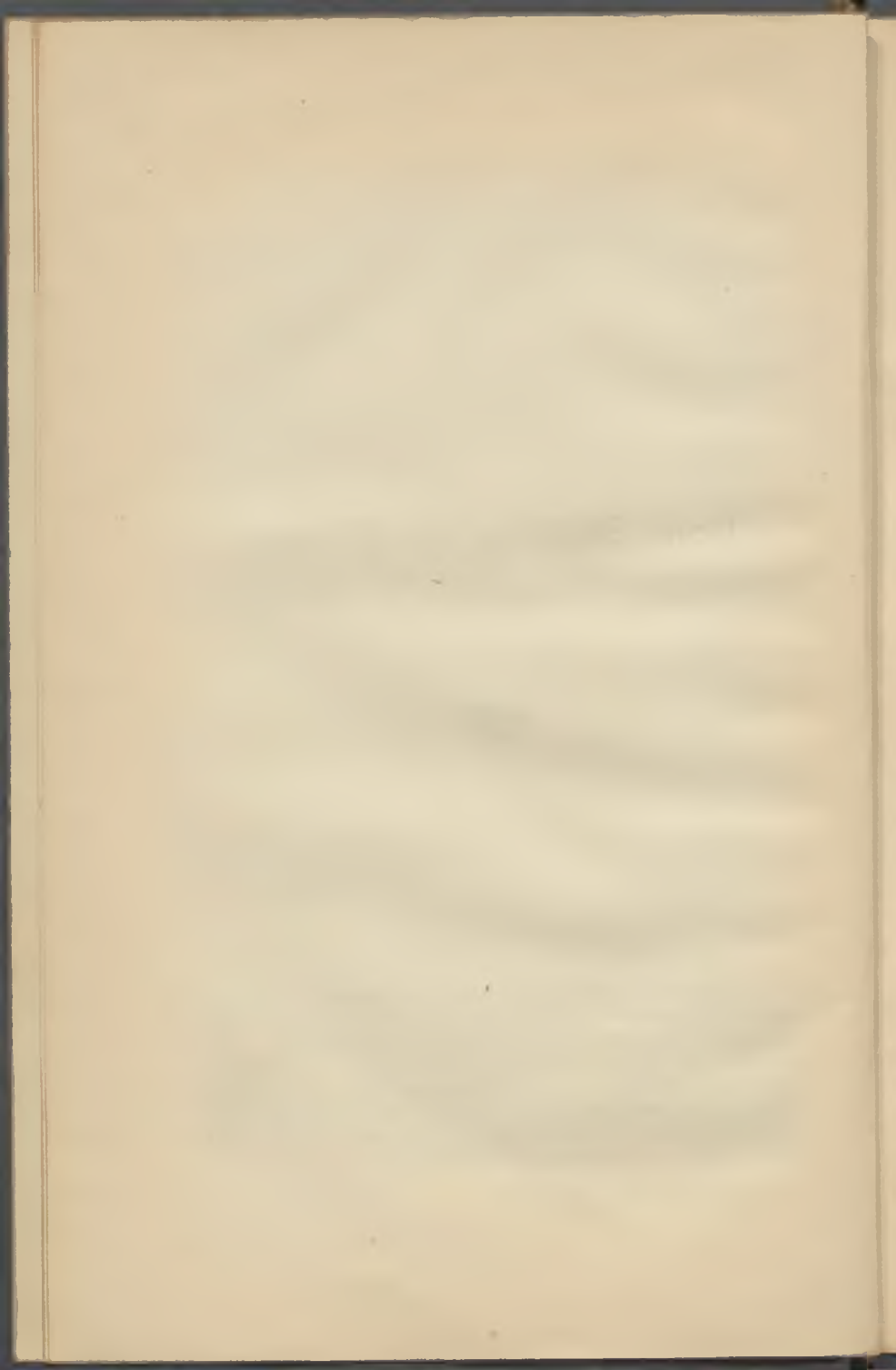
A. von Drygalski.



Vom Stabe in die Winter- Quartiere. *)



*) Die russischen Kavallerieregimenter sind während des Winters vielfach schwadronsweise in Dörfern und kleinen Städten in näherer oder weiterer Entfernung von dem Stabsquartier des Regiments untergebracht. Zu Anfang des Sommers rücken sie zu den Schwadrons-, Regiments-, Brigaden- und Divisionsübungen aus, an die sich die Manöver mit gemischten Waffen schließen. Sie bleiben auf diese Weise drei bis vier, ja fünf Monate fort und kehren erst zum Spätherbst wieder in die Wintercantonnements zurück.



Vorbereitungen und Geleit.

Guer Wohlgeboren, der Wachtmeister ist da.“

„Laß ihn herein.“

Der Schwadronswachtmeister erscheint — eine echt militärische, solide Persönlichkeit — und bleibt an der Thür stehen.

„Sei begrüßt, Andrei Wassilitsch, was bringst Du?“

„Guten Tag, Ew. Wohlgeboren! Morgen sollen wir ausrücken, und der Major (der Schwadronschef) läßt Sie bitten, die Schwadron zu führen, da er selbst krank ist und noch in der Stadt zurückbleiben muß.“

„Gut! Sage dem Major, ich werde den Befehl ausführen.“

„Befehlen Ew. Wohlgeboren sonst noch etwas?“

„Nein, sonst nichts . . . Doch ja: Stephan (Name des Burschen)! Bringe dem Wachtmeister einen Schnaps.“

„Danke gehorsamst, Ew. Wohlgeboren!“

Der Brantwein wird gebracht und gerne, in höflich-ceremoniöser Weise angenommen.

„Auf Ihr Wohl, Ew. Wohlgeboren!“ Der Wachtmeister tritt ab.

Also morgen geht es in die Winterquartiere. Um 8 Uhr soll ausgerückt werden, es heißt also um 6 Uhr aufstehen, und jetzt ist es erst 1 Uhr Nachmittags, also Zeit genug, um sich marschbereit zu machen, um so mehr, da die Bagage eines Offiziers nicht groß ist: ein zusammenlegbares Feldbett mit Lederkissen — ein Koffer mit Wäsche und Uniformstücken, ein

Teppich als unumgängliche Verschönerung der zigeunerischen Offizierskiste, ein Eskober, die Jagdflinte und vielleicht ein Hund — das ist die ganze Wirthschaft! Wißt Ihr aber, was dabei die Hauptrolle spielt? — Der Eskober, dessen charakteristische Typen man, wie es scheint, nur bei dem Armeeeoffizier zu finden vermag, weil er, als ein zum ewigen Umherwandern verurtheilter Mensch, ein solches, in allen Jahrmärktstribuden zu habendes Möbel gar nicht zu entbehren vermag.

Man denke sich einen kleinen Kasten etwa eine Elle lang, dreiviertel Ellen breit mit Hirschhaut überzogen, mit Eisen beschlagen und mit einem stets klappernden, innen angebrachten Schloß. Und doch, was geht in diesen bescheidenen Behälter nicht Alles hinein!

Zunächst ein kleiner, runder Reisesamowar zu 4 Tassen (Gläser), die nebenan ihren Platz finden, dann eine Messingkasserolle, deren Deckel im Nothfalle als Pfanne dient und daher mit einem Henkel versehen ist. Ferner ein Suppennapf und 4 Teller; (zwei flache, zwei tiefe,) eine große, eine kleine Theekanne, Zuckerdose, Salz- und Pfefferbüchse, Dintensaß und zwei große Flaschen mit Patentpfropfen. Alles das wird mit einem Präsentirtbrett bedeckt, das innen am Deckel des Kastens anliegt und durch einen daran festgemachten kleinen Spiegel vervollständigt wird. Dieser ganze Reichthum nimmt aber nur die obere Etage des Offizierskober's ein. Hebt man sie ab, so findet man unten noch einen Raum, der in sehr praktischer Weise ein Paar Messer und Gabeln, zwei Esklöffel und vier Theelöffel, Servietten und Handtuch, Feder, Bleistift und Federmesser, Kamm, Rasirzeug u. s. w. . . bis zur Stiefelbürste, beherbergt. Man sollte gar nicht glauben, wie bequem sich das Alles in dem kleinen Ding unterbringen läßt; fast als ob irgend ein pfiffiger Deutscher die Erfindung ausgetüftelt hätte und nicht, wie es in der That der Fall ist, ein „simpler Russe“.

Für die übrigen Sachen genügt ein kleiner Koffer, oder man stopft sie in die Packtaschen; in einer halben Stunde ist das gemacht. Aber es giebt doch noch Einiges zu bedenken: erstens muß man einen zweispännigen Gepädwagen miethen, denn wenn der Marsch auch nicht groß ist, so dauert er doch

drei Tage; zweitens hat man beim Traktir (Restaurant) als Begekost ein gebratenes Huhn, ein farcirtes Ferkel und etwa 36 mit Kohl gefüllte Piroggen (Pasteten) zu bestellen, denn sonst riskirt man, unterwegs geradezu zu verhungern.

Die Fressalien sind leicht besorgt; mit dem Gepäckwagen hat man mehr Umstände. Man geht auf die Poststation; der Fuhrhalter oder dessen Faktor ist natürlich einer von „unsere Leut“, mit allen charakteristischen Merkmalen im Gesicht, im Geruch und in der Kleidung. Wir tragen ihm unser Anliegen vor.

„Wie viele Pferde sagten Sie doch?“ entgegnet Izig mit höflichem Augenverdrehen.

„Zwei.“

„Nur zwai? Warum nur zwai! Sie müssen haben 'ne Troika (Dreigespann). Feine Leut' nehmen immer 'ne Troika und dazu 'ne Glock'. Werb' ich Ihnen geben die allerbesten Courierpferde!“

„Ich brauche das Fuhrwerk nur für meine Sachen.“

„Wie heißt Sachen? . . . Wenn Sie haben gute Sachen, als wie Krystall oder Fayence, müssen Sie auch fahren mit gute Pferd'.“

„Das geht Dich nichts an, ich will nur zwei Pferde und keine Troika!“

„Nu meintwegen auch zwai! . . . Warum nicht? Wohin wollen Sw. Wohlgeboren reisen?“

„Nach Swischlotsch.“*)

„Nach Swischlotsch? . . . Darf ich fragen warum so weit?“

„Dort steht meine Schwadron“

„Ei, das freut' mer! . . . In Swischlotsch werden Sie finden meine gute Freundin, de Madam Jankeln, was hält en Laden mit Rigaer Schnaps und allem Bedarf. Wird se machen ä scheens Geschäft. Aber entschuldigen Sie, Sie sagten, die Schwadron kommt erst dorthin. Warum gehen Sie nicht lieber nach Sfidel, da stehen doch auch Hulaner**) und der Weg ist nicht halb so weit . . .“

*) Der Ort der Handlung ist vermuthlich die Stadt Grodno in russisch Littauen, während die zu beziehenden Winterquartiere in der Richtung auf Biallytock, also mehr südlich, zu denken sind.

**) Soll heißen Manen, jetzt ebenso wie die Husarenregimenter zu Dragonern umgewandelt.

„Das ist die vierte Schwadron, und ich bin bei der ersten, und nun frage nicht lange, sondern sage Deinen Preis.“

„O wahr! was werd' ich viel nehmen? . . . Ich bin ein ehrlicher Mann, der Sie nicht wird betrügen; wollen Sie geben fünfundsranzig Rubel?“

„Fünfundwanzig Rubel?! Du bist wohl toll geworden!?“

„Gott soll mich schrafen, wenn's nicht ist der niedrigste Preis!“

Nun geht das unvermeidliche Feilschen los, das fast eine halbe Stunde dauert, und bei dem der Jude alle seine Ueberredungskünste, bald unserer Eigenliebe schmeichelnd, bald höhniſch über unsere „Knausrigkeit“ spottend, versucht und immer wieder auf die dumme Idee zurückkommt, ich sollte statt nach Schwischlotsch nach Eskidel marschiren, das sei doch näher. Von militärischen Verhältnissen hat das Volk keine Ahnung. Endlich einigen wir uns auf 11 Rubel außer Verpflegung für Pferde und Kutscher, die ich mit übernehmen mußte.

So, Gott sei Dank! Nun wäre Alles so weit für morgen in Ordnung, und man hat Zeit, von den in der Stabsgarnison zurückbleibenden guten Freunden Abschied zu nehmen.

Bei den Soldaten sind die Vorbereitungen zum Ausmarsch noch sehr viel kürzer, und wenn sie sich etwas ausdehnen, so geschieht es nur dann, wenn Jemand vom Wachtmeister die Erlaubniß erhält, den städtischen Markt (russisch Bazar) zu einem Einkauf zu besuchen. Meistens handelt es sich dabei um Utensilien für den eigenen Gebrauch oder um ein buntes Tuch, welches der Betreffende seiner „Winterwirthin“, bei der er schon voriges und vorvoriges Jahr im Quartier gelegen und „Gunst“ genossen hat, mitbringen will. Beim Abrücken aus dem Herbstcampement verpackt der Kavallerist seine kleine Privathabe am Sattel unter dem Woyloch, was höchstens 10—15 Minuten Zeit erfordert und daher erst kurz vor dem Satteln begonnen wird. Von seinem „Gevatter“ hat er sich schon am Abend vorher verabschiedet, wobei es ohne einen Scheidetrunk nicht abgeht. Blühte ihm aber am Ort eine gute Freundin, so hatte ihm dieselbe vorsorglich das Hemde gewaschen, die Strümpfe gestopft und ein Stück geräucherten

Schweinespeck als Wegzehrung in die Tasche gesteckt, damit der Soldat sie bis zum nächsten Sommer in gutem Andenken behalte.

Einige Schwierigkeiten standen dagegen noch dem Schwadronswachtmeister*) bevor, und das hatte folgende Bewandniß. Nehmen wir an, die Schwadron hat während der Herbstübungen sechs Wochen oder zwei Monate in irgend einem Dörfchen in der Nähe des Regimentsstabsquartiers gestanden. Beim Abmarsch muß jede Truppe von dem Starosten (Schulzen) eine Quittung darüber verlangen, daß die Einwohner von den Soldaten nichts mehr zu fordern haben. Die Bauern machen aber stets, ob mit Recht oder mit Unrecht, verzwickte Präntensionen. Da haben sie bei dem Jassuk den Gemüsegarten zertrampelt; dem Mazzei sind ein Paar Sielen und einige Bunde Stroh aus dem Schuppen verschwunden, und der Christoff hat, er weiß nicht wie, alle seine Hopfenstangen eingebüßt. Auf alle diese an die Einquartierung erhobenen Ansprüche gilt es Rücksicht zu nehmen, falls man vor dem Ausmarsch nicht noch eine lange Untersuchung wegen dieser Lumpereien vornehmen soll. Der Wachtmeister muß also, um die Quittung zu erhalten, Frieden stiften, und zwar so: Sowohl der Starost mit seinem Polizisten als auch Mazzei, Christoff und Jassuk kennen aus langer Erfahrung die Einigungsart sehr genau. Sie wissen, daß der Wachtmeister sie artig und freundschaftlich in die Schenke einladet und ihnen dort zwei, drei Quart Branntwein vorsetzt. Mazzei und Jassuk betrinken sich, schwätzen, werden schließlich gerührt, und man trennt sich in Frieden und Freundschaft: „Lebt wohl, Brüderchen! Glückliche Reise, und kommt bald wieder zu uns!“ Waren doch alle Klagen der verschiedenen Jassuk's und Christoff's nur auf Erlangung von Freischnaps berechnet.

In der Nacht vor dem Ausmarsch wacht der Soldat sehr früh auf. Am dunklen Himmel blitzen noch die Sterne, oder in der Luft liegt ein dicker, kalter Nebel. Die Hähne krähen

*) Unter Schwadronswachtmeister ist hier der wirkliche, eigentliche Wachtmeister zu verstehen. Außerdem befindet sich bei jedem Zuge ein sogenannter „Zugwachtmeister“, der aber nur den Rang der älteren Unteroffiziere oder, wie wir sagen würden, Sergeanten hat. Wir brauchen für diese Stellung mitunter das Wort „Zugältester“.

von den verschiedenen Enden des noch im tiefsten Schlaf befangenen Ortes. Der Reiter reibt sich aber bereits auf seinem Lager gähmend die Augen, stammelt ein Gebet, zieht die Stiefel an, wirft den Mantel über und begiebt sich, über den hart gefrorenen Hof schreitend, nach dem Pferdestall, wo der Gaul, leise wiehernnd, bereits auf seinen Pfleger wartet.

Noch ist es lange hin, bis der Schwadronstrompeter im Dorfe seine Kunde macht und auf seinem zerbeulten, alten Instrument den Generalmarsch in die nächtliche Stille hinausbläst und gleich darauf die Zugwachtmeister das langgezogene Kommando zum Satteln geben.

Der Soldat hat aber derweile schon sein Pferd geputzt, ihm den Morgenhafer gegeben, Heu in die Kufe gesteckt und dann das Thier wieder bedeckt. Dann geht er auf den Hof hinaus, um sich Gesicht und Hände zu waschen, wobei er nach alter, guter Sitte das Wasser zuerst in den Mund nimmt und es daraus in die Hände spritzt. Ein kaltes Vergnügen, aber gesund, und der Soldat fühlt sich darauf gleich munterer.

Nach dieser Bereinigung wendet er sich ernsthaft nach Osten, woselbst noch keine Spur von der beginnenden Morgendämmerung zu sehen ist, und nachdem er ein großes Kreuz geschlagen hat, flüstert er sein stilles Gebet. So vergehen mit Anziehen u. s. w. 1½ Stunden. Bereits krähen die Hähne zum dritten Mal, im Osten wird es heller, obwohl die Sterne noch immer am dunklen Himmel leuchten, während in einzelnen Hütten schon die Ofenfeuer prasseln und Rauch über die Dächer hinzieht. In irgend einem Schuppen blökt ein Kalb, am knarrenden Ziehbrunnen hört man den Schall des in das Wasser fallenden leeren Eimers . . . Es lassen sich hier und da Stimmen vernehmen; die Pferde prusten und schlagen mit den Hufen den gefrorenen Boden. Der Schwadronshund „Scharik“ mit dem Stutzschwänzchen und einem verletzten Hinterbein, das ihn zu drolligen Sprüngen nöthigt, läuft vergnügt bellend und überall schnüffelnd im Dorfe umher. Hier und da taucht in der Nähe der Hütten und Stallungen die dunkle, schattenhafte Figur eines Soldaten auf. In den winzigen Fenstern erscheint Licht — das Dorf ist erwacht.

Noch vergeht wohl eine Stunde, die Soldaten haben den Ruf längst erwartet, bis zum Satteln geblasen wird, worauf

sofort eine emsige Thätigkeit in den Ställen losgeht, begleitet von dem Schnauben und Ausschlagen der eigensinnigen Pferde und den ärgerlichen Ausrufen der Leute:

„Willst Du wohl! . . . Paß auf! . . . Ruhig, Satan! . . . Steh! . . .“

„Schlannik! halt Deine Baranessa fest! das Nas gnappt mit den Zähnen . . .“

„Botscharow! wo zum Henker hast Du meine Kardätsche gelassen? Gleich giebst Du sie her.“

„Prochimento! steck Deine Halfter fort! sie fällt herunter.“

Derweile gehen die Zugwachtmeister in den Ställen umher und feuern die Sattelnden an:

„Immer fix, Kinderchen, macht, daß Ihr fertig werdet Na, wird's bald, daß sich Keiner verspätet! Auf die Sekunde!“

Alle diese Mahnungen sind aber gar nicht nöthig, die „Kinderchen“ sind auch aus eigenem Antrieb auf die Sekunde bereit — und man sieht sie schon von den verschiedenen Höfen, den Gaul am Zügel führend, den schweren Säbel nachschleppend und die Lanze über der Schulter, zum Versammlungsort, dem Quartier des Wachtmeisters, hinziehen.

Andrei Wassilitsch, der Wachtmeister höchstselbst, ebenfalls längt auf den Beinen, geruht derweile eifertig seinen Thee einzunehmen.

Die Zugwachtmeister begeben sich zu ihm, um zu melden, daß die Leute versammelt sind, und er ladet sie gnädig ein, sein Frühstück zu theilen.

„Karp Makaritsch! Ilja Stepanitsch! Bitte, langen Sie zu! . . . ohne Umstände! . . . Schenken Sie sich ein! aber natürlich ein bischen eilig!“

Die Collegen trinken schnell den heißen, dampfenden Thee herunter, der eine aus einer Tasse, der zweite aus einem Glase, ein anderer aus einem irdenen Krüge, verbrühen sich dabei die Kehle, zwinkern mit den Augen, ziehen Grimassen; das schadet aber nichts, denn der Wachtmeisterthee hat stets — hohe Temperatur.

Jetzt tritt die Schwadronsmutter vor die Front.

„Seid Ihr alle da, Kinder?“

„Alle zur Stelle, Andrei Wassilitsch.“

„Hat Keiner was vergessen? . . . Seht nach!“

„Alles da . . . seien Sie unbesorgt!“

„Nun gut! . . . Aufgefessen!“

Und die Front geräth in Bewegung: die Soldaten schwingen sich gewandt auf die schwerbepackten, vor Kälte mit den Hufen stampfenden Pferde, aus deren Nasenlöchern Dampfwolken aufsteigen.

Endlich sind alle im Sattel und bringen die Zügel in Ordnung. Der Wachtmeister nimmt seine Czapka ab und befreuzigt sich — die ganze Schwadron folgt seinem Beispiel.

In der Nähe eines Hausens von Weibern und Bauern, sowie einiger Jungen, welche die frierenden Hände in den weit herabhängenden Ärmeln ihrer groben Hemden zu bergen suchen, sehen, auf ihre schweren Eichenstäbe gestützt, der Starost und der Polizist neugierig dem ganzen militärischen Treiben zu.

„Nun, Brüder, mit Gott!“ erhebt sich die Stimme des Wachtmeisters. „Stillgefessen! Zu Dreien rechts brecht ab, im Schritt . . . Ma — a — rsch!“

Und die Schwadron setzt sich langsam in Bewegung, über der dunklen Masse wehen in dem grauen Morgennebel die Lanzenfähnchen.

Die Jungen begleiten die Ulanen hüpfend und mit lautem Geschnatter, stets bemüht, den Schwadronshund Scharif zu necken, der seinerseits mit lautem Gecläff und immer auf drei Beinen, bald hinten bald vorne zwischen den Gliedern ist und sich offenbar sehr wichtig vorkommt. Freundlich schaut er den Leuten und den Pferden in die Augen, als ob er sagen wollte: Nun seht, Brüderchen, nun sind wir endlich wieder auf dem Marsch! Ja, der Scharif ist auch dabei! Ohne ihn geht es nicht! Nun wollen wir uns mal amüsiren, nur, nur . . . ein ganzer Marsch mit nichts im Magen! . . . Hol's der Teufel! lustig ist es doch! . . .“

Und sowohl Leute wie Pferde verstehen den Scharif: die Ulanen lächeln ihm zu, die Pferde aber wiehern gemüthlich, beugen die Köpfe herab und treten, um ihn bei seinem Hin- und Herlaufen nicht zu beschädigen, vorsichtig auf.

Der Starost und der Polizeimann, beide von dem gestrigen Liebeschnaps noch wohlwollend gestimmt, begleiten die Schwadron weit über die Dorfgrenze hinaus, während

auf der anderen Seite der Glieder ein junges Frauenzimmer mit nackten Füßen in der Nähe eines hübschen Soldaten eilig mit vorgebeugtem Oberkörper einherschreitet, um ja nicht von ihrem Galan abzubleiben. Dabei hat das Weib die Augen mit der Hand bedeckt und schluchzt bitterlich.

„Wein' doch nicht, dumme Gans, was hast Du denn!“ wendete sich der junge Kerl ihr zu. „Laß das Plärren! wir kommen ja wieder!“

„O — oi, mein Falke, Liebling meiner Seele!“ ertönt als Antwort unter verstärktem Schluchzen die von Thränen erstidte Stimme des Weibes.

„Schämst Du Dich denn gar nicht! . . . Höre auf! . . . Hier vor den Leuten mir nachzulaufen und zu heulen! . . . Hast Du heute Morgen nicht schon genug gehabt? . . . Die Kameraden lachen uns ja aus.“

„Aber laß' ihr doch!“ mischte sich ein toleranter Nebenmann ein: „das kennt man ja: Rumtreiberin, Soldatenmädel.“

„Di, Soldatenmädel, Soldatenmädel, wie kannst Du nur so reden! Er ist mein Herzensschatz!“ erwidert immer noch mit verhülltem Gesicht, und ohne Jemand anzusehen, das klagende Weib: „Ich kann doch meinen Falken begleiten, wohin ich will! . . . Er zieht fort und nimmt sich eine neue, eine Moskalin (Russin, im verächtlichen Sinne von den Polen gebraucht) und ich muß zurückbleiben! . . . O — oi, mein Falke, mein weißer Falke!“

„Wirst Du wohl machen, daß Du fortkommst! Sieh hier!“ drohte ihr der gestrenge Polizist mit seinem Amtsstabe.

„Aber Märchen, heule doch nicht“, sucht sie der hübsche Ulan von Zeit zu Zeit zu beruhigen. . . „das hilft ja nichts! . . . Wir kommen ja wieder, und dann bringe ich Dir ein rothes Tuch mit! . . . Hör auf! Schäme Dich!“

„Ja, ja, die Liebe!“ monologisiert der gemüthvollere Nebenmann.

Endlich haben sich der Starost und der Polizist zum letzten Mal zum Scheidegruß verbeugt und kehren kopfhängerisch zum Dorfe zurück. Auch die verlassene Soldatenliebste vermag mit ihren nackten Füßen auf dem hartgefrorenen Boden nicht mehr zu folgen, und die Schwadron verschwindet allmählich, einer langen dunklen Schlange gleich, hinter dem

Berge und reitet im leichten Nebel des beginnenden Tages in der Richtung auf die Stadt zu.

In der Aussicht, frühe aufstehen zu müssen, hatte ich mich am Abend schon zeitig zu Bette gelegt und, wie gewöhnlich vor dem Einschlafen, irgend eine Zeitung zur Hand genommen. Es war bereits 12 Uhr, als an meiner Hausthür energisch die Glocke ertönte, ein sicheres Zeichen dafür, die Besucher mußten Kameraden sein. Richtig: gleich darauf traten der Regimentsadjutant und der Quartiermeister (ebenfalls eine Offizierscharge und zum Stabe gehörig) mit Gepolter und in lustiger Stimmung zu mir ins Schlafzimmer.

„Na nu! . . . Schon im Bett? — Was ist das für eine Wirthschaft! Noch so frühe, und der Mensch schläft schon“, lachten sie mich aus. . . „Mach, daß Du aus den Federn kommst und spiele den Wirth! — Wir wollen Abschied von Dir nehmen. Es kommen noch mehr!“

„Der Teufel hat Euch hergebracht: was soll ich Euch denn vorsehen?“

„Wird sich schon was finden! . . . Tisch auf, was Du hast. Schnaps, Brod, Salz, wir sind mit Allem zufrieden.“

Was war zu thun? Ich schickte meinen Burschen in die Stadt, um zu sehen, ob er nicht bei einem Traktir (Restaurant) noch irgend etwas Genießbares austreiben könne.

Derweile machte sich mein Reitknecht mit dem Samowar zu thun, dessen Kohlengluth er nach Soldatenmanier mit dem langen Schaft eines Reitstiefels anzufachen suchte.

„Aber wo steckt denn Apronja?“ erkundigte sich der Adjutant nach meinem Wohnungsgenossen, der unter guten Freunden nur mit diesem Necknamen genannt wurde.

„Wo soll er sein? — Natürlich wie immer im Theater.“

„Aha, hinter der Elsinorska her! Ein famoscs Frauenzimmer! Hat die einen Cancan am Leibe! . . Und mit welchem Chic sie Couplets singt!“

„Ja, ja, das ist ihre Force. Uebrigens ein gutes Mädcl . . .“

Nun begann die gewöhnliche Offiziersunterhaltung: über Pferde, die Vorgesetzten, Frauenzimmer, Bucherjuden und

über den gerade modernen Roman „Mlle. Giraud — ma femme“.

Da wurde wieder die Klingel gezogen, und herein trat mein Freund Apronja.

„Du, Bruder, ich habe Schauspielerinnen mitgebracht“, wandte er sich, nachdem er die Anderen begrüßt hatte, mit geheimnißvollem Flüstern an mich.

Wir mußten unwillkürlich lachen. „Eine nette Bescheerung, wo sind sie und wie viele?“

„Gleich hier!“ und er zeigte nach unseren Wohnräumen. „Eine ganze Troika (Dreigespann)! Und Hunger haben wir für zehn! . . .“

„Eine ganze Troika?! Aber sie sind ja so still, gar kein Scandal zu hören?“

„Wartet nur: sie legen erst ab . . . Ist das ein miserables Nest!“ fuhr Apronja ärgerlich fort. „Eben erst ist das Theater aus, und wir sind in der ganzen Stadt herumgefahren, alle Restaurants geschlossen! Wo soll man da soupiren! Barbara Semjonowna hat sich nicht einmal umgezogen und ist, um keine Zeit zu verlieren, in ihrem Debardeurostüm geblieben, aber wir kamen doch überall zu spät; gemeines Loch! Da sagte ich denn kurz entschlossen: ‚mes dames, kommen Sie zu uns und nehmen Sie fürlieb‘, und da sind wir! Hast Du was?“

„Aber was schließt Ihr Euch da ein?“ riefen aus dem Nebenzimmer mehrere lustige und ungeduldige Stimmen. „Laßt doch wenigstens Licht bringen . . . wir stecken ja im Düstern.“

Sofort befahl ich die Lampen anzuzünden, Feuer im Kamin zu machen und Thee zu reichen. Derweilen zog ich mich schnell an und begab mich dann zu den unbetenen Gästen, denen meine Kameraden bereits im Salon Gesellschaft leisteten.

Da traf ich eine hübsche Scene: Eine große Lampe mit rosa Schirm erfüllte das Zimmer mit mattem Licht, im Kamin prasselte das trockne Holz. Zwei der Künstlerinnen, die Kassandra und die Nadezka — beide sehr hübsche und flotte Personen — standen, mit Fechthandschuhen und Drahtmasken angethan, mitten im Zimmer und fochten, martialische Stellungen annehmend, mit Rappieren, zum größten Gaudium

meines lautbellenden und den Mädchen in die Röcke beißenden Teckels. Die Flamme meines Kameraden aber, Fräulein Elfsinorška, in einem reizenden Debardeurcostüm, in welchem sie eben noch im Theater gewirkt hatte, saß am Pianino und sang, sich selbst begleitend, das pikante Couplet:

A Provins
On récolte des roses
Et du jasmin et des tra-ta-ta-ta
Et beaucoup d'autres choses!

Wer wollte bei einem solchen erfrischenden und vielverheißenden Anblick über die verlorene Nachtruhe verstimmt sein und so muntre Gäste nicht willkommen heißen!

„Ja, Kinder, vom Singen werden wir aber nicht satt!“ mahnte mich Apronja an meine Wirthspfllichten. „Sag, Mensch, haben wir was zu Hause?“

Soeben kam mein Bursche von seiner Fouragierexpedition zurück.

„Da hast Du gleich die Antwort,“ erwiderte ich dem Frager. „Wie steht's, Stephan, was bringst Du mit?“

„Alles zu, Erw. Wohlgeboren. Nur vier kalte Kakletten (Cotelet's) habe ich gekriegt, und bei einem Juden zwei Stückchen marinirten Hecht.“

„Na wenig aber mit Liebe! Unsere Aktien steigen! Aber sollten wir nicht noch Reste zu Hause haben?“

„Ja,“ erwiderte Stephan, „Hommer (soll Hummer heißen) ist auch noch da, etwas geräucherter Stint . . . ein Happen Käse . . . und eine halbe Büchse mit Pickeln.“

„Und das sagst Du erst jetzt, Kameel! . . . Her damit . . . Shimo (Fix)!“

Die genannten Borräthe, zu denen sich noch einige Maronen und ein paar Birnen fanden, wurden gebracht und verschwand eben so schnell von den Tellern.

Da klingelte es wieder und wieder, und gleich darauf wurde unsere Gesellschaft durch noch vier Kameraden vermehrt.

„Wir sahen bei Euch noch Licht und hörten Musik — und da sind wir.“

„Wie seid Ihr hergeschneit?“

„Wir kommen von der Kolodowitsch, wo man uns mit

Thee abgesehen hat . . . Habt Ihr nicht einen Schluck Wodka (Schnaps) im Vorrath?"

"So viel Ihr wollt, aber mit dem Zubiß (russisch sakuska) sieht es schwach aus."

"Nun und Deine Marschkost?"

"O weh! Die kommt erst morgen um sieben Uhr vom Traktir!"

"Ew. Wohlgeboren, wir haben noch Kartoffeln im Keller!" rief als Retter in der Noth Stephan von der Thüre aus . . .

"Auch Fett und Zwiebeln sind da . . . wenn die gekocht und dann gebraten würden, das ist schnell fertig."

"Kartoffeln! . . . Bravo! Her mit den Kartoffeln!" riefen in die Hände klatschend unsere weiblichen Gäste. „Mes dames Seelchen, die bereiten wir selbst! Seelchen, das wird urkomisch!"

Gesagt, gethan, die Mädeln machten sich ans Werk, und das dampfende Gericht wurde mit Sherry heruntergespült. Als Knalleffect brachte Apronja schließlich sogar ein paar Flaschen Champagner zum Vorschein, und nun ging es ans Toasten, wobei Jeder den Anderen an originellen Einfällen zu überbieten suchte, und wobei den Damen, Mutter Eva, dem Sündenfall, dem Baum der Erkenntniß u. s. w., der Löwenantheil zufiel. Dazu sang uns die Elfsinorska am Klavier ihre Schelmenliederchen, was die allgemeine Fröhlichkeit noch erhöhte.

Die Lustigkeit steigerte sich noch, als mein immer mehr in Ekstase gerathender Freund Apronja, der einen ganz leidlichen Baryton besaß und sehr musikalisch war, sich seinerseits ans Pianino setzte und unter den begleitenden Accorden eines Kavalleriemarsches das bekannte russische Reiterlied: „Du legtest mir die Zügel an“, vortrug.

Du legtest mir die Zügel an,
Den Sattel auf den Rücken,
Und nahmst mich an die Longe dann,
Dein Pferdchen voller Tücken.

"O ja! in dieser Hinsicht bin ich ein erfahrener Bereiter!" rief mit Lachen die Elfsinorska, und wie zur Bestätigung ihrer Ruhmredigkeit ergriff sie eine an der Wand hängende Manegepeitsche, stellte sich in die Mitte des Zimmers und begann damit sehr geschickt nach dem Tacte zu knallen.

Apronja fuhr mit seinem Gesange fort:

Dein Stimmchen hör' ich überall,
Von den Signalen zieht's mich ab,
Und Deines Namens lieber Schall
Ertönt statt des Kommandos „Trab!“

„Zawohl, und in Arrest dann schwabb!“ fügte improvisirend die Kassadow hinzu, welche sich ein wenig über den ihrer Collegin zutheil werdenden Vorzug ärgerte.

O, laß es, Engel, mich gestehn
Und Dir gehorsamst rapportiren,
Für Deine Liebe ohne Thrän'
Will ich mein bestes Pferd verlieren.

„Danke für den schmeichelhaften Vergleich!“ rief die Głssinorska mit erkünsteltem Zorn und unter einer ironischen Verbeugung dem Sänger zu.

Ueber die weiteren Vorgänge dieses improvisirten Abschiedsfestes will ich einen Schleier ziehen, genug, daß wir auch noch einen richtigen Ulanenpunsch brauten, die stets durstige Regimentsmusik kommen ließen und unsere Schönen erst um 6 Uhr Morgens nach Hause brachten. —

II.

Auf dem Marsch.

Als ich nach Hause zurückkehrte, stand eine Britschka, eine Art in Polen gebräuchlicher Wagen, mit zwei Postpferden bereits auf dem Hofe, und die Burschen luden meine Sachen auf. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, Thee zu trinken und meine Marschuniform anzulegen, worauf ich mich zu meiner Erfrischung zu Fuß durch die kaum erwachte Stadt an das hügelige Ufer des Niemen begab. Die Helle des Tages trat immer mehr in ihre Rechte. Da bin ich schon am Abstieg zum Flusse, aus dem ein dichter weißer Nebel aufsteigt.

Am Ufer schwimmen weißliche Schaumstücke, „Talg“, wie wir sagen. Von der Fähre ist noch nichts zu sehen, sie liegt,

auf der anderen Seite von dem Nebel verhüllt, durch den man nur in schattenhaften Umrissen die Schluchten und Höhen des jenseitigen Flußrandes mit den Dächern seiner von Juden bewohnten Häuserchen und den Glockenthurm des Franziskanerklosters erblickt. Es ist kalt, die Luft ruhig. Die Schwadron ist noch nicht eingetroffen, an der Fährstelle steht aber ein Mensch, der ein in eine Decke gehülltes Pferd am Zügel hält. Es ist mein Reitknecht, der dort mit meinem Schlachtroß, „dem Veteran“, wartet. Ich streichle das gute Thier und setze mich in Erwartung der Schwadron auf einen der am Ufer aufgehäuften Balken. In den katholischen Kirchen läutet man zur Frühmesse. Einige schmutzige, in Lumpen gehüllte Juden steigen den Abhang herunter und nehmen unter lautem Gezänk ihre gewöhnlichen Verkaufsstellen in der Nähe der Fähre ein, wo sie alle möglichen Gewaaren in Gestalt von Semmeln, gebratenen Kartoffeln und halbfaulen Äpfeln feilhalten.

Auch einzelne Soldaten beginnen sich zu zeigen, Weiber, Hebräer, Handwerker, Bauern mit Wagen, die übergesetzt sein wollen. Auch meine Britschka trifft ein. Eine ältere polnische Dame mit einem Gebetbuch in der Hand begiebt sich zur Frühmesse, und als sie einen der verhassten Russen sieht, wendet sie das Gesicht ab und speit verächtlich aus. Von Zeit zu Zeit hört man auf dem Fluß die gedehnten Rufe der Fährleute und der Schiffer, die auf ihren „Berliner Rähnen“ den Niemen abwärts nach der preussischen Grenze zu treiben. An der Fährstelle hat zwischen den Juden und den Soldaten bereits ein sehr laut werdender Handel begonnen.

Ein Paar alte Hosen werden hin- und hergerissen, genau auf ihre Würde untersucht, und ein Jude sucht den anderen „bei diesem vortheilhaften Geschäfte“ aus dem Felde zu schlagen.

Endlich hört man aus der Ferne, immer näher kommend, die hohen Falsettöne der Schwadronsfänger untermischt mit dem Rasseln des Tambourins und dem Schall der Becken.*)

*) Diese Schwadrons- und Kompagniefängerschöre spielen bei der russischen Armee eine große Rolle, da sie auf den Marschen und im Lager die stets nur beim Stabe befindliche Regimentsmusik ersetzen und die Leute erheitern.

A. v. Drygalski, Unsere alten Alliierten.



Mein Pferd, die bekannten Klänge vernehmend, spitzt die Ohren und schlägt unruhig den Boden. Und richtig, da naht auch schon, die blau und weißen Lanzenfähnchen hoch in der Luft, unsere Schwadron auf ihren Klappen. Der Wachtmeister macht Halt und läßt die Züge stramm an sich vorbeidefiliren. Als er mich gewahr wird, kommandirt er noch extra „Stillgefessen!“ und dann „Schwadron halt!“ worauf er mit der Hand an dem Schirm der Szapka meldet, daß bei der Schwadron „Alles in Ordnung“*) ist.

„Morgen, Ulanen!“

„Gw. Wohlgeboren Gesundheit zu wünschen!“ hallt es von mehr als hundert kräftigen Stimmen ausgestoßen, laut von der Front zurück.

„Abgefessen! Rührt Euch, das Gepäck nachsehen!“

Unter dem Klappern der Säbel steigen die Leute ab, schneuzen sich, und eine allgemeine Bewegung tritt ein. Der Eine zieht den Sattelgurt fester und liebkost dabei sein Pferd, ein Paar Andere haben sich bereits ihre Pfeifen angesteckt oder drehen sich schnell mit Hülfe von Zeitungspapier eine Cigarette. Es riecht nach niederträchtigem Tabak (russisch Machorka). Wieder Andere feilschen lustig mit den Juden um Semmel, und ein junger Ulan, froh wie ein König, hat sich beide Bäckentaschen mit heißen Kartoffeln vollgestopft. Ein Paar Kerls sehen sich, abseits von der Schwadron, vorsichtig um und flüstern miteinander. Augenscheinlich haben sie die größte Lust, der naheliegenden Schnapsbude einen Besuch abzustatten und schnell noch einen zu heben. Die Menge der Pferde verdeckt ihre schlau ersonnenen Zickzackwege, aber das scharfe Auge des Wachtmeisters, der die Neigungen seiner Schwerenöther ganz genau kennt, ist ihnen auf der Spur. Er ruft nur ihre Namen und droht bezeichnend mit der Faust, worauf die beiden durstigen Seelen mit sehr dummen Gesichtern machen, daß sie wieder an ihre Plätze kommen.

„Heda, Fähr! . . . Hol' schnell über!“ ruft der Wachtmeister gelehrt durch ein Sprachrohr zum anderen Ufer hinüber.

*) Diese stereotype Meldung wird stets auch dann gemacht, wenn an der Ordnung noch Manches fehlt.

„Kommt schon!“ hallt es ebenso aus dem Rebel von der Mitte des Flusses wider, und nach 10 Minuten stößt die dunkle Masse des Prahms mit lautem Rettengerassel schwerfällig an's Land.

„Zugweise übersetzen. Erster Zug im Schritt, vorwärts Marsch!“

Das Einladen beginnt mit dem unvermeidlichen Geräusch, Drängen, Scharren der Pferde, Ermahnungen zur Vorsicht, Schimpfen u. s. w. Die Fähre stößt endlich ab, und es dauert 20 Minuten bis eine halbe Stunde ehe sie wieder zurückkehrt. Die ganze Schwadron braucht zum Uebersetzen wohl 1½ Stunden. Das ist für Jemand, der erst mit dem vierten Zuge aufbrechen darf, ein langweiliges Warten. Man raucht eine Papyrosse nach der anderen und weiß nicht, wie man die Zeit todtschlagen soll. Zum Glück kommen endlich die in der Stabsgarnison verbleibenden Kameraden, die uns nach gutem Gebrauch das Geleit geben wollen. Es erscheint auch der Regimentschneider, Mowscha Elkes, der es als eine heilige Pflicht betrachtet, bei allen das Regiment betreffenden Gelegenheiten, bei den Manövern, beim Exerziren auf dem Platz, bei den Besichtigungen, bei der Ankunft und dem Abmarsch der Schwadronen und bei allen Festlichkeiten der Offiziere, dann natürlich nur im Hausflur, zugegen zu sein. Bei den Manövern, den Besichtigungen und beim Abrücken der Schwadronen in die Winterquartiere bringt er gewöhnlich eine Flasche mit Wodka in der einen, ein Bündel mit Weißbrod in der anderen und Birnen in allen übrigen Taschen mit, und nimmt es sehr übel, wenn die Herren Offiziere seine Liebesgaben verschmähen. Auf Mowscha Elkes folgt wie eine Ente watschelnd, Madam Chaika, die ebenso wie ihr Glaubensgenosse Mowscha, vom Regiment unzertrennlich ist und sich „als bei den Hulanen attachirt“ betrachtet. Madam Chaika Pikow — ein schon bejahrtes Frauenzimmer — hat das Vorrecht, alle Offiziere des Regiments mit Papyrossen und Cigarren zu versehen, außerdem liefert sie aber auch gern Thee, Zucker, Lichte, Wein, Taschentücher, Strümpfe und im Allgemeinen Alles — sage Alles, was zu einer Offizierswirthschaft gehört.

Beide begrüßen die Offiziere, und Mowscha präsentirt höflich einen Schluck auf die Reise.

„Danke schön! Mir ist jetzt nicht danach . . .“

„Nun, wollen Sie mir kränken? Hab' ich doch heute schon bei Ihnen getrunken . . .“

„Heute, wie kann das sein?“ riefen wir Alle verwundert.

„Nun ja, heute Nacht . . .“

„Warst Du denn da?“

„Werde ich nicht sein gewesen? . . . Natürlich war ich da, die Chaika auch, haben wir zugehört die Musik, wo hat gespielt in Ihrem Quartier. Haben wir gestanden draußen bei die Trumpeter.“

„Na, wie erfuhrt Ihr das denn?“

„Oho, wir wissen Alles, unsre Leut' haben 'ne feine Nase und scharfe Ohren! . . . Entschuld'gen Sie!“

Nun kommt auch der Regimentskommandeur mit dem Adjutanten, um der Schwadron das Geleit zu geben. Wir alle, einschließlic Scharik, Chaika und Elkes, setzen mit dem vierten Zuge über und treffen auf dem anderen Ufer die anderen uns bereits in Frontaufstellung erwartenden drei Züge. Der Oberst reitet die Linie ab und wünscht den Leuten einen glücklichen Marsch.

„Die Sänger auf den rechten Flügel!“

Die Zugwachmeister geben den Befehl weiter, und etwa 20 Ulanen reiten mit all ihren Musikinstrumenten aus dem Gliede heraus, um sich auf dem rechten Flügel stimmenweise zu ordnen.

„Nun, mit Gott! . . . Lebt wohl, Kinder!“

„Auf gesundes Wiedersehen, Ew. Hochwohlgeboren!“*) beantworteten die Leute lustig und kräftig den Gruß ihres Kommandeurs.

„Für jeden von Euch von mir einen Schnaps!“

„Wir danken ganz gehorsamt!“ brauste es noch fröhlicher durch die Glieder.

„Mit Gott!“

*) In der russischen Armee werden die Offiziere von den Leuten nicht mit ihrer Charge, sondern mit Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochwohlgeboren und Ew. Excellenz angeredet.

„Escadron! . . . Zu Dreien rechts, Richtung links, im Schritt . . . Marsch!“

Und in guter Ordnung, mit angefaßten Lanzen, Augen links, marschirt die Schwadron, die Pferde schön versammelt, an dem Obersten vorüber.

„Seht auf dem Feld den weißen
Schnee Ihr glänzen?“

hebt mit hoher, vibrierender Tenorstimme der Vorsänger an, der, in der Rechten die mit bunten Bändern und Glöckchen geschmückte Machalka**), seiner Schaar vorausreitet.

Der Chor fällt lebhaft unter dem Klange der Becken und Schellentrommeln ein, und unter dieser nationalen, laut gellenden, von schrillen Piffen begleiteten und die Nerven eigenthümlich ergreifenden Musik rückt die Schwadron nach den sich weit vor ihr ausbreitenden Niemenebenen ab, die sich erst am Tage vorher mit dem ersten jungfräulichen Schnee bedeckt hatten und bei der höher und höher steigenden Sonne in tausend brillantartigen Funken schimmerten.

Die Schwadron zog sich bei dem Marsche mehr auseinander. Voran die Sänger, hinter ihnen nach den Nummern geordnet, die Züge, zuletzt die lange Reihe der Handpferde und dann der Unteroffizier du jour, dessen Aufgabe es ist, auf Ordnung zu sehen und zu verhindern, daß Jemand zurückbleibt. Etwas seitwärts, von der Schwadron gesondert, reitet am Rande der Straße der Wachtmeister mit zwei Zugältesten in lebhafter Unterhaltung. Die Beziehungen des Wachtmeisters zu den „Unteren“ (Unteroffizieren) im Allgemeinen und zu den „Zugältesten“ im Besonderen, sind durchaus auf Höflichkeit (der Russe sagt Politik) basirt, und sie reden einander stets mit „Sie“ an. Mögen sie noch so befreundet mit einander sein, Niemand wird es einfallen, den Anderen zu duzen. Dieses gegenseitige „Sie“ drückt bei ihnen die Achtung und die Hervorhebung der besonderen Stellung des Unteroffizierstandes aus. Ja, selbst wenn irgend ein Gemeiner, den die Unteroffiziere am Tage vorher noch mit „Du“ angeredet haben, die Treppen erhält, so nennen ihn nicht nur alle Unteroffiziere, sondern auch alle Soldaten sofort „Sie“. Der Wachtmeister wird auch von

**) Machalka = eine Art kleiner Schellenbaum mit Hirschschweifen.

den Offizieren stets mit seinem Vornamen und Vatersnamen angeredet, bei dienstlichen Gelegenheiten aber von den Leuten mit „Herr Wachtmeister“. Er wieder erweist diese Auszeichnung, d. h. die Nennung des Vor- und des Vatersnamens, nur den Zugältesten, während er den anderen Unteroffizieren nur das „Sie“ und den Familiennamen giebt. Dabei haben nicht etwa die Vorgesetzten diese „Politik“ bei den Unteroffizieren in's Leben gerufen und halten darauf. Im Gegentheil, manche Offiziere aus der alten Schule sind mit diesen „Feinheiten“ ihrer Wachtmeister nicht zufrieden. Der Gebrauch läßt sich aber nicht ausrotten. Und warum auch? Es liegt in dieser Höflichkeit, in dieser Betitelung mit „Andrei Wassilitsch“ und „Karp (eigentlich Polnkarp) Mafkaritsch“ u. s. w. ein richtiges Gefühl für die Würde des Standes und je weniger Grobheit im persönlichen Verkehr zwischen Soldaten herrscht, desto besser!

In der Ferne zeigt sich das schwarze Kreuz einer sogenannten Busheminka (Kreuz mit dem Christusbilde) und nicht weit davon ragt das Strohdach einer am Kreuzwege liegenden Kortschma (Kretscham, zu deutsch Krug) in die Luft. Von dieser Schenke an führt unsere Straße rechts ab über das Städtchen Indura bis zum Dorfe Profopowitschi, wo wir unser erstes Nachtquartier haben. Von der Stadt bis hierher sind es ungefähr 7 Werst, es ist mithin Zeit, sich bis zum Krüge, wo ein kurzer Halt gemacht werden soll, durch einen kleinen Fußmarsch die Beine zu vertreten und auch die Pferde zu entlasten. Das pflegen Leute und Pferde immer gerne zu haben, namentlich im Winter, wenn sich die Kälte mehr oder minder erstarrend geltend macht.

Meine Britschka mit der Ordonnanz auf dem Bock fährt im Trabe an uns vorbei nach dem Krüge zu, um schon vor unserer Ankunft den Koffer mit dem Frühstück abzuladen. Nun sind auch wir da — eine kleine, niedrige, schmutzige Kabacke mit schwarzem, moosbewachsenem Dache, aus dem trockene Grasbüschel in die Höhe ragen. Aus dem niedrigen, rußigen Schornstein steigt Rauch auf. Daneben steht ein Zieh-

brunnen mit langem, knarrendem Krahn, aus dem eine Tagelöhnerin Wasser emporholt. Zwei verkommene böse Köter klaffen auf die Pferde und unseren Scharik ein, der sich aus Angst vor diesen grimmigen Feinden mit eingeklemmtem Schwanz so schnell wie möglich hinter die Front zurückzieht.

„Escadron, halt! . . . Die Zugunteroffiziere mit Kesseln zum Brantweinholen!“

In froher Erwartung auf den Schnaps, suchten sich die Soldaten auf alle mögliche Weise die Kälte zu vertreiben. Sie rangen miteinander, warfen sich mit Schneebällen, rieben sich die erstarren Finger mit losem Schnee und dergl.

In der kleinen, niedrigen Schenke herrschte eine wärmere Temperatur. Der Backsteinofen glühte, und der Torfrauch biß in die Augen. Einige schmierige Judentinder krochen in bloßen Hemden auf dem schmutzigen, feuchten, ungedielten Boden herum. Zwei Frauenzimmer in nassen Lumpen machten sich mit Kasserolen am Ofen zu schaffen und kochten Fische zum nahen Schabbes (Sabath). Schmutz, Gestank überall, aber nicht etwa Armuth, bewahre!

In dem Verschlag, durch den wir Offiziere in ein besonderes Zimmer geführt wurden, hingen ganz stattliche Fuchspelze, Paletots, Mantillen und sogar die seidenen Kleider derselben Jüdin, die sich in so derangirter Toilette ihren häuslichen Arbeiten hingaben.

Die Schenke hatte trotz ihres elenden Außern einen guten Platz und brachte, nach den Mantillen und Kleidern zu schließen, eine hübsche Einnahme. Hier fanden sich an den Markttagen gewöhnlich die jüdischen Vorkäufer ein, um den Bauern die zu Markt gebrachten Produkte schon vorweg abzuhandeln. Hier vertranken auch die Verkäufer einen guten Theil ihres Erlöses, und wer aus der Stadt zurückkam, machte wenigstens auf ein paar Minuten Halt, um einen „Ketch“ auf den Weg zu trinken.

Die Wachtmeister feilschten mit den Hebräern um den Brantwein, von dem eine Schwadron gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Eimer braucht. Die Juden waren unverschämt genug, für den Eimer 5 Rubel zu verlangen, da es auf eine große Strecke weiter keine andere Schenke gab und sie diesen Umstand ausnutzen wollten.

In dem engen Raume hinter dem Verschlage, wohin man

uns wies, hatte meine Ordonnanz bereits den Marschimbiß: zwei kalte Brathühner und eine tüchtige Portion Piroggen, Brod, Käse u. s. w. aufgetragen. Nach dem frugalen Abschiedsessen in meinem Quartier und der durchschwärmten Nacht, im Verein mit dem frischen Morgenritt, schmeckte uns dieses Frühstück, das wir mit Sherry und Rothwein begossen, ganz vortrefflich. Derweile handelten draußen, dicht vor unserer Thüre, die Wachtmeister noch immer um den Branntwein. Die Juden wollten keinen Groschen ablassen.

Ich ärgerte mich über die Geschichte und befahl Schljarrow (dem Wachtmeister), ein Ende zu machen, damit die Leute nicht länger in der Kälte zu warten brauchten.

„Aber Ew. Wohlgeboren,“ antwortete der Brave, „das ist doch gar nicht möglich. Die Hundsfötter verlangen für den Eimer 5 Rubel, und sonst geben wir immer nur 3¹/₂. Wollen Ew. Wohlgeboren den Kerls umsonst über zwei Rubel in den Nachen werfen? Wir handeln ihnen schon noch etwas ab.“

„Nun, dann meinertwegen, aber mach' schnell.“

Und richtig ließen die Juden den Eimer um einen halben Rubel billiger. „Das ist doch wenigstens noch zu ertragen!“ rapportirte immer noch etwas entrüstet der Wachtmeister, „aber Ew. Wohlgeboren,“ fragte er dabei etwas verlegen den Kopf senkend, „wie wird es nun mit dem Schnaps, den uns der Herr Regimentskommandeur versprochen hat?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ erwiderte ich achselzuckend: „auf dem Marsche, wenn der Schwadronschef nicht dabei ist, wird der Branntwein gewöhnlich von den Offizieren gezahlt. Was Ihr also jetzt trinkt, kommt auf meine Rechnung.“

„Ganz wohl. Dann ist es das Beste, wir versparen den Kommandeurschnaps, bis wir in die Quartiere zurückgekehrt sind. Zwei große Gläser auf ein Mal sind für die meisten Leute zu viel. Sie besaufen sich sonst.“

„Gut, so mache es so, und die, die nicht Branntwein trinken, bekommen dafür Bier oder Meth.“

„Zu Befehlen!“

Dem Wachtmeister wurden bei dieser Gelegenheit wie üblich ein Glas Wein und zwei Pasteten gereicht.

Ein solches Zeichen von Aufmerksamkeit seitens der Offiziere

ist den Unteroffizieren immer sehr schmeichelhaft und hebt sie auch in den Augen der Leute.

Nachdem ich den Wirth bezahlt hatte, begaben wir uns hinaus zur Schwadron. Dort waren die Zugältesten bereits mit der Schnapsvertheilung fertig. Jeder Soldat tritt der Reihe nach an den Unteroffizier heran, der ihm den aus dem Kessel geschöpften Branntwein in einem ziemlich inhaltreichen Glase aushändigt. Die meisten Leute trinken nicht ohne vorher ein Kreuz zu schlagen, und wenn sie ausgetrunken haben, reichen sie das leere Glas dem Nächsten stets mit einer Verbeugung.

„Na, habt Ihr Alle bekommen?“

„Alle! . . . Wir danken auch Ew. Wohlgeboren ganz gehorsamst!“ ruft mit besonders vergnügten Gesichtern und mehr denn je auf das rechte Ohr geschobenen Szapka's die ganze Front.

„Aufsitzen!“

Meine Britschka mit den Nesten der Vorräthe fuhr voran, damit ich im Nachtquartier eine bequeme Ecke, ein aufgeschlagenes Feldbett und heißes Wasser im Samowar vorzufinden vermochte. Mein Bursche Botsharow war ein ganz fixer und auch zuverlässiger Mensch. Er gab denn auch gleich dem polnischen Fuhrmann einen anfeuernden Stoß ins Genick, und der Wagen fauste im scharfen Trabe davon.

Nun galt es den mich begleitet habenden Kameraden ein letztes Lebewohl zu sagen. Sie ritten in der Carrière nach der Stadt zurück und waren bald hinter dem melligen Gelände verschwunden. Die Schwadron aber rückte mit lautem Gesang ihre Straße weiter.

Der Marsch verlief Anfangs gut, aber das dicke Ende kam so zu sagen nach. Es wurde kälter und kälter, der Wind heulte in den Bäumen, und nun mußte uns im Walde auch noch ein Hase über den Weg laufen, ein schlechtes Zeichen, das der Wachtmeister mit einem Fluch begleitete. Bald darauf, es war bereits ziemlich dunkel geworden, und wir fanden uns auf ganz freiem Felde, trat Schneetreiben ein,

das unsere Straße vollständig rein fegte. Da nun der Untergrund durch die vorangegangene Regenzeit zuerst aufgeweicht, und dann in seiner Unebenheit durch Nachtfrost gehärtet war, sich überdies Glatteis gebildet hatte, das nun frei wurde, so gestaltete sich unsere Passage geradezu gefährlich. In früheren Jahren war der Frost noch nie so früh im Herbst eingetreten, die Wege waren meistens gut, und so hatten wir nicht daran gedacht, unsere Pferde scharf zu beschlagen.

Anstatt sonst 6 Werst in der Stunde, konnten wir nur noch höchstens 4 und dabei auch nur mit größter Vorsicht zurücklegen. Die Leute blieben aber munter, und die Säger brüllten, während sie den Schellenbaum tanzen ließen, mit dem Winde um die Wette.

„Der Gesang und die brennende Pfeife unter der Nase wärmen,“ antworteten sie auf meine Aufforderung, doch aufzuhören.

Plötzlich krachte hinter mir das Eis, eine schwere Masse fiel auf den Boden, und sofort hörte man auch ein dumpfes, schmerzliches Stöhnen. Der Ulan Katin war mit dem Pferde in den Chausseegraben gestürzt und hatte sich dabei das rechte Bein gebrochen. Was war zu machen? Wir versuchten ihn wieder auf das unbeschädigt gebliebene Pferd zu setzen. Er konnte sich aber darauf nicht halten, und wir mußten ihn wieder auf die Erde legen.

„Daß ich auch solch ein Narr sein mußte, meine Britschka voranzuschicken,“ warf ich mir vor. Auf Meilen gab es in dieser armseligen Gegend kein Dorf, kein Gehöft, wohin man nach einem Wagen schicken konnte. Bis zur nächsten Stadt Indura waren es noch 8 Werst, und wir konnten den Kranken doch nicht zwei Stunden auf der Straße liegen lassen.

So standen wir etwa eine halbe Stunde in völliger Rathlosigkeit und waren eben daran, zwei Pferde nebeneinander zu koppeln, um Katin so zu transportieren, da nahte endlich ein Fuhrwerk.

Es war ein polnischer Schlachtschiz (Edelmann) im Pelz und darunter einem blauen Schnurrock, mit Schnurr- und unter dem Kinn fortlaufendem Backenbart, der echte Typus des kleinen Gutsbesitzers dieser Gegend. Er saß in einem guten, mit zwei kräftigen Pferden bespannten Federwagen und

that gleich sehr erstaunt, als ich ihn bat anzuhalten. Auf mein höflich gestelltes Ansinnen, den Verunglückten in seinem Wagen bis Indura mitzunehmen, wollte er absolut nicht eingehen, und als ich ihm dafür Bezahlung anbot, erwiderte er grob, er sei kein Fuhrmann, und hätte keine Zeit. Was blieb mir in meiner Nothlage übrig, als ihn ungeachtet seiner Drohung, sich beschweren zu wollen, zu dem Samariterdienst zu zwingen. Katin wurde in den Wagen gebettet, und dieser folgte uns unter einer Escorte bis nach Indura im Schritte, so viel der Pan (Herr) auch fluchen mochte.

Dort wurde der Kranke vorläufig dem Ortshospital übergeben, und auch der Pole zog plötzlich andere Seiten auf, als ich ihm bei der Freilassung die ihm vorher angebotenen drei Rubel wirklich einhändigte. Er spielte sich sogar auf den Empfindsamen, der nur aus Menschenliebe gehandelt hätte auf, aber das Geld nahm er doch. Ganz gerührt reichte mir der edle Pan zum Abschied seine biedere Rechte, die ich denn auch des lieben Friedens halber nicht ausschlug. Da ich in Indura einige Zeit mit der Unterbringung Katins zu thun hatte, war ich dort mit meiner Ordonnanz zurückgeblieben, und hatte die Schwadron unter dem Wachtmeister nach Prokopowitschi vorausgeschickt. Bei fast völliger Dunkelheit machten auch wir Beide uns auf den Weg. Die Ordonnanz hielt sich dabei etwa 3 Schritt hinter mir. Etwa noch eine Meile von unserm Nachtquartier scheuten plötzlich unsere Pferde und sprangen zur Seite. In demselben Augenblick sauste wie ein abgeschossener Pfeil Swiridow auf seinem Gaul an mir vorüber, und, hast du nicht gesehen, war er bald seitwärts in dem die endlose Ebene bedeckenden grauen Nebel verschwunden. Mein Veteran wollte dem Beispiel folgen, und ich konnte ihn nur mit der größten Mühe pariren und beruhigen. Was war die Ursache? Nicht weit vom Wege ab lag ein todttes Pferd, von dem bei meinem vorsichtigen Nahen zwei Hunde — so schien es mir — mit eingekniffenen Schwänzen und gestreckten Köpfen scheu davon liefen. Mein Veteran zeigte immer noch die größte Aengstlichkeit, hob den Kopf nach der Seite, wohin die Hunde gelaufen waren, und schnupperte in der Luft herum.

„Sollten das am Ende gar Wölfe gewesen sein? Aber schon um diese Jahreszeit!“

Erst nach etwa 10 Minuten und nur mit Hülfe von gegenseitigen Zurufen fand sich Swiridow wieder bei mir auf der Straße ein und behauptete steif und fest, sein Pferd wäre nur mit ihm durchgegangen, weil es die Wölfe gewittert hätte. Er kannte, wie er sagte, die Bestien aus seiner früheren Dienstzeit im Twer'schen Gouvernement ganz genau, und fragte, ob ich nicht auch das grünliche Funkeln ihrer Lichter gesehen hätte? . . .

„Aber, Erw. Wohlgeboren,“ so schloß Swiridow, mit dem Finger vorwärts zeigend, seine erregten Auseinandersetzungen, „da sieht man schon Prokopowitschi!“

In der That, in nicht zu großer Ferne vor uns lag eine dunkle Masse, aus der hier und da erleuchtete Fenster schimmerten.

„Gott sei Dank!“ dachte ich, „der erste Marsch ist beendet, nach 10 Minuten erwartet mich das Bett, die Ruhe und ein Glas heißen Thee's.“

Aber wieder harrten meiner Enttäuschungen. Schon an dem durch zwei, drei haufällige Kreuze bezeichneten Eingang zum Dorf trat mir der Fourier mit der Meldung entgegen, er hätte mir nur ein ganz miserabiles Quartier besorgen können, und solch ein elendes Nest hätte er überhaupt noch nie gesehen. Was ich fand, übertraf noch meine schlimmsten Erwartungen. Eine armselige Hütte mit der entsetzlichsten Luft, Menschen und Schweine in demselben Raume, dazu noch ein todtkrankes Kind, und nicht das geringste Eßbare zu haben. Das Unglück wollte es, daß mein Bursche Botfcharow mit der Britschka noch nicht eingetroffen war, und wenn mir nicht mein vortrefflicher Wachtmeister Skjarow mit einem Topfe warmen Thee's, einem Stück Weißbrod und Käse ausgeholfen hätte, wäre mir nichts übrig geblieben, als mich mit leerem Magen auf die harte Ofenbank, den einzigen noch unbefetzten Platz in der Stube, niederzulegen. Erst eine Stunde nach Mitternacht weckte mich das Knarren eines Wagens aus meinem Halbschlummer. Es war Botfcharow mit der Britschka, in der der Fuhrmann wie ein Todter im Stroh lag.

„Kerl, wo seid Ihr so lange geblieben?“ fuhr ich, spornstreichs vor die Thüre laufend, den vermeintlichen Missethäter an.

Es ergab sich, daß der Fuhrmann einen näheren „Richtweg“ hätte einschlagen wollen. Sie hätten dabei an einem

Krüge gehalten, um die Pferde ein wenig zu füttern. Er, Botscharow, wäre draußen bei den Sachen geblieben, der Fuhrmann aber in die Schenke gegangen. Als er nach einer halben Stunde herauskam, wäre er total betrunken und kaum in den Wagen zu schaffen gewesen, wo er noch ohne Besinnung läge. Wie sollte er, Botscharow, nun den Weg in der Dunkelheit und bei dem Schneegestöber finden. Er habe lange umhergeirrt und wäre noch nicht da, wenn ihm nicht einige gute Leute auf die richtige Spur geholfen hätten.

Was wollte ich machen? Botscharow galt in der Schwadron als ein sehr ordentlicher, nüchterner Mensch, und ich war bisher stets mit ihm zufrieden gewesen. Das *corpus delicti* auf dem Wagen sprach überdies für die Wahrheit seiner Aussage. Ich konnte noch froh sein, daß die Sache so gut abgelaufen war und ich wenigstens noch einige Stunden mein nunmehr in einem Schuppen aufgeschlagenes Feldbett zu benutzen vermochte.

Früh am Morgen Aufbruch . . . Dieselben Pferde, derselbe Scharif, dieselben Felder mit Kreuzen am Wege und mit kleinen Waldparzellen und dieselben Marschlieder wie am Tage vorher.

III.

Ankunft in Schwisflotsch.

Es war ein grauer, ganz undurchsichtiger Schnee- und Nebeltag als unsere Schwadron nach dem zweiten, ebenso unvirthlichen Nachtquartier den dritten und letzten Marsch antrat. Das Wetter gestaltete sich eher noch schlimmer als an den beiden ersten Marschtagen, da der dick herabfallende Schnee, sowie er mit dem Körper in Berührung trat, schmolz und man sich vor der überall ihren Weg findenden Feuchtigkeit nicht zu schützen vermochte. Obwohl es Sonntag war, begegnete uns bei diesem Schneegestöber kein einziger Schlitten mit seinen bäuerischen Insaissen, wie sie sonst an den Kirchentagen überall auf den Straßen anzutreffen sind. Kaum daß

eine Dohle krächzte oder eine Rabenkrähe am Wegrande auf den alten Weidenstümpfen saß: die ganze befiederte Creatur hatte sich in irgend einen Schlupfwinkel geflüchtet und wartete mit unter dem Flügel verstecktem Schnabel auf das Aufhören des langweiligen Schneefalls.

Etwa noch 18 Werst von Svischlotsch entfernt, begannen sich von der Schwadron allmählich die einzelnen Züge abzutrennen, um sich auf verschiedenen Seitenwegen in ihre Cantonnements zu begeben. Mit mir marschirten schließlich nur noch der Schwadronsstab, das Schulkommando, welches während des Winters beim Stabe zusammen bleibt, desgleichen die Remonten und die schwierigen und schlechtfressenden Pferde, welche einer besonderen Aufsicht unter den Augen des Schwadronschefs bedürfen.

„Gew. Wohlgeboren!“ nahte sich mir der Wachtmeister, „möchten Sie den Leuten nicht erlauben zu singen! Sie haben so große Lust.“

„Singen! Aber die Sänger sind ja fast Alle mit den Zügen fort.“

„Das macht nichts, es finden sich schon noch ein paar, na, und dann bei dem Wetter singen auch die Anderen so gut sie können — das belebt doch ein Bißchen!“

„Na, dann meinethwegen, mir ist's recht.“

„Los, Kinder!“ rief offenbar sehr befriedigt die Schwadronsmutter und gab selbst mit der Hand das Zeichen.

Der Schellenbaum mit seinen ganz naß herabhängenden Bändern hob sich in die Luft, und wenn auch die Tambourins keinen rechten Ton von sich gaben, so klapperten um so lauter und energischer die Becken im Takte zu dem mit dem Sturm um die Herrschaft ringenden Gesange:

„Ei, Du krauslock, lock, lock — ja
Krauslockige Birke da!“

Sehr passend offenbar diese Frühlingsstimmung bei der jetzigen Jahreszeit! . . . Aber die Windsbraut ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, sie trieb uns die Schneeflocken in die Augen und wollte von nichts wissen.

Doch Alles hat ein Mal ein Ende. Unsere immer angebauer werdende Straße bog links ab, und da lag noch in

der Entfernung von etwa drei Werst Swischlotsch mit seinem die Mitte der Stadt bezeichnenden Obelisk, dem Thurme der katholischen Kirche und dem eine Art Triumphbogen darstellenden steinernen Stadthore. Da ist auch schon der bekannte Fichtenhain, in dem es so viele Eichhörnchen giebt, weiter der kleine See, wo wir Enten zu schießen pflegen, der parkähnliche Kirchhof mit der weißen Grabkapelle und endlich auch sie, die unvermeidliche Judenschenke, die sich, aus Furcht vor der Concurrenz in der Stadt selbst, listig über das Weichbild hinausgeflüchtet hat und nun mit ihren blindgewordenen, in allen Farben des Regenbogens schillernden Fensterchen jedem Passanten gleichsam zuruft: „Entschuldigen Sie, wie wär's wenigstens mit einem Gläschen!“

„Fegt der Schnee die Straßenbahnen,
Rücken ein die Herrn Ulanen!“

so singt, pfeift, schellt und kreischt mein Kommando und betritt unter diesen Begrüßungsklänge, über und über mit weißem Flaum bedeckt, die Stadt, in der in diesem Augenblick wirklich das Unwetter mit voller Macht losgelassen ist.

Das Herz der Hebräer ist nicht von Stein, kaum haben alle diese Leibka's und Moschka's mit ihren Baska's und Raschka's und der ganzen sonstigen Nachzucht die ersten Klänge unseres Einzugsliedes vernommen, so strömen sie, wie sie gerade sind, vor die Thüren ihrer Hüttchen und, ihre Schläfenlocken schüttelnd und grinsend ihre Zähne zeigend, verbeugen sie sich, wackeln mit den Köpfen und Bärten und rufen uns in der rosigen Aussicht auf die bevorstehenden guten Geschäfte ihr Willkommen und ihre Glückwünsche zur Heimkehr zu.

Auf dem Marktplatz macht das Kommando Halt und wird von den Fourieren nach den verschiedenen Stallungen dirigirt.

Die „allerkomodeste“ Unterbringungsart für den Soldaten ist unstreitig die „zugweise“, d. h. in einem kleinen, irgendwo in der Einöde fast unnahbar gelegenen Dörfchen, das nur für einen Zug Raum gewährt. Es kommt aber auch vor, daß ein Zug in zwei nahe bei einander gelegenen Dörfern einquartiert

werden muß. Als einziger Vorgesetzter fungirt in diesem Falle der Zugälteste, und von Dienst ist dabei nicht viel zu reden.

So umfaßt der Einquartierungsrayon einer einzigen Schwadron mitunter bis zu 20 Werst im Durchmesser. Häufig kommt der Soldat zwei, drei Jahre hintereinander zu demselben Bauern ins Quartier und verwächst ganz mit der Familie, namentlich wenn er in zärtlichen Beziehungen zur Wirthin oder der Tochter steht. Dann herrscht völlige Gütergemeinschaft. Man füttert ihn mit dem, was gerade da ist, und was die Hausleute selbst essen. Freilich sind das meistens nur Kartoffeln oder Erbsen, höchstens daß zu Weihnachten und Ostern ein Schwein geschlachtet wird. Dann kommt der Borschtsch (Suppe von Runkelrüben) mit Fleisch und die Grüße mit Fett auf den Tisch. Sonst aber giebt es nur Kartoffelsuppe und Schtschi (Sauerkohl) ohne Abmachsel. Der russisch-lithauische Bauer überrascht den unkundigen Beobachter durch sein krankhaftes, verkümmertes und sklavenhaft gedrücktes Aussehen. Die Schuld daran trägt außer den Nachwirkungen der früheren Leibeigenschaft unter dem ganz polnischen Adel, die dürftige, kraftlose Kost, im Verein mit der schweren, körperlichen Arbeit, zu der der wenig ergiebige Boden den Landmann zwingt. Aber diese verkommenen Lithauer sind sehr gutmüthig und theilen mit dem Soldaten gerne Alles, was sie haben. Die Frau oder die Tochter besorgt dem Soldaten stets seine Wäsche, und zu den Feiertagen näht sie ihm sogar ein neues Hemde. Dafür hilft der Einlieger dem Bauern in der Wirthschaft: er haut für ihn Holz, spaltet die Riehnspäne, die, in die Wandrizen gesteckt, das Licht erzeugen, trägt Wasser herbei u. s. w. So leben Bauer und Soldat ganz freundschaftlich miteinander, und es kommt sehr häufig vor, daß der Wirth seiner Einquartierung die ihm von der Krone zustehenden Verpflegungsgelder schenkt.

Kommt der Kavallerist am Abend ins Quartier, so ist es am andern Morgen seine nächste Sorge, den Pferdestall einzurichten, in den man, wenn es irgend angeht, wenigstens zwei Pferde einstellt, weil sich die Thiere, wenn allein, langweilen und auch schlechter fressen sollen. Natürlich sind die Ställe meistens nur wahre Schweinekoben, das heißt sehr eng, niedrig und dunkel und dabei der Kälte zugänglich. Man behilft sich

eben so gut es geht. Etwa zwei, höchstens drei Mal wöchentlich läßt der Zugälteste seine Leute, natürlich im Freien, reiten, zwei Mal wird Schulunterricht gehalten und in den Büchern gelesen. Die übrige Zeit hat der Soldat für sich, mit Ausnahme der Reinigung und Fütterung des Pferdes, Futter- und Wasserholen, Bußen der Sachen, Appell u. s. w. Was soll man sonst in der strengen Winterszeit, wo alle Straßen unpassirbar sind und da keine gedeckten Baulichkeiten zum Exerciren, Schießen u. s. w. zur Verfügung stehen, thun? Der intensivierte Dienst für den Soldaten fängt erst mit dem beginnenden Frühling an. Sonst sitzt er im Quartier, flickt Stiefel, schneidert, schlossert und verdient sich dadurch wohl auch eine Kleinigkeit.

Am schlechtesten haben es aber die Leute bei den alle Städte fast ausschließlich bevölkernden Juden. Solch eine Hebräerfamilie lebt unglaublich genügsam: zwei, drei Pfund Brod, ein Hering, ein paar Zwiebeln — das ist die ganze Tageskost. Nur zum Schabbes bereiten sie sich eine bessere Nahrung: Hecht marinirt oder farcirt mit Pfeffer, ein Kuchen, Mäze u. s. w. Von diesen „koscheren“ Speisen bekommt aber der Soldat nichts ab. Er sitzt mit dem Wirth und seinen Angehörigen nicht an demselben Tisch: der Soldat ist „treife“ (unrein) und Alles, was von ihm ausgeht, was er berührt, seien es Teller, Löffel, Messer, Gabel, ist „treif“ und für den Juden nicht mehr zu verwenden. Sogar auf dem Herde oder im Ofen darf ein koscheres Gefäß nicht in der Nähe eines treifen stehen. Ausnahmen kommen nur in den Judenschenken vor, aber auch dort giebt es „treife Tische“, an denen die unreinen „Goi“, d. h. alle Nichtjuden, sitzen müssen. Auch bei den reicheren Juden, die sich eine bessere Kost leisten können, wird für den Soldaten stets besonders gekocht und immer schlechter als für die Hausbewohner. Die Jüdin schüttet in einen Topf mit heißem Wasser einen Löffel Mehl, schneidet eine Zwiebel hinein, wirft einige Kartoffeln hinzu und dieses Gemengsel stellt sie vor den Soldaten hin, als ob er ein räudiger Hund wäre! Die Leute sind im Allgemeinen geduldig und beklagen sich selten, um so weniger, als die Vorgesetzten, um die Mißstimmung im Lande nicht noch mehr zu schüren, sich der Einmischung gerne enthalten. Mitunter aber reizt den Soldaten aber doch die Geduld, und

es kommt dann zu Ausschreitungen. Und in der That kann der Mann bei einer so dürftigen Nahrung nicht bestehen, die große Menge der „Kraftlosen“ bestätigt es. Nur in wenigen Bezirken an der Nordwestgrenze sind die Existenzbedingungen besser. Die einzige Möglichkeit, dem Uebel zu steuern, wäre die völlige Ausgabe der weitläufigen Einquartierung und der Verpflegung durch die Wirthe und ihr Ersatz wenn auch nicht durch Casernements, so doch durch Massenquartiere mit gemeinschaftlichen Küchen, bei welcher Methode jeder Mann täglich $\frac{1}{4}$ Pfund Fleisch zu seiner Gemüsekost und außerdem die dazu gegebene Grütze stets mit Fett oder Del abgemacht erhält. Während des Winters wechselt die Schwadron in dem ihr angewiesenen Bezirk meistens alle sechs bis acht Wochen die Quartiere, um dadurch die Landeseinwohner zu erleichtern. Nur der sogenannte mit stabileren Einrichtungen versehene „Schwadronshof,“ (d. h. der Stab), bei dem sich auch die Offiziere, die Rekruten, die Remonten, Kammern u. s. w. befinden, bleibt stets an ein und demselben Orte, meistens in kleinen Städten. Der Soldat hat es aber durch diesen Wechsel selten besser. Ueberall dieselbe Enge, dieselbe schlechte Kost und dieselben schlechten hygienischen Bedingungen. Am meisten aber leidet durch die weitläufige Einquartierung natürlich der Dienstbetrieb, und das ist der Hauptgrund, dessentwegen in neuester Zeit die Unterbringung der Schwadronen in Kasernen oder doch wenigstens in größeren gemeinschaftlichen Stallungen angestrebt wird und allmählich zur Durchführung gelangt.

Da wären wir nun in Smischlottschi inmitten eines großen, viereckigen Marktplazes, um den rings herum bauwürdige Judenhäuser und Häuserchen mit hohen, oben spitz zulaufenden Dächern stehen.

„Wo ist mein Quartier?“

„Bitte dort, Ew. Wohlgeboren,“ antwortet, die Hand am Nüzenschirm, unser Fourier. „Wollen Sie gefälligst mit mir kommen! Es ist in der Brester Straße bei Herrn Rudlakowski.“

Die Brester Straße bildet einen ziemlich langen, breiten

Prospekt, an dessen Ende die Silhouette einer katholischen Kirche mit zierlichem Thurm hervortritt. Auf jeder Seite derselben steht ein steinerner Triumphbogen, und darüber seitwärts erheben sich die Wipfel alter Pappeln und Weißbuchen. Eine solche Straße könnte sich selbst in einer Gouvernementsstadt ganz gut sehen lassen. Die weißen Holzhäuserchen mit Vortreppen und kleinen Gärten davor sind nicht unschön. In einem dieser Häuserchen war ich untergebracht.

Pan Kudlakowski ist ein Veteran aus der Zeit der polnischen Kriege; er besitzt eine alte Pani — seine Gattin und zwei ziemlich gereifte Töchter, die ehemals gar nicht übel gewesen sein mögen. Die Hauptliebhaberei dieser Fräulein bilden zwei Kanarienvögel, ein Hahn und ein Weibchen in getrennten Käfigen, und ein gebrechliches Klavier mit schwarzen Tasten anstatt der weißen. Das ist hier in Swischlotsch so Mode und ohne Kanarienvogel, Klavier und ohne Oleander am Fenster thut es in Swischlotsch kein Schlachtschizzen- (Edelmanns) Haus.

Durch einen dunklen Hausflur gelange ich zu dem mir bestimmten Raum. Brrr . . . wie kalt, öde und unfreundlich sieht es hier aus! Mein Hauswirth mit seiner Familie wohnt auf der viel behaglicher eingerichteten anderen Seite des Hauses. Mein Logis aber ist stets nur für die einquartierten Offiziere oder aber als Kumpelkammer bestimmt gewesen. Zerbrochene Fensterscheiben ohne Doppelrahmen; auf dem Fußboden liegt hereingewehter Schnee, die Wände sind mit Eiskrystallen bedeckt, die aussehen wie der schönste raffinierte Zucker. Augenscheinlich ist das Zimmer seit dem letzten Winter nicht mehr geheizt worden. Ich ließ die Wirthsleute um Holz bitten.

„Sie wollen kein Holz geben, Ew. Wohlgeboren . . .“ meldete der Bursche, „sie sagen, sie brauchen das nicht!“

„Dann gehe und kaufe welches, sage ihnen, ich würde das Geld gleich schicken.“

Nach kurzer Zeit kehrte Botscharow wieder mit leeren Händen zurück.

„Bitte um Geld, Ew. Wohlgeboren . . . Bring Geld, sagen sie, dann bekommst Du Holz . . . Sie verlangen einen Gulden für ein Bund.“

Das war nun nicht sehr liebenswürdig von Pan Kudlakowski, um so weniger, als ich nach den Einquartierungsbestimmungen ein geheiztes Zimmer zu beanspruchen hatte und er mir wohl für ein Bündel Holz hätte Kredit geben können. Offenbar beabsichtigte der edle Pan den ihm unliebsamen Moskäl (Russen) mitsammt seinen Schwaben durch Frost zu vertreiben. Ich zahlte also die zwei Gulden und befahl unter allen Umständen zwei Bündel herbeizuschaffen. Möbel waren in dem Raume ebenfalls nicht vorhanden, mit Ausnahme von einer Art Schrank oder Chiffonniere, die mir in meiner gegenwärtigen Lage absolut nichts nützen konnte.

„Botscharow! geh zu den Wirthen und sage, ich ließe um einen Tisch und um ein Paar Stühle bitten; ich kann mich ja nicht ein Mal hinsetzen.“

„Befehlen Sie höflich zu bitten?“ entgegnete der Bursche.

„Selbstverständlich, sei die Höflichkeit selbst!“

„Zu Befehlen.“

Er ging und kam nach einer Minute wieder: „Ich geruhte zu bitten, Ew. Wohlgeboren.“

„Nun, und?“

„Sogar äußerst delicat . . . aber sie belieben nichts zu geben, sie meinen, sie hätten nichts Ueberflüssiges.“

„Geh noch ein Mal und erinnere sie daran, daß ich auf ein möblirtes Zimmer Anspruch habe.“

„Zu Befehlen! . . . aber . . . in diesem Falle . . .“

Botscharow gerieth in's Stocken.

„Was hast Du, Brüderchen?“

„Nun ja . . . ich weiß nicht, Ew. Wohlgeboren, soll ich dieses Mal grob werden?“

„Warum nicht gar . . . wie kommst Du zu dieser Idee?“

„Mit Gutem geben sie doch nichts, sie wollen ja nur, daß wir Gewalt brauchen, damit sie sich nachher über uns beklagen können! Ich kenne die Sorte schon!“

„Gerade deshalb darfst Du ihnen keine Veranlassung zur Klage geben . . . Sei so artig wie Du irgend kannst!“

„Zu Befehlen, Ew. Wohlgeboren!“

Es dauerte nicht lange, so war Botscharow, ein sonderbares Lächeln im Gesicht, wieder da.

„Bitte um Geld, Ew. Wohlgeboren.“

„Wozu denn? . . . Was für Geld?“

„Ich geruhte bereits Ihnen zu melden, daß ohne Geld oder Gewalt von den Polacken nichts herauszubekommen ist. Mit Gutem ist da nichts auszurichten. Sie sagen, sie haben nichts, und dabei stehen alle Stuben voll. Das brauchen wir für uns, sagen sie, und wenn Ihr Euch auf das Gesetz beruft, sagen sie, dann haben wir unsere Schuldigkeit gethan. Wir haben Euch ja Möbel gegeben,“ sagen sie.

„Aber wo sollen sie denn sein?“ rief ich wüthend, „ich sehe ja nichts!“

„Dort da, das alte Gestell, Ew. Wohlgeboren!“ und Botfcharow wies grinsend auf die in der Ecke stehende Schifffonniere. „Wenn es Ihnen aber beliebt, etwas mit Gewalt, mit Raub zu nehmen, dann, sagen sie, mit dem größten Vergnügen und wenn Ihr das ganze Haus fortträgt. Wollt Ihr aber etwas zur Miethe, gut -- $1\frac{1}{2}$ Rubel für den Monat.“

Dieses Verlangen der Wirths, ich sollte ihnen die mir nöthigen Gegenstände zwangsweise abnehmen, erscheint sonderbar, wer aber die Gesinnungen des niederen polnischen Adels in diesem Lande gegen die russischen „Einbrecher“ kennt, wird die Beweggründe zu einem solchen Verhalten der „Bedrückten“ verstehen: hätte ich wirklich von dem Recht des Stärkeren Gebrauch gemacht, das heißt Pan Rudlakowski die Möbel genommen, so hätte er sich bei keiner Behörde über mich beschwert, bewahre. Er hätte es aber mit seiner Frau und seinen Töchtern in der ganzen polnischen Gesellschaft, bei all seinen zahlreichen Vettern und Freunden ausposaunt: Seht, seht, das ist unsere Lage! so geht man mit uns um! Mit einem Worte, Pan Rudlakowski hätte sich zum Märtyrer gestempelt, und um dieses Vergnügen wollte ich ihn nun bringen!

Ich erhielt für die $1\frac{1}{2}$ Rubel Miethe einen Tisch und zwei Stühle; der Ofen wurde geheizt, aber, da lange nicht gebraucht, rauchte er derartig, daß ich sofort alle Fenster und Thüren aufsperrn lassen mußte. Endlich bekamen wir ihn aber doch warm, und der Samowar dampfte bereits auf dem Tisch. Damit war schon etwas gewonnen, aber seit gestern waren meine Reisevorräthe zu Ende, und ich hatte nicht das Geringste zu essen. Ich erinnerte mich, daß im vorigen Winter unsere Offiziere hier von einer gewissen Frau Genalsta

beföstigt worden waren. So schickte ich denn meinen Burschen mit Geld und mit der Bitte hin, sie möchte mir sofort eine Fisch- oder Fleischsuppe bereiten, denn ich hatte seit drei Tagen buchstäblich außer Thee nichts Warmes in den Leib bekommen; gleichzeitig ließ ich die Frau fragen, wieviel sie für die Bespeisung pro Monat verlangte.

Eine neue Enttäuschung! Die Genalska, mein Bursche nannte sie Kanalska, ließ mir antworten, für nur Einen zu kochen, lohnte ihr nicht die Mühe. Im vorigen Winter seien es fünf Offiziere gewesen, und wenn ich für Fünf zahlen wolle, ließe sich das Geschäft machen. Nun sollten aber die anderen Kameraden, die nach den Herbstübungen auf Urlaub gegangen waren, erst nach Monaten wieder zurückkommen, ich mußte also sehen allein fertig zu werden. Was blieb mir da übrig, als mich an die für Geld immer hülfsbereiten Juden zu wenden. In meiner Noth erinnerte ich mich, daß mir der Postexpedient in der Stabs garnison eine gewisse Madame Janfel empfohlen hatte, die in Swischlottschen einen Laden mit Rigaer Spirituosen und Krämerwaaren hielt. Ich war auch schon in früheren Jahren einmal in ihrem Locale, mit dem eine kleine Kneipe und Delicatessenhandlung verbunden war, gewesen. Sollte diese Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts nicht geneigt sein mir zu helfen? Ich schickte also zu Madame Janfel.

Nach kurzer Zeit höre ich im Hausflur eine erregte, weibliche Stimme und das Abstampfen des Schnees von irgend welchen Füßen. Gleich darauf pläzt in mein Zimmer wie eine abgeschossene Bombe ein dickes, kurzes, breitschultriges, kurznaßiges, über und über dreckiges, weibliches Wesen.

„Schön guten Tag!“ ruft es mir nach Luft schnappend entgegen.

Ich erwidere den Gruß und sehe mir das Geschöpf an, das mit dem ganzen breiten Munde lächelnd und zwei Reihen sehr gesunder Zähne zeigend, fortwährend knixt, und mich mit den kleinen, von den feisten rothen Backen fast versteckten Neuglein vergnügt anstarrt. Der Kopf des Frauenzimmers ist ganz unbedeckt, aber von einem wahren Urwalde ungekämmt, röthlicher Haare umgeben; über den Schultern trug es, als einzigen Schutz gegen die Kälte, eine leichte, ganz verschossene Sammetjacke.

„Sind Sie Madame Zankel?“ fragte ich, im ersten Augenblick nicht wissend, wen ich vor mir hatte.

„Ich? nein . . . Sie schpaßen wohl,“ antwortete die Vogelscheuche laut lachend mit hell schallender, jugendlicher, aber stark mauschelnder Stimme: „nain, ich bin nicht Madame Zankel, ich bin Mamsell Leika Zankel, die Tochter von Madame Zankel. Kennen mich der Herr Leitnant nicht mehr?“

Ich sehe sie wieder an. Die Person hatte eigentlich ein ganz offenes, sympathisches Gesicht, aber mein Himmel, welch eine Verwahrlosung, welch ein ekelhafter Schmutz, und was für eine Bitterlung! Auf fünf Schritt duftete sie nach Hering und Zwiebeln!

„Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, oder vielmehr, sie zu erneuern,“ erwiderte ich unter Aufbietung aller meiner Artigkeit.

Mamsell Leika, offenbar erfreut, wirft mir einen Feuerblick zu und macht einen koketten Knix.

„Ebenfalls . . . ist mer 'ne große Ehre!“

„Aber meine Beste,“ fahre ich in der Unterhaltung fort, „ich vergehe vor Hunger, was habt Ihr in Eurem Laden?“

„Was werden wir haben? Alles werden wir haben.“

„Zum Beispiel?“

„Heringer sind da.“

„Das riecht man, und sonst noch?“

„Ziegenkäse, holländ'scher Käse, Sardinchers — Alles, was Se wollen: Aber nain! entschuld'gen Se!“ unterbrach sie plötzlich ihren Redefluß, „Käse und Sardinchers sind uns ausgegangen, bloß Ziegenkäse ist noch da! Morgen werden wir schicken 'ne Fuhr nach Bialyschtok nach neue Waare . . . am Donnersttag ist se da. Bis dahin werden Se schon müssen warten!“

„Eine nette Aussicht, können Sie mir nicht wenigstens etwas Fleisch oder Fisch besorgen?“

„Fleisch und Fisch? Sollen Se haben, aber heut ist nicht Markttag!“

„Na, was habt Ihr denn sonst noch außer Hering und Ziegenkäse?“

„Alles, was Se wollen,“ entgegnete zuversichtlich Mamsell Leika, indem sie mit allen fünf Fingern der Rechten heftig

an den Unterkleidern herumkrazte: „Für Geld können Se bei uns Alles haben!“

„Das habe ich schon gehört.“

„Was werden Se haben gehört?“ fragte noch röther werdend, aber keineswegs zornig die Jüdin.

„Daß bei Euch Alles zu haben ist.“

„Ach so . . . ! hab' ich doch gedacht, Se maintain was Anderes!“ entgegnete augenscheinlich etwas enttäuscht die Schöne und begann nun die Vorräthe des väterlichen Ladens aufzuzählen: „Mandeln sind da, Rosinen, Kaffee, Thee, Zucker, Chocolate, Pfefferkuchen, Alles von de feinste Sorte! . . . Trüffeln sind da!“

„Was, auch Trüffeln!?“ rief ich erstaunt, „wie kommt Ihr zu denen?“

„Nu, wie heißt, getrocknete von hier? . . . Wachsen se doch bei uns in die Wälder und werden se gesucht mit die Hunde . . . Sind vielleicht dem Herrn Leitnant welche gefällig?“

„Immer her damit, wenn Ihr nichts Anderes habt! Wie steht es denn mit Eiern?“

„Aier? Schpaß, werden wer nicht haben Aier! Ganz frische, wieviel braucht der gnädige Herr?“

„Bring, wenn Du kannst, drei Duzend, meine Burschen werden auch froh sein und mir dabei helfen.“

„Gleich, gleich, Herr Leitnant!“ und mit einem wahren Enthusiasmus stürmte Leika auf die Straße.

„Alle Teufel, stinkt das Mensch!“ hörte ich Botscharow vom Flur her ihr nachrufen.

Bald war ich denn auch im Besitz von Eiern, Butter, Trüffeln und einigen jüdischen Semmeln, die man in dieser Gegend nie ohne die nicht unangenehme Thatat von Kümmel backt.

Meine Burschen hatten sich, ich weiß nicht durch welche Mittel, von unseren brummigen Wirthen die Erlaubniß verschafft, in ihrer Küche zu kochen. So konnten wir die Trüffeln mit Wein, den ich glücklicherweise bei mir hatte, zubereiten und die zerschlagenen Eier in eine Kasserole thun. Das gab einen famosen Pfannkuchen und wir wurden Alle satt. Es wäre aber eine Uebertreibung, wenn ich behaupten wollte, daß die Trüffeln den Soldaten geschmeckt hätten. Als

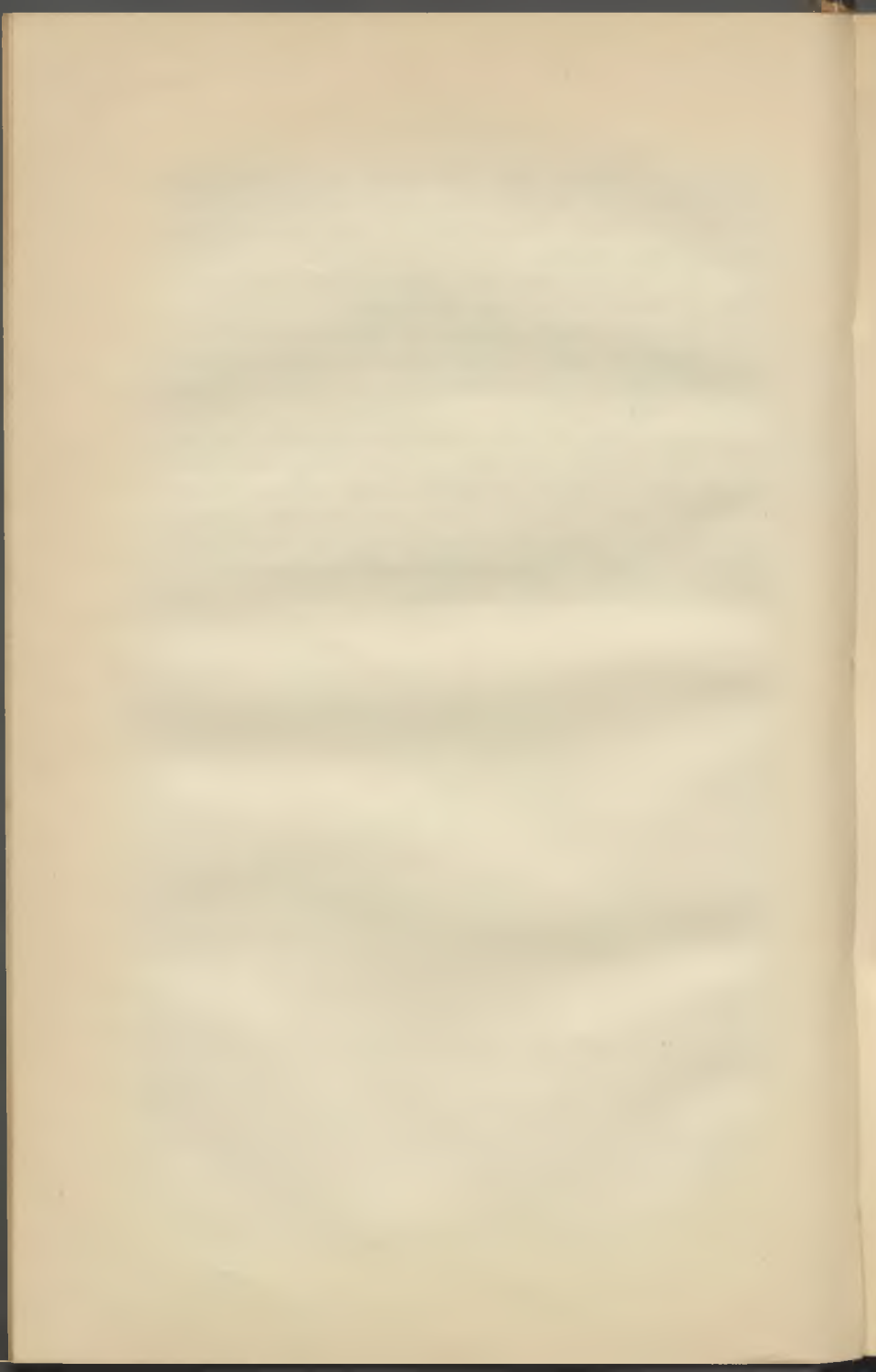
ich mich am nächsten Tage nach meiner ebenso zusammen-
gesetzten Mahlzeit, auf das Bett gelegt hatte, hörte ich, wie
die im Nebenzimmer essenden Burschen sich über diese Art
von Kost lustig machten.

„Gott soll mir verzeihen!“ sagte tieffinnig Botscharow,
„was die Herren nur an dem Zux sünden!“

„Nun was denn?“ erwiderte der Stallbursche Alescha.

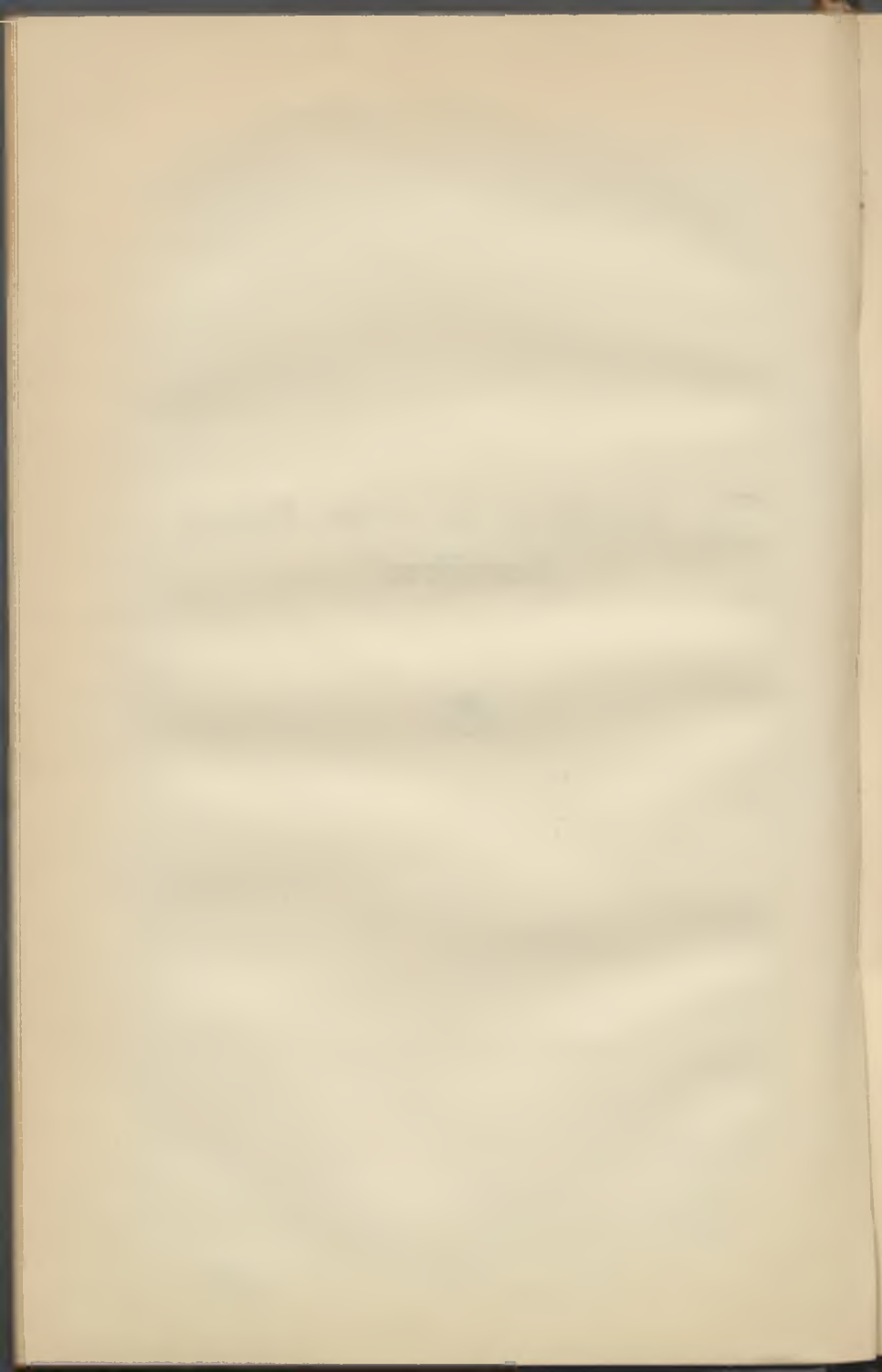
„Fragst Du noch! . . . ich meine das Zeug hier, das
so schmeckt wie die verschimmelten Pilze, die an den Birken-
wurzeln wachsen.“

Später hatten wir dann eine bessere und mannigfaltigere
Kost. Die Vorräthe sind hier zu Lande billig, und jeder
russische Soldat lernt es im Nothfall schnell einfache Gerichte
zu bereiten. Lassen doch viele unserer unverheiratheten Offiziere,
namentlich die älteren, wenn sie sich nicht den Luxus einer
„Wirthin“ gestatten können, die Küche nur von ihren Burschen
besorgen und befinden sich wohl dabei.



Ein Markttag in einer kleinen
Garnison.





An jedem Sonntag herrscht in Szwischlotsch und ähnlichen als Centren der Landbevölkerung dienenden Orten ein ganz besonders reges Leben. Die Juden schicken ihre Agenten nach allen Thoren (Schlagbäumen bei der Einfahrt) und an die nach dem Städtchen führenden nächsten Kreuzwege. Diese Agenten sind gewissermaßen die Vorposten der „Handelsleute“. Der Leser wird fragen, zu welchem Zweck? Die Juden brauchen diese Späher, um die Bauern, welche Getreide und andere Erzeugnisse zu Markte bringen, schon vor der Stadt abzufangen. Fährt da solch ein flachs-köpfiges Bäuerlein mit seinem Klapperwagen zu Markte und berechnet sich schon unterwegs, wieviel er für seine kleine Ladung Getreide — oft nicht mehr als ein paar Scheffel — einnehmen wird. Da überfällt ihn plötzlich auf dem letzten Kreuzweg von verschiedenen Seiten her eine Rotte hebräischer „Agenten“. Der Bauer ist im ersten Augenblick durch die auf ihn einstürmenden Fragen: „was hast Du? hast Du schon verkauft? wieviel Scheffel? an wen?“ u. s. w. ganz verwirrt. Er weiß nicht, wem und was er antworten soll. Inzwischen sind die Juden von hinten her auf den Wagen gestiegen, klammern sich an den Seiten fest, fallen dem Pferde in die Zügel, belagern den Besizer so, daß er sich nicht zu rühren vermag, fahren mit den Händen in die Säcke, besehen das Getreide, kosten, beriechen es, lassen es von einer Hand in die andere laufen und sind dabei stets darauf bedacht, die Waare so viel wie möglich schlecht zu machen. Die eifrigsten Händler drücken dabei dem hilflosen Bauern Geld in die Hand oder stecken es ihm in den Gürtel, aber nicht etwa so viel, wie er verlangt, sondern so viel, als sie selbst zu zahlen gesonnen sind, was natürlich dem wirklichen Werth nicht im

Geringsten entspricht. Leistet nun der Ueberfallene keinen energischen Widerstand, d. h. haut er nicht schonungslos mit der Faust oder mit der Peitsche um sich, so bleiben diejenigen Juden, die ihm zuerst Geld aufgedrungen haben, Sieger und suchen ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Das geht natürlich nicht ohne ein fürchterliches Geschimpfe und Geprügele mit den übrigen Concurrenten ab. Die stärkere Partei reißt aber schließlich dem Bauern die Zügel und die Peitsche aus den Händen, die Mithelfer springen auf den Wagen, und nun, hast Du nicht gesehen, wird die Mähre mit Zügeln und Peitsche so erbarmungslos angetrieben, daß sie sich in Galopp setzt und die Verfolger das Nachlaufen aufgeben müssen. Nur eine Salve von Flüchen und Schimpfwörtern tönt dem davonrasenden Gefährt noch lange nach. Der Bauer seinerseits versucht noch immer zu protestiren, es hilft aber nichts; die Juden fahren direkt durch die weitoffenen Thore ihres eigenen Geschäftshauses, das meistens mit einer Aneipe und Ausspannung verbunden ist. Sowie der Wagen auf dem Hofe ist, wird das Thor sofort zugeschlagen und verschlossen, und der überrumpelte Bauer mag nun schreien, so viel er will, er ist ein Gefangener und der Uebermacht gegenüber völlig schutzlos. Wehrt er sich, so erhält er noch Schläge obenein. Dazu lassen es aber die Juden nur im äußersten Nothfall kommen, weil sie die Rache des Mißhandelten bei einer anderen Gelegenheit fürchten und sich das Geschäft für künftig nicht verderben wollen. Sie ziehen dem Bauern das Fell lieber mit List und auf freundschaftlichem Wege über die Ohren, verfahren dabei aber nicht minder unbarmherzig. Das wird gewöhnlich so gemacht: Zunächst werden sämtliche Säcke mit Hafer oder Roggen so schnell wie möglich von der Fuhre heruntergeworfen, um dadurch, falls der Bauer halsstarrig bleibt oder gar Miene macht die Polizei herbeizurufen, zu beweisen, daß die Waare schon verkauft ist.

Solche Fälle des Einschreitens von obrigkeitlicher Seite kommen allerdings selten vor, aber der schlaue Jude läßt keine Vorsichtsmaßregel unbeachtet. Ehe dann das Messen und Umschütten des Getreides beginnt, wird der Verkäufer erst durch einige „Kelche“ Schnaps, die man ihm unter der Form einer Bewirtung oder Zugabe (auf litthauisch margarytsch) ponirt,

in einen mehr oder weniger benebelten Zustand versetzt und milder gestimmt. Dann geht die eigentliche Betrügerei los. Während die einen messen, aus- und umschütten, wird der Bauer durch die Helfershelfer, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, in allerlei Gespräche verwickelt, ein Manöver, das fast immer gelingt. Das „zufällig“ aus dem Maß herausfallende Getreide wird eilig mit Besen in irgend eine entfernte Ecke gefehrt und zählt, obwohl mitunter bedeutende Quantitäten ausmachend, bei der Berechnung nicht mit. Die Verschiedenartigkeit der im Lande üblichen, miteinander incommensurablen Maße, deren geflissentlich fortwährend durcheinandergemengte Namen dem Bauer zwar bekannt sind, die er aber in seinem Kaufsch nicht auseinander zu halten weiß, trägt dazu bei, seine eigene Berechnung ganz über den Haufen zu werfen, so daß er nicht mehr aus und ein weiß. Ihm ist nur klar, daß er nur einen geringen Theil des ihm zustehenden Geldes bereits angezahlt erhalten hat, und er verlangt, nachdem die Abnahme beendet und die Waare bei den Juden auf dem Speicher ist, den Rest. Da kommt er aber schön an. Mit einer wahren Fluth erregter Worte und Gesticulationen wird dem Verblüfften nachgewiesen, er habe bereits Alles bei Heller und Pfennig erhalten und er versündige sich vor Gott, wenn er nun noch einmal Bezahlung verlange. Um den Bauer ganz firre zu machen, wird ihm wohl auch noch ein Extraschnaps eingetrichtert, bleibt er aber trotzdem eigensinnig, so macht man mit ihm kurzen Prozeß: das Thor wird geöffnet, der Wagen umgedreht und — ein paar Hiebe in's Genick — „fahr zu, Satan!“ heißt es. Der betrogene, seiner Sinne kaum mächtige Bauer flucht, schreit, besieht sich traurig die elenden paar Groschen, kratzt sich hinter den Ohren und bedenkend, daß damit doch nichts Gescheidteres anzufangen ist, spuckt er aus und lenkt „zur Schenke“, um seinen Kummer zu verkaufen.

So verläuft das Geschäft in den meisten Fällen und doch fragt man sich wohl, was die Juden dazu bewegt, sich an den Kreuzwegen vor der Stadt unter Anwendung von Gewalt den Rang abzulaufen, anstatt die Waare ordnungsmäßig auf den Markt gelangen zu lassen und erst dort ihren Schacher zu

beginnen. Der Vortheil bei der Wegelagerei ist aber leicht zu erklären.

Steht nämlich in irgend einem kleinen Ort eine Schwadron im Winterquartier, man nennt das einen „Schwadronshof“, so bemühen sich die Händler stets, den Kommandeur und den Fouragemeister von dem direkten Ankauf des Hafers aus erster Hand abzudrängen. Die Juden sind stets darauf aus, den Schwadronen als Lieferanten der Fourage zu dienen und dadurch Gewinn zu erzielen. Für die Truppe dagegen ist es viel vortheilhafter, direkt von den Produzenten zu kaufen, erstens weil man dabei die Waare gleich von vornherein besser aussuchen kann, und zweitens weil sie, aus erster Hand gekauft, erheblich billiger ist. Hat es nun der Schwadronskommandeur unter Vermeidung der Unterhändler einmal verabsäumt, rechtzeitig Borräthe hinzulegen, so kaufen ihm die darüber stets orientirten Hebräer bei dem nächsten Markttag allen Hafer und auch Heu vorweg und stellen dafür so hohe Preise, daß die von der Intendantur ausgesetzten Gelder (sogenannte Durchschnittsmarktpreise für die betreffende Gegend) zum Ankauf des Bedarfs nicht ausreichen, also auf Kosten der Schwadronskasse überschritten werden müssen. Häufig selbst dann, wenn sich der Kommandeur dazu herbeiläßt, händeringend bei allen Gutsbesitzern der Nachbarschaft herumzureisen! Angesichts der Möglichkeit eines solchen Nothstandes thun die Juden ihr Möglichstes, um das Geschäft in ihre Hände zu bekommen und die ihnen gefährliche Konkurrenz der Schwadron zu erschweren. Darunter muß dann auch der Bauer leiden, der viel lieber an das „Militär“ direkt verkauft, da er dabei nicht betrogen wird und sein Geld stets voll ausgezahlt erhält. Ganz ähnlich verhält es sich übrigens bei dem Einkauf von Schlachtvieh und anderen Bedürfnissen für das Militär, bei dem die Juden ebenfalls den Zwischenhandel als ihr Monopol betrachten, das ihnen schwer aus den Händen zu ringen ist.

Um dem jüdischen Ausbeutungssystem zu begegnen, pflegen daher auch die Schwadronen privatim kleine Kommandos als Vorposten an die Stadtgrenzen und nach den nächsten Kreuzwegen auszuschieken. Diese Leute, drei, vier an der Zahl, haben die Aufgabe, die Bauern nach Möglichkeit vor der Vergewaltigung durch die Händler zu schützen, nicht zu leiden, daß sie sich mit

auf die Fuhrn setzen, dieselben vielmehr in Ruhe nach der Stadt und dem Marktplat zu eskortiren. Das ist Sache des Wachtmeisters, der dabei den Leuten stets einschärft, sich ja nicht mit den Juden auf Gewaltthätigkeiten einzulassen, da diese nur zu gerne jeden Anlaß benutzen, um Schlägereien herbeizuführen und vermittelt dabei zerrissener Kleidungsstücke und zerbläuter Gesichter die Klagen gegen die ihnen verhaßte Soldateska zu erhärten. Zu solchen Expeditionen werden daher stets zuverlässige, verständige Leute von imponirendem Aeußern ausgesucht, und dank dieser Maßregel geht der Schutz der Bauern fast immer glimpflich ab. Dafür suchen sich die Juden häufig genug auf andere Weise zu rächen, so daß wir der Wohlfahrt der Bauern halber mit ihnen auf beständigem Kriegsfuß stehen.

* * *

Der Marktplat füllt sich immer mehr mit Bauerfuhrwerken, hier zu Lande polukoschik genannt, an. Ein solcher polukoschik ist nichts Anderes als ein aus Weidenruthen geflochtener halber Korb (polnisch koschik), an dessen nach oben gerichteter Ausbuchtung man sich mit dem Rücken bis zur Höhe des Halses anlehnt, während die vordere Hälfte des Korbes fehlt, bezw., an den Seiten niedriger werdend, in das den Boden bildende Geflecht verläuft. Ein solcher Halbkorb wird im Sommer auf Räder, im Winter auf Schlittenkufen gestellt und dient in ganz Schwarzrußland den Bauern als primitive Equipage.

Fast jeder Bauer, der zur Kirche (gleichzeitig zu Markte) fährt, nimmt sein Weib mit, das, den Kopf mit einem rothen, hörnerförmig über den Ohren emporstehenden Tuch umhüllt und in einen Schapfelz oder in ein grauwollenes Gewand (ssukman) gekleidet, im Fond des polukoschik sitzt und in dem stolzen Bewußtsein, daß „ihr Kerl sie unter die Leute bringt“ über das ganze breite Gesicht grinst. Der „Kerl“ aber hockt vorne über gebeugt, auf einer Art von Bock oder Brett und lenkt sein kleines fuchsiges Pferdchen, während hinten mit heraushängender Zunge der getreue Hofsund mit dem beliebten Namen Kjabko, Esärko oder Tschernuschka, je nach der Farbe des Fells, als unvermeidlicher Begleiter nach

trabt. Während der Bauer und sein Weib in der Kirche sind, um die Messe zu hören, bettet sich Kjabko (zu deutsch der Bunte) in das Heu des polukoschik und bewacht von dort oder vom Boß aus mit nie wankender Zuverlässigkeit das Gut seines Brodgebers, wie es alle diese Kjabkos und Särkos (Grauer) von Jugend an gewohnt sind. Der Markt beginnt erst nach der Messe, es haben sich daher alle Bauernfuhrwerke, die den krummnasigen Raubrittern vor den Thoren nicht in die Hände gefallen sind, mit ihren Produkten und Fabrikaten auf dem Platz um einen hohen steinernen Obelisken mit vergoldeter Spitze gruppiert, den der frühere Besitzer des Städtchens, ein Graf Tyschkewitsch, aus irgend einer Veranlassung hier gestiftet hat.

Manche Bauern bleiben bei den Wagen, um Obacht darauf zu geben, die Frauen aber nie. Sie besuchen stets in ihrem sonntäglichen Putz, bei dem ein weißes Kopftuch und eine Korallenkette nie fehlen dürfen, die Kirche. Die reicheren Bauern, meist Katholiken, die nur dieser Zweck in die Stadt führt, halten nicht auf dem Marktplatz, sondern stellen ihr Fuhrwerk in den zahlreichen Schenken und Ausspannungen unter, und nur die der orthodoxen Kirche Angehörigen lassen ihre Wagen unter dem Schutz der Kjabkos und Särkos an der Umwallungsmauer der Kirche stehen. Die Katholiken aber verlassen ihre Pferde vor der Mauer ihres Gotteshauses nie, obwohl sich an deren äußerer Seite Wagen der verschiedensten Benennungen und Formen, darunter auch polukoschiks, gedrängt aneinander reihen. Diese polukoschiks gehören dann aber nicht etwa Bauern, sie fungiren vielmehr als herrschaftliche Equipagen und werden von allen denjenigen benutzt, die sich für etwas Besseres halten und zur Aristokratie zählen. Dazu gehören die benachbarten Gutsbesitzer, aber auch alle möglichen Gemeindebeamten, Förster und im Allgemeinen der ganze polnische „Kleinadel“, an dem unsere Westgebiete einen solchen Ueberfluß haben. Die Bauern fahren von Alters her mit Doppeldeichseln und darüber emporragendem Bogen mit Glocke, während die Equipagen der Edelleute auf polnische Manier angeschirrt sind und von einem Kutscher „mit Peitsche“ (der Bauer führt nur eine Knute) gelenkt werden.

Vor Beginn des Gottesdienstes drängen sich sowohl vor

den Mauern der orthodoxen als der katholischen Kirche die bunten Gruppen der Landleute: die Männer in reinen leinenen Hemden, deren hohe, oben mit einer rothen Borte besetzte Kragen entweder jakotartig in die Höhe stehen oder über den Pelzkragen des ssukman (Obergewand) herunter geklappt sind. Das Haupt ist bedeckt mit einer niedrigen grauen Mütze aus Schaffell, die aber bei den „Stuzern“ durch einen breiten Deckel aus dunkeltem Tuch mit lakirtem Schirm ersetzt wird. An den Füßen trägt der Bauer Schmierstiefel, in die die Tuchhosen gesteckt sind, um die Taille kommt ein Ledergürtel mit Blechschild oder ein bunter wollener Shawl. Die Weiber haben über der Haube noch einen weißen Ueberwurf gebunden, während die Mädchen in bunten Kopftüchern, hinten mit zwei lang gebundenen Enden, prangen und über den Ohren Büschel von grünen Blättern oder von künstlichen Blumen tragen. Unter dem Obergewand kommt ein Rock von farbigem Wollstoff: blau, grau oder grün mit rothen Borten, zum Vorschein, und die Brust ziert unabänderlich eine Reihe von Perlschnüren, oder auch Korallen und Münzen, die in mehreren Reihen übereinander vom Halse herabhängen, und an denen in der Mitte das sogenannte Skapulier befestigt ist. Es hat die Form eines Medaillons aus farbigem Tuch, auf dem mit Glasperlen und Schmelz die Namen von „Jesu“ und der heiligen Jungfrau „Maria“ eingestickt sind. Diese Skapuliere bezeichnen die Zugehörigkeit zu irgend einer Kirchenbrüderschaft und werden ebenso wie Metallkreuze und kleine Heiligenbilder aus Emaille, sowohl von den rechtgläubigen als von den katholischen Bauern getragen.

In Erwartung des Messeläutens führen diese hier und da herumstehenden bunten Gruppen von Männern und Weibern sehr ernste und ruhige Gespräche, denn es schickt sich nicht, vor dem Gottesdienst zu lachen und Spaß zu treiben. Man erkundigt sich gegenseitig nach der Gesundheit, nach den Ernteausichten, nach der Wirthschaft, nach den Kindern, aber niemals wird man zu dieser Zeit Klatschereien oder gar Skandalgeschichten vernehmen.

Dahei macht bei den Männern unter großen Förmlichkeiten und Komplimenteni die Tabacksdose die Runde. Der Inhalt ist meistens eigenes Fabrikat und wird eingehend begutachtet.

Nun ertönen sowohl von dem meist einzelnstehenden Glockengerüst der orthodoxen, als von dem Thurm der katholischen Kirche die ersten Glockenschläge. Die Bauern nehmen die Mützen ab und bekreuzigen sich fromm. Dann schreitet Alt und Jung, Männer und Frauen, gemessenen Schritts den Pforten der Kirche zu.

Das Läuten übernehmen mit ganz besonderer Vorliebe die Dorfjungen, und sie sehen es als ein großes Glück an, wenn der Küster ihnen dieses vielbegehrte und beneidete Amt anvertraut.

Charakteristisch für das ganze Land sind die vielen vor den Eingängen zu den Kirchen sitzenden und stehenden Krüppel und Bettler. Die vor der katholischen Kirche sind aber zahlreicher und wohlthutirter, weil sie mehr Aussicht auf reichlichere Spenden haben. Die katholische Bevölkerung besteht nämlich hauptsächlich aus polnischen Gutsbesitzern und Adligen, während zur orthodoxen Kirche meistens nur gewöhnliche Bauern gehören, die kaum wohlhabender sind als die Bettler selbst. Viele dieser Almosenempfänger betteln übrigens vor beiden Kirchen, doch haben nur diejenigen Aussicht, von den katholischen Kirchengängern etwas zu erhalten, die das Polnische zu radebrechen verstehen.

Es giebt hier zwei Arten von Bettlern: zugereiste und angefessene. Erstere erscheinen immer in ganzen Schaaren oder Genossenschaften unter einem Oberhaupt (Ataman) und besuchen nacheinander alle Markttage und „Kirmesse“. Andere Passanten, meistens Blinde, reisen allein mit einem Führer, es kommt sogar vor, daß sie sich eines eigenen Fuhrwerks bedienen, das von dem Führer, meistens einem Knaben, gelenkt wird. Mit diesem Fuhrwerk stellen sie sich an der belebtesten Stelle des Marktplazes auf und treiben, irgend ein endloses religiöses Lied singend, ihren Tribut ein. Ueberhaupt singen fast alle Blinden und nicht nur vor den Kirchen, sondern auch vor den Schenken. Obwohl nun die meisten Bettler der alt-eingeborenen Bevölkerung, also dem schwarzrussischen Sprachstamm, angehören, singen sie nie anders als in verdorbenem Polnisch und zwar weil die ersten Kirchenlieder in der damals herrschenden polnischen Sprache gedruckt waren und sich so, wenn auch verstümmelt, von Generation zu Generation im

Munde der Leute erhalten haben, ohne daß sie den Sinn der Worte völlig verstehen. Immerhin erwerben sie dadurch mehr, als wenn sie sich der groben Bauernsprache bedienten.

Die einheimischen Bettler, die sogenannten „Kirchengreife“ und alten Weiber, bilden gewissermaßen die Aristokratie der ganzen Zunft, gehören stets der katholischen Kirche an und betrachten sich fast als zur Geistlichkeit gehörend. Diese Respektspersonen sind meistens sauber gekleidet, mit allerlei Medaillen, Kreuzen und Heiligenbildern behangen und nehmen, in Reihen vor dem Eingang zur Kirche sitzend, je nach ihrem Range bestimmte Plätze ein. Sie halten Gesangbücher in den Händen, und die meisten Männer verstehen auch wirklich deren Inhalt, den sie für die Gelegenheit passend auszuwählen wissen. Die weiblichen Bettler aber singen ohne jedes Verständniß, was ihnen gerade einfällt, so z. B. morgens zur Zeit der Messe „Gute Nacht, o Jesu!“ übrigens einer der beliebtesten Gesänge bei der ganzen Sippchaft.

Weiter von den Kirchthüren ab, mehr nach der äußeren Umfassungsmauer*) zu haben die verschiedenen zugereisten Krüppel, letztere meistens mit widerlichen Gebrechen, so namentlich dem Weichselzopf, behaftet, ihren Platz. Sie strecken den Kirchgängern ihre verstümmelten Gliedmaßen entgegen, die Stummen rollen mit den Augen und bewegen, mit den Händen auf den Mund weisend, die Lippen. Alle aber ächzen, stöhnen und flehen in den verschiedensten Tonarten und sich mit dem Körper vornüberbeugend: Herrchen! Fräuleinchen! Allersüßeste! Allergoldenster! Um Gotteswillen! Haben Sie Erbarmen! Schenken Sie einem armen Krüppel einen Groschen! Herrchen! Fräuleinchen! und so fort ad infinitum.

Bei besonderen Feiertagen, namentlich bei den sogenannten Kirmessen (Kirchweihen), die immer viele Besucher anziehen, haben überdies vor den Umfassungsmauern nahe dem Eingang stets einige umherreisende Händler ihren Kram aufgeschlagen. Derselbe besteht hauptsächlich aus zum Kultus gehörigen Gegenständen, als Kreuzen, Medaillen, Heiligenbildern,

*) Fast alle Kirchen in Polen und Rußland haben eine solche Umfassung, die zwischen sich und dem Gotteshause einen inneren Raum freiläßt.

Stapulieren, Ringen, Rosenkränzen, Ketten, Weihwasserbecken u. s. w. und findet reichen Absatz.

Inzwischen hat sich der Platz vor der katholischen Kirche mit den verschiedenartigen Equipagen der benachbarten Güter angefüllt, und ihnen entsteigen die Herren und Damen des Landabels, letztere theils in dunkler, mehr aber noch in bunter, festtäglicher Toilette; denn die Fahrt zur Kirche bildet für sie eine der Hauptunterhaltungen und die beste Gelegenheit, in ihrem Puz zu glänzen. Bei den Armeren ist es freilich meist elender Flitterkram, schlechte künstliche Blumen und altmodische Krinolinen in schreienden Farben. Die jungen Herren erscheinen in grauen oder blauen Ueberröcken oder Pefeschen (der nationale Schnurrock) und stets mit sehr glatt rasirtem Kinn.

Nun beginnt endlich auch der Gottesdienst. Der Sacristan erscheint in einem weißen Chorhemde mit dem Cruzifix an einer langen Stange und begiebt sich im feierlichen Schritt zum Tempel. Ihm folgt mit den Reliquien und von den angesehensten Herren an den Armen unterstützt, der Priester; ihm zur Seite, ebenfalls in Chorhemden, laut mit den Glöckchen klingelnd, zwei Chorknaben. Den Beschluß der Prozession, die zunächst auf dem inneren Kreuzgang die Kirche umschreitet, machte die Masse des übrigen Volkes, die Vornehmsten voran.

Dabei braust die Orgel forte-fortissimo, die Glocken und Glöckchen tönen mit aller Macht, und alle Theilnehmer singen unisono ein Kirchenlied, worauf dann die Feier der Messe beginnt.

Nirgends fällt die Verschiedenartigkeit der Nationalität und der Existenz der Bevölkerung dieses Landes so scharf in die Augen, als wenn man die Stellung der katholischen und der orthodoxen Kirche mit einander vergleicht.

Zum Beispiel in Swischlotsch. Da steht die katholische Kirche auf dem von allen Seiten sichtbarsten Platz, fast in der Mitte des Orts, während die russische Kirche, ein elendes Bretterhaus und nur durch das oben angebrachte Kreuz als Gotteshaus erkenntlich, sich hinter einem massiven Bazargebäude am Eingang zur Stadt verbirgt und von einem Ortsunkundigen nur nach langem Nachfragen zu finden ist.

Eben so niedrig und verachtet wie hier zu Lande der

eingeborene schwarzrussische Bauer dasteht, so wenig Ansehen genießt auch seine von den polnischen Eindringlingen so genannte „Bauernkirche.“ Sie wagt sich auch örtlich nicht an ihre aristokratische und der Propaganda besessene Nebenbuhlerin heran. Sieht man heute irgendwo stattliche orthodoxe Kirchen an gebührenden Plätzen, so sind sie alle erst in neuerer Zeit, namentlich seit 1863 entstanden — die früheren sind nichts als erbärmliche, altersschwache Schuppen mit dürftiger Einrichtung.

NB. Man muß es den Russen lassen, daß sie in neuester Zeit keine Mittel scheuen, um diese Unterschiede ad majorem gloriam des orthodoxen Gottes auszugleichen.

In einem alten, abgetragenen Talar lieft der „Pope“ seiner Herde die Messe. Vor den Heiligenbildern brennen ein Paar dünne Lichte aus gelbem Wachs. Auf dem Chor singen, und zwar meistens sehr schlecht, mit dem Diakon einige Soldaten der Garnison, zwei, drei Dorfjungen und etwa ein paar sich freiwillig meldender Bauern. Die Kirche ist mit Andächtigen gefüllt — wohin man sich aber auch wendet, wohin man blickt — man sieht nur Leute in grober Bauentracht oder Soldaten in ihren grauen Mänteln. Ueberall und in allen Ecken, nur ein und dieselben Bauern- und Soldatengesichter. Nur die Frau des Popen, der russische Friedensrichter mit seiner Familie, der Schwadronskommandeur und seine Offiziere verleihen in ihrer abweichenden Tracht diesem einförmigen Bilde eine gewisse Unterbrechung. Es ist wirklich nur eine Bauerngemeinde, und die Polen haben mit ihrer verächtlichen Bezeichnung ganz recht. Dabei benutzen viele der älteren Leute, da sie nicht russisch verstehen, noch Gesangbücher in polnischer Sprache, die Weiber und Mädchen tragen wie die Polinnen Skapuliere auf der Brust, und die Bejahrteren schlagen sogar das Kreuz auf katholische Weise. Die ganze „Masse“ steht ernst und gemessen da und hört dem Gottesdienst aufmerksam zu. Man braucht aber nur die Gesichter der Leute zu betrachten, um darauf sofort einen gewissen Indifferentismus, eine Theilnahmslosigkeit zu lesen, obwohl in Folge des damit verbundenen Markttages der Kirchenbesuch stets ein reger ist.

Woher kommt das? Ist es Abneigung gegen die orthodoxe Lehre oder eine geheime Hinneigung zur katholischen

Kirche? Nein, keins von beiden, sondern Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, mag es nun die der Herren oder der Bauern sein, und in gewissem Sinne aus politischen Ursachen hervorgegangen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie oft dieses niedere Volk die Rechtgläubigkeit mit der Union, die Union mit dem Katholizismus, diesen wieder mit der orthodoxen Lehre und so fort zwangsweise gewechselt hat, und welche administrativen Bedrückungen dabei zur Anwendung kamen . . . Diese polonisirten Litthauer haben niemals mit derselben Energie für ihren alten Glauben gekämpft wie ihre südlichen Nachbarn, die Kleinrussen. Sie leisteten nur passiven Widerstand gegen alle ihnen widerfahrne Unbill, und nur dank dieser Passivität haben sie bis auf diese Tage wenigstens ihre Nationalität einigermaßen bewahrt. Der Religion gegenüber trat unwillkürlich eine Apathie ein, deren Aenderung hoffentlich den nächsten Generationen vorbehalten ist. —

Ein ganz anderes Publikum fällt auf die katholischen Kirchen.

Die vorderen Bankreihen sind ausschließlich von den Vertretern des begüterten Landadels eingenommen: stutzerhafte junge Herren, gepukte Fräulein, ahnenreiche Mamas und solide Väter. Auf den mittleren Bänken hat die niedere Schlachta (Adel) ihren Platz, bestehend aus verabschiedeten Beamten und Lehrern, Pächtern großer Güter und kleinen Rittergutsbesitzern. Bei dem weiblichen Geschlecht herrschen hier die rothen Krinolinen und blauen Chenillenneze vor. Das rechnet sich Alles zum Adel. Die hinteren Bänke sind für die Diensthoten und Officianten, Verwalter, Jäger, Kammerzofen der Gutsbesitzer und auch für die angeseheneren Städter bestimmt. Von den Bauern und dem niederen Volke im Allgemeinen sieht man dagegen nur wenig. Diese Leute setzen sich nie, sondern stehen und knieen irgendwo an den Wänden oder in den Vorhallen herum. Nur einige gepuktere Mädchen und Bursche wagen sich bis an die Galerie des Hauptaltars vor und bleiben dort während der ganzen Messe, allen sichtbar, stehen. Betrachtet man den Ausdruck der betenden Bauern, so liest man darin im Gegensatz zu den der orthodoxen Kirche angehörigen einen dumpfen Fanatismus:

man sieht den Leuten an, daß sie von dem in einer ihnen fremden Sprache abgehaltenen Gottesdienst gar nichts verstehen, aber dennoch glauben sie — glauben blind und mit Hingebung, eine Hingabe gemischt mit einer unbestimmten Furcht. Auf den Mienen der Edelleute, und besonders der Frauen, macht sich zwar auch der Fanatismus geltend, aber doch mit einer Mischung von Erkenntniß und Gefflissentlichkeit.

Die Ursachen für die größere Kirchlichkeit der Katholiken sind mannigfache, zum großen Theil beruhen sie aber auf den äußeren dekorativen Einrichtungen und den mehr zu den Sinnen sprechenden Formen des Gottesdienstes. Die in den Kirchen überall aufgestellten Fahnen und Banner, die geschnitzten Altäre mit ihren bunten Engeln und Cherubinen, die wie vom Ronditor angefertigte Liebesgötter aussehenden, die ebenfalls in den schreiendsten Farben bemalten Statuen der verschiedenen Heiligen mit ihrem theils süßlichen, theils fanatischen Ausdruck und mit gezierten, an Ballettänzer erinnernden Stellungen, Alles das vereinigt sich zu einem ganz eigenartigen „katholischen“ Charakter. Und dann die Marienbilder mit ihrem sentimental leidenden Ausdruck, den aus der Brust herausgenommenen brennenden oder von Schwertern durchbohrten Herzen . . . ferner die symbolischen Darstellungen der katholischen Kirche in Gestalt von mit Nägeln durchbohrten und mit Blut überströmten Füßen, zum Himmel erhobenen Händen mit auseinandergespreizten Fingern (man steht dabei nur die Hände allein) ebenfalls über und über mit blutigen Streifen und Flecken bedeckt. Rings um diese Malereien sieht man die Abbildungen aller denkbaren Marter- und Strafwerkzeuge: Zangen, Hämmer, Messer, Nägel, dreischwänzige Geißeln mit eisernen Krallenspitzen, Dornen, Ruthen, Lanzen, Schandpfähle, den Schädel von Adams Kopf und was sonst noch Alles! Diese ganze schreckliche Zusammenstellung schreit — ja schreit zum Gemüth von Martern, von Blut und Leiden, von Hölle und Tod und ist durchaus auf diesen Effekt berechnet! . . . Und zu all diesem Grausen, zu all diesen süßlichen theatralischen Ekstasen und bluttriefenden Gedenkzeichen ertönen plötzlich die, italienischen Motiven entlehnten, Rouladen und Fiorituren der heiseren

Orgel! Ja wirklich, diese italienische Musik paßt durchaus zu der ganzen Umgebung!

Wir hatten bei uns im Regiment einen dem verkommenen polnischen Adel angehörigen „gemeinschaftlichen Freund oder besser gesagt Späsmacher“, den die Offiziere hinter seinem Rücken „Don Jusio (Joseph) de la Purdos, Graf Labradan de Kanallja“ oder, in wohlwollenden Momenten, Don Cäsar de Bazan nannten. Dieser Don Jusio, von dem ausführlicher in einer anderen Skizze die Rede sein wird, hatte gar keine dienstliche Stellung, lebte gewissermaßen von Liebesgaben und galt als „dem Regiment attachirt“. Er war eine Art von Virtuose und verstand es recht gut, am Klavier zu improvisiren. Als er einst bei mir in Schwischlotsch zu Gast war, begab sich Don Jusio mit mir in die katholische Kirche und erhielt dort von dem Organisten gegen ein kleines Geschenk die Erlaubniß, seinen Platz an der Orgel einzunehmen. Während der Eucharistie wird bei den Katholiken gewöhnlich nur die Orgel ohne Gesangbegleitung gespielt. Da sitzt mein Don Jusio auf dem Tabouret und ich, der nichts ahnend unten stehen geblieben war, höre plötzlich die mir wohlbekannten Klänge eines in Petersburg längst zum Gassenhauer herabgesunkenen, ehemals von Tamberlik creirten, Liebesliedes:

„Sagt ihr, daß meine flammende Seele
Mit ihrer Füß im Geheimen sich eint.“

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen, aber es war keine Täuschung, denn bald ging Don Jusio zu der ebenso bekannten Romanze: „An Alles denk ich, an Dein Bild, Dein liebes, und all die Wonne, die Du einst mir gabst“ über, worauf er sein Potpourri mit der Arie: „La donna é mobile“ aus Nigoletto glänzend beschloß.

„Alle Wetter, was spielen Sie da für Zeug?“ fragte ich meinen Freund, als er wieder vom Chor heruntergekommen war. „Solche Lieder und erst gar la donna é mobile! schickt sich denn das beim Gottesdienst?“

„Nun warum nicht?“ antwortete mir der Virtuose ganz erstaunt, „solche schönen Motive! Bei uns können Sie auf der Orgel spielen, was Sie wollen, nur nicht allegro . . .“

Haben Sie nicht bemerkt, wie feierlich und majestätisch ich die tempi genommen habe?"

"Nun, wenn auch . . . lassen Sie sich sagen, Väterchen, wenn Sie bei uns während der Messe „Sage ihr“ oder gar la donna é mobile gespielt hätten, wären Sie zum mindesten ins Irrenhaus gesperrt worden."

"Im Ernst? . . . Ist man bei Ihnen so streng damit?" fragte Don Jusio mit der beleidigten Miene eines verkannten Kulturmenschen: "ins Irrenhaus . . . Ach, sind das barbarische Sitten . . ."

Der Gottesdienst in beiden Kirchen ist beendet. Ehe die Menge sich aber trennt, wird noch in der Umgebung der Umwallung ein kurzer Aufenthalt genommen, um einander Revue passiren zu lassen, in den Festgewändern zu bewundern und — zu bekritteln. Es ist das das Hauptvergnügen der meist ohne Mannspersonen in Haufen dastehenden und gaffenden Weiber, namentlich der jungen Mädchen. Die Gesichter sind bereits viel belebter und lustiger geworden, die Augen und Zungen sind in lebhafter Bewegung. Der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit und des halb bewundernden, halb spöttischen Gelächters sind besonders die modischen Hüte und rothen goldgestickten Baschliks der älteren und jüngeren Damen des Landadels. Was sieht man da in den rothen, pausbäckigen Gesichtern der Bauernbirnen für prachtvolle Zahnreihen, um die sie viele der stolzen Panni's (Damen) wohl beneiden könnten.

Die meisten Herren kehren, ehe sie sich hinaus auf ihre Landstübe zurückbegeben, auf kurze Zeit in dem Laden von Madame Zankel ein. Dort trifft man sich mit den Bekannten und Freunden, kauft eine Kleinigkeit, plaudert, klatscht und — hört Neuigkeiten. Der Hausherr, der alte Zankel, in seinem ewigen grauen Raftan, die bereits röthlich gewordene Sammetkappe (Fermolka) auf dem grauen Haupte und eine schlechte Cigarre im Munde, begrüßt jeden seiner Gäste mit der größten Ehrerbietung und einem stereotypen Lächeln des Entzückens auf seinem listigen Gesicht, lauscht gespannt auf ihre Unterhaltung und magt es mitunter, selbst ein Wörtchen einfließen zu lassen. Am meisten interessirte ihn wie alle Juden natürlich die Politik. Zur Bewirthung der Herren, die meistens auch in

größeren Angelegenheiten seine Kunden sind, hält Zankel stets eine Flasche „Danziger Goldwasser aus Warschau“ und einen Teller mit Konfitüren, besonders Pasten aus süßem Mandelteig, bereit. Dabei vergiftet er sich selbst so wenig, daß, wenn die Herren abfahren, seine Physiognomie bereits bedenklich gerötet ist. Derweile machen die Damen bei Madame Zankel ihre Einkäufe in seidnen Bändern, englischen Nadeln und Zwirn, Perlen, Bordüren, Fransen, während Raschka, die Tochter von Madame Zankel, mehr in Kleiderstoffen arbeitet. Endlich besteigen die Herren mit ihren Familien und dem sonstigen Anhang die Wagen, der Kutscher knallt mit der Peitsche, die Pferde ziehen an — und der alte Zankel, der es sich nie nehmen läßt, seinen „verehrten“ Gästen das Geleit zu geben, steht noch lange auf der Galerie seiner Haustreppe und schwingt mit der Hand grüßend sein Sammetkäppchen. Derweile ist der Markt auf dem Bazarplatze bereits im vollen Gange.

Die Märkte in den kleinen Städten der Westgebiete haben eine Art historischer Bedeutung.

Viele von ihnen datiren ihren Ursprung von jenen grauen Zeiten her, wo Großfürst Witold, um den Handel in Litthauen zu heben, seinen Städten und Marktflecken das Magdeburgische Recht verlieh. Sie durften Märkte abhalten und eigene Maße und Gewichte führen, die allerdings bei ihrer Verschiedenheit zu allerlei Mißbräuchen Veranlassung gaben. Im siebzehnten Jahrhundert erwirkten sich auch die Magnaten des Landes für ihre Städte und Ortschaften dieselben Privilegien, so daß die Entwicklung der Marktplätze auf rein administrativem Wege vor sich ging. Die Landesherrn erhielten dafür von den Ortschaften bestimmte Abgaben, so daß es natürlich in ihrem Interesse lag, die Zahl der Märkte möglichst zu vermehren. Am meisten Vortheil hatten aber davon die Juden, die schon längst den gesammten Handel beherrschten und nun nur um so freiere Hand zu ihrem das Land ruinirenden Ausbeutungssystem erhielten. Die übermäßige, rein parasitische Ausbreitung des Abels, der jedes bürgerliche Gewerbe verschmähte und es, wenn verarmt, vorzog, den Magnaten Klienten-, wo nicht gar Lakaien-dienste zu leisten, ferner die vielen inneren Fehden und Unruhen machten das Entstehen eines kräftigen, arbeitsamen Mittelstandes in den Städten unmöglich. Jeder Städtebe-

wohner liebt es übrigens noch heute, sich ebenfalls als Edelmann aufzuspielen und mit Wappen zu prunken, deren Führung seinen Vorektern von irgend einem Magnaten für besondere Dienste bewilligt worden war. Man nannte das sich in eine Wappengenossenschaft aufnehmen lassen, eine ähnliche Praxis wie bei den schottischen Clans. So mußte die polnische Krone, zu der Litthauen nach seiner Vereinigung mit Polen lange Zeit gehörte, einen Bürgerstand künstlich schaffen und zwar hauptsächlich durch Heranziehung von Einwanderern aus Deutschland. Noch heute sind die meisten Handwerker in den polnischen und litthauischen Städten polonisirte Deutsche, darunter eine unverhältnißmäßig große Zahl von Juden, die, aus Deutschland vertrieben, hier ein neues Palästina fanden und das ungeheure Land wie Heuschreckenschwärme überfielen.

Mit dieser Einwanderung eines fremden, nur auf schnellen Erwerb bedachten Elements hörte der Nutzen der Märkte für die eingeborene Bevölkerung ganz auf. Die Marktplätze wurden mit Schenken überschwemmt, in denen der schwachköpfige Bauer sein Hab und Gut vertrank und bis auf die heutige Stunde vertrinkt. Von anderen Ausschweifungen, zu denen die Märkte Gelegenheit bieten, gar nicht zu reden. Auch in den Dörfern herrscht der jüdische Schankwirth, denn die Bauern, die größeren Besizer desgleichen, sind ihm sämmtlich mehr oder weniger verschuldet, und sie bearbeiten ihr Land eigentlich nur noch für ihre Gläubiger.

Ein deutliches Bild von den unhaltbaren Zuständen erhält man durch die Thatsache, daß es zur Zeit allein in den sechshundertfünfundfünfzig Marktplätzen des Gouvernements Grodno vierzehntausend Schnapskneipen, also zwölf auf jeden Platz und sämmtlich in jüdischen Händen, gab!

Die in die Stadt gekommenen Bauern begeben sich nach Beendigung der Kirche auf den mit Fuhrwerken dichtbestellten Marktplatz. Zum Verkauf bringen sie hauptsächlich Holz und Heu, Pech, Theer, Getreide, Hanf, Flachs, Butter und Honig. Die müßige Menge treibt sich wie in einem Labyrinth zwischen den Deichseln und Rädern der Wagen umher, ohne sich vor den kauenden Ochsen und den Mäulern der Pferde zu fürchten.

Einige Gegenstände auf dem Markt üben eine besondere Anziehungskraft aus. Die Mädchen zieht es nach den den Platz einschließenden Läden, an deren Thüren und Fenstern allerlei Putzgegenstände, Kleider, Unterröcke, Schürzen, Gürtel und Bänder in schreienden Farben zum Kaufe einladen. Die älteren Frauen haben mehr Interesse für die auf dem Platz in Massen auf Strohunterlagen aufgehäuften Haushaltungsgegenstände, namentlich Töpfergeschirr mit und ohne Glasur und Bötticherwaaren: schöne neue Eimer, Fässer, Butten, Zuber u. s. w., noch ganz sauber und kräftig nach Eichenholz duftend. Die jungen Bursche drängen sich um die an langen Gestellen hängenden, von den jüdischen Schustern ausgestellten Stiefel, befühlen sie von allen Seiten auf ihre Dualität und athmen mit Entzücken den Zuchtengeruch ein. Besondere Sachkenner sind in dieser Branche unsere Soldaten, die für ein Paar Extrastiefel, man möchte sagen, fast ihr Leben lassen und ihre ganzen Ersparnisse hingeben. Sehr beliebt sind auch die in ganzen Pyramiden an Stöcken herumgetragenen Tuchmützen von verschiedener Farbe, sämmtlich mit glänzend lackirten Schirmen. Die jungen Bauernsöhne können sich, auch wenn sie nicht kaufen, das Vergnügen nicht versagen, nacheinander mehrere solcher Kopfbedeckungen, in denen sie sich wie Inspektoren oder, wie man dort zu Lande sagt, „Dekonomen“ vorkommen, aufzusetzen und sich von ihren Freunden bewundern zu lassen. Aber sie verstehen es nie, der Mütze den richtigen, festen Schwung zu geben, ziehen dieselbe vielmehr ungeschickt bis auf die Ohren herunter, kommen sich aber trotzdem sehr fein vor und werden in diesem Gefühl von den Kameraden und noch mehr von dem hebräischen Fabrikanten bestärkt.

Die würdigen Hausväter und „Wirthe“ geben sich mit solchen Lappalien nicht ab. Ihre Aufmerksamkeit und Kauflust konzentriert sich auf solidere Gegenstände, namentlich auf das zu Markte gebrachte Vieh. Mit neidisch begehrllichem Blick wird ein junger bunter Stier, ein Vertrauen erweckender Eber betrachtet: ja, wenn ich nur Geld hätte, ich kaufte ihn gleich!

Aber o weh! die Groschen fehlen, und mit einem Seufzer der Entsagung lenken die Liebhaber ihre Schritte weiter.

Einige junge Herren in Schnurröcken, Confederatkas und

in hohen lackirten Stiefeln, die Taille mit breiten Lederbündeln eingeschnürt, streifen truppweise, eine Berle oder eine Hexpeitsche schwingend, vornehm nachlässig auf dem Bazar umher. Als Trabanten folgen ihnen beständig die jüdischen Faktore, die, um den schuldigen Respekt vor ihren abligen Gönnern zu zeigen, das Haupt auch auf der Straße stets unbedeckt tragen und ihnen Dienste der verschiedensten Art leisten.

Die Stutzer beäugeln die jungen hübschen Bauernmädchen, die sich dadurch sehr geschmeichelt fühlen und selbst einen pikanten Scherz recht gut vertragen. Auch die Pferde werden der Beachtung gewürdigt und kritisiert, wobei zur Aufmunterung mancher kräftige Hieb das zurückschreckende, die Nase in die Höhe werfende Thier trifft. Auch der Faktor oder ein in den Weg kommendes Bäuerlein bekommen häufig zum puren Vergnügen eins mit der Peitsche ab, was aber stets nur als ein Zeichen besonderer Liebeshwürdigkeit und Herablassung betrachtet und mit höflicher Abnahme der Müze beantwortet wird.

Die Frauen der Städter sind hauptsächlich auf den Plätzen zu finden, wo ländliche Produkte für die Küche feilgehalten werden und schmecken dort mit Kennermiene die Butter und den Honig. Die Jäger aus den Wäldern der Polesie, kenntlich an den umgehängten Jagdtaschen aus Dachsfell und den mit Soldatknöpfen verzierten Leibgurten, bieten ihre in einem Reh oder ein paar Hasen bestehende Beute aus. Dorfschulzen (Starosten) und andere Gemeindebeamten, besser und sauberer gekleidet als die große Menge, wandern ohne bestimmten Zweck mit Knuten oder Eichenstöcken als Attribut ihrer Würde in den Händen, gemessen und solide umher, ohne sich je wie die Junker handgreifliche Scherze zu erlauben. Das hauptsächlich belebende und dem Ganzen die Färbung gebende Element sind aber wiederum „unsere Lait“, die Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder, wie die Irriwische umher schwärmen, feilschen, handeln und vor allen Dingen schreien, als ob es um's Leben ginge. Hauptsächlich haben sie es darauf abgesehen, dasjenige Getreide, Heu, Holz u. s. w., das sie nicht schon vor den Thoren abgefangen haben, aufzukaufen, um danach ihre eigenen Preise machen zu können. Die Judenweiber treiben eine andere Art von Handel: in Körben halten sie schlecht gebackenes, zähes, mit Kümmel oder Mohn

bestreutes Weißbrod feil. Dringt an unsere Nase der Geruch verdorbener Heringe, die mit den Fingern aus schmutzigen Behältern an's Licht befördert werden, oder sieht man auf der Erde Guirlanden von Zwiebeln mit Stroh garnirt liegen, so kann man sicher darauf rechnen, daß die Verkäuferin dieser duftigen Waaren, darunter auch allerlei Käse, eine schmierige „Judenmadam“ ist.

Ueber den ganzen Platz hallt es wie ein ununterbrochenes Losen: die Ochsen und Kühe brüllen, die Kälber blöfen, Schweine und Ferkel grunzen und quieken; das Wiehern der Pferde, das Schnattern der Gänse und der Menschenstimmen in verschiedenen Sprachen vervollständigen das ohrenzerreißende Durcheinander. Aber den Grundton zu diesem an keinem Markttag fehlenden Lärm und Gesurre geben immer und immer die hier ihr Schäfchen scheerenden, wortreichen Hebräer.

Mitten auf dem Platz unter dem steinernen Obelisk, haben sich die Ulanen einen besonderen Raum freigehalten. Etwa dreißig bis vierzig an der Zahl, sind sie theils aus den umliegenden Standquartieren der einzelnen „Züge“ in die Stadtgarnison der Schwadron gekommen, um Fourage zu empfangen, oder es sind Schwischlotscher, die sich auf dem Bazar amüsiren wollen. In der Nähe dieser Gruppe von Soldaten ist auf dem sauber gefehrten Erdboden ein großer Haufen goldigen Hafers ausgeschüttet. Die dazu bestimmten Ulanen gehen auf dem Markt umher und fordern die Bauern, die ihr Futter noch nicht verkauft haben, auf, ihre Ladungen „dem kaiserlichen Dienst“ abzulassen. Die Bauern sind dazu, wenn sie nicht schon von den Juden in Beschlag genommen worden sind, stets gerne bereit. Hier an dem Obelisk kann man mit Sicherheit den Schwadronswachmeister und die ältesten Unteroffiziere der Züge stehen sehen. Bekleidet sind sie bei dieser Gelegenheit mit kurzen Kavalleriepelzen, bei denen jedoch das sonst weiße Schafleder auf der Brust, auf den Aufschlägen und an den Taschen mit zierlichen Arabesken aus rothem oder grünem Saffian benäht ist. Die Anschaffung so verzierter „eigener“ Pelze, zu denen durchaus eine recht in die Augen fallende Uhrkette aus Talmi gehört, ist ein Hauptbestreben aller Unteroffiziere, und sie verwenden dazu alles von Hause erhaltene oder sonst erworbene Geld. Die Zugunteroffiziere mit ihren

Gefreiten sind, wie gesagt, zum Fourageempfang da, während der Schwadronsmachtmeister dem Fouragemeister beim Einkauf hilft. Zum Zeitvertreib sind auch der Schwadronschreiber und der Quartiermeister anwesend. Auch sie gehören zu den Spitzen der Schwadron, halten auf Eleganz im Anzug und reden sich als feine Leute nie anders als mit „Sie“ an. Der merkwürdigste unter ihnen ist aber der Fouragemeister Mysnikow. Er steht die ganze Zeit mit dem Rücken an den Obelist gelehnt und ganz in seinen bis über die Ohren in die Höhe gezogenen, umgehängten Mantel verhüllt, wobei er gleichmüthig und phlegmatisch aus seinem kurzen „Nasenvärmer“ pafft.

Man kann sich schwer ein friedlicheres, harmloseres Geschöpf vorstellen, als diesen langabgewachsenen Mysnikow. Seine tief in sich gefehrte Beschaulichkeit spiegelt sich in jedem Wort, in jedem Blick, in der Art, wie er seine Pfeife schmaucht und wie er dabei von Zeit zu Zeit ausspuckt. Vor Mysnikow befindet sich ein kleiner Tisch mit darauf stehender Schatulle, die etwa für zwanzig Rubel Kleingeld enthält, und ein Notizbuch, daneben ein abgekauter Bleistift. Der Fouragemeister wechselt mit den Bauern kaum ein Wort und läßt sich auf kein Feilschen ein. Er besieht den angebotenen Hafer, läßt ihn durch die Hand laufen und bestimmt danach mit unfehlbarer Sicherheit die Güte und den Preis, der stets für beide Theile vortheilhaft bemessen ist. Will der Bauer Redensarten machen und mehr verlangen, so sagt ihm Mysnikow kurz: „geh' zum Juden!“ worauf sich der Verkäufer sofort eines Besseren besinnt und überlegt, daß ihm der Jude lange nicht so viel giebt. So ist man gleich handelseinig. Der Hafer wird nicht mit dem jüdischen, sondern mit richtig gestempeltem Kronmaß, vor nüchternen Augen gemessen, worauf ihn der Bauer, von Soldaten unterstützt, auf den allgemeinen Haufen schüttet, während sich Mysnikow, ohne seine Aufmerksamkeit irgendwie ablenken zu lassen, die Zahl der Maße genau merkt. Ist das Aufschütten beendigt, so holt er ohne Uebereilung aus einem kleinen ledernen Beutel einen Schlüssel hervor, öffnet sorgfältig die Schatulle, zählt noch accurater das Geld ab und übergiebt es schweigend dem Bauer, worauf er sein Notizbuch nimmt und irgend etwas darin vermerkt. Was das ist, wissen

die Götter und Mysnikow allein, denn er besitzt gar keine Schulfenntnisse, sondern hat seine eigenen Hieroglyphen, mit deren Hülfe er sich stets, und ohne sich im Geringsten zu irren, bis auf die letzte halbe Meße, den letzten Kopfen, zurechtfindet.

Gegen 2 Uhr Nachmittags beginnt der Markt sich bereits zu leeren. Die ordentlichen Bauern kehren, nachdem sie ihre Produkte verkauft haben, nach Hause zurück, ohne sich von den Verlockungen der Schenke verführen zu lassen; die Mehrzahl aber vermag sich das Vergnügen, noch vorher beim Juden einzukehren, nicht zu versagen. Da ist es um diese Zeit schon voll genug, und leider sieht man darunter auch manchen unserer Ulanen. Es „stärken“ und belustigen sich dort sowohl die Männer als die Weiber und Mädchen, ja sogar die Kinder. Daher, aus dem übermäßigen und zu frühen Gebrauch des Branntweins, rührt zum großen Theil das elende, krankhafte Aussehen der ganzen Bevölkerung der Westgebiete, und die vielen jüdischen Schankwirthe tragen bei der Verführung zu diesem Laster die Hauptschuld.

Betrachten wir das Innere einer solchen Schnapsbude an einem Markttage, so erhalten wir folgendes Bild.

Ein ziemlich geräumiges Zimmer, links vom Eingang mit einem großen, breiten Ofen, feuchtem Lehmfußboden und schmutzigen, ungeweißten Wänden und mit Tischen und Bänken rings an denselben, schließt etwa fünfzig bis hundert Menschen in sich, ist also, abgesehen von einem in der Mitte befindlichen kleinen Platz zum Tanzen, gepreßt voll. Im Sommer wird übrigens meistens auf dem Hofe oder auf der Straße vor der Schenke getanzt. Ein starker Spiritusgeruch, gemischt mit dem Duft ordinärsten Tabaks, benimmt dem Eintretenden sofort den Athem.

Der jüdische Schenkewirth, seine Kalle, seine halbwüchsigen Kinder und die Magd sind eifrig damit beschäftigt, Fusel und Bier in die Gläser zu füllen und die „Sündengroschen“ in einer Schieblade der Tombank verschwinden zu lassen. Der Jude schwitzt ordentlich vor Aufregung und Eile. Seine schäbige Fermalke (Kappe) ist ihm ganz in den Nacken gerutscht, feuchte Haarsträhne kleben an der Stirn fest. Sein Gesicht ist bleich, die Augenbrauen sind zusammengezogen, die Augen glänzen fieberhaft und auf seinem ganzen Antlitz ließt man nur das habfüchtige Streben, möglichst viel von seinem Gift

loszuwerden und sich bei dem allgemeinen Wirrwarr ja nicht zu seinem Nachtheil zu verrechnen.

Dieselbe Sorge, nur noch viel nervöser, drückt sich auf dem Gesicht des Judenweibes aus, das beständig auf die ihre Füße kaum mehr fühlende Magd leist. Blickt man auf das jüngere Geschlecht, so denkt man unwillkürlich an das bekannte Bild, wie die Füchsin ihrem hoffnungsvollen Nachwuchs ein fettes Huhn zum Verspeisen in den Bau bringt. Genau dieselben kleinen Fuchszphysiognomien, auf denen sich der unbewußte angeborene Instinkt nach Blut und frischem Fleisch, mit anderen Worten die Raubsucht, bereits im frühesten Alter geltend macht.

In dem vorderen Winkel des Zimmers steht die Musikbande, meistens herumziehende Hebräer, die hier zu Lande die Stelle der ungarischen Zigeunermusikanten vertreten. Ein hagerer Alter mit Eulenaugen und ungeheurer Messingbrille schlägt mit Hämmern das Cymbal. Seine abgemagerten, knotigen krallenartigen Finger fliegen nur so auf den Saiten umher. Ein rothhaariger Jude mittlerer Größe mit geschwollenen Lippen fibelt mit gesenktem Kopf und halb geschlossenen Augen auf einer armseligen Geige umher, wobei er nach Art gewisser Virtuosen, aber sehr komisch, mit dem ganzen Körper nachhilft.

Ein drittes Jüdchen, ein langer schwindstüchtiger Jüngling, schlägt das Tamburin, während ein noch jüngerer Bursche mit einem eisernen Stäbchen ein Triangel bearbeitet. An gewöhnlichen Tagen ist in den Schenken keine Musik, nur an den Kirmessen und an den Markttagen. Diese reisenden Künstler wählen sich für ihr Gewerbe ein bestimmtes Gebiet aus, in dem sie Alleinherrscher sind, und ziehen von einem Ort zum anderen, so daß sie keinen Markttag verfehlen.

Die Bauern sitzen an den Tischen in plumper Haltung, mit aufgestützten Köpfen, trinken und führen endlose Gespräche miteinander. Eine Fröhlichkeit ist auf ihren Gesichtern selten zu lesen. Sie trinken mit düsteren Mienen phlegmatisch, langsam, aber viel (wenn das Geld langt) und rauchen dabei wie Backöfen.

Wenn sie betrunken sind, beginnen sie über Unglück und schlechte Zeiten zu klagen, spucken viel, weinen, küssen sich gerührt, schimpfen mitunter aufeinander, aber prügeln sich fast

nie. Es ist ein friedliches, sanftes Volk, und selbst in ihrer Fröhlichkeit vergessen sie nie, wo sie der Schuh drückt. Im Grunde ihrer Seele ruht ewig eine gewisse Melancholie. Die Weiber und jungen Mädchen besitzen viel mehr Temperament. Sie setzen sich nie hin, sondern stehen in Haufen im Zimmer umher, trinken unter Gesichterverzerrungen, als ob ihnen das „Zeugs“ zuwider wäre, lachen und führen miteinander laute äußerst erregte, aber zusammenhangslose Unterhaltungen. Manches Weib ist auch kriegerisch gestimmt, und es kommt mitunter vor, daß so eine Tante der anderen die Haube vom Kopfe reißt oder ihrer Widersacherin wie eine Katze in die Haare fährt.

Das junge Volk, die Mädchen und Burschen, tanzen. Meistens fangen die Weibsleute zuerst unter sich an, worauf sich erst die Kavaliere hinzufinden. Der Schwarzrusse kennt eigentlich nur drei verschiedene Tänze, zu denen stets gesungen wird: den Kreistanz (Kruschki) eine Art Walzer, den Männer und Frauen miteinander tanzen, den „Kasak“ der von zwei einander gegenüberstehenden Männern als Solostück zum Besten gegeben wird und aus den verschiedenartigsten Sprüngen in halbstützender Stellung besteht, und schließlich den ebenfalls nur von Männern ausführbaren „Krutol“. Der Witz, der aber bei der Ungeschicklichkeit der meisten Tänzer fast nie gelingt, besteht darin, daß zwei einander gegenüberstehende Bursche sich je mit einer Hand an den Enden eines zwischen ihnen befindlichen, etwa drei Ellen langen Stocks festhalten. Beim Takte der Musik muß nun der eine sein rechtes, der andere zu derselben Zeit sein linkes Bein schnell und gewandt über den dabei nicht los zu lassenden Stock schwingen.

Natürlich liegen meistens bald beide Tänzer zum allgemeinen Gaudium lang auf dem Erdboden.

Die Lustigkeit dieser Leute ist aber nie von langer Dauer, sie flackert nur auf kurze Zeit im Rausch und unter dem Einfluß der Musik auf. Unser Schwarzrusse liebt mehr sentimentale Thränen und schwachherzige Klagen über das Geschick. Zu richtiger Fröhlichkeit fehlt ihm die Frische, der Schneid.

Um 4 Uhr ist der Bazarplatz bereits leer. Nur vor den Schenken sieht man noch Fuhrwerke stehen, deren zottige

Kleine Pferde mit gesenkten Köpfen mißmuthig warten, bis es ihrem Herrn gefallen wird, die Heimfahrt anzutreten.

Derjenige Bauer, dem es nicht gelungen ist, seine Erzeugnisse auf dem Bazar los zu werden und der nun aus Aerger darüber die Schenke aufgesucht hat, ist seinem Geschick unrettbar verfallen. Dem Schankwirth wird von einem seiner Hausleute sofort gemeldet, daß draußen auf dem Hofe irgend ein Athanas oder Mazzei (Mathias) aus Klopatschei oder sonst woher, hält, der sein Getreide noch nicht verkauft habe. Sogleich eilt der Jude Herrn Mazzei oder Athanas mit der größten Herzlichkeit und Freundschaftlichkeit entgegen:

„Ah! altes Freundschen! . . . Wie geht es Dir, Herzensbruder? . . . Guten Handel (Handel) gemacht? . . . schönes Geschäft, was?“

„Der Teufel hol's! Nettes Geschäft, warum nicht gar!“ antwortet ärgerlich Mazzei, während er sein Gespann an dem Wolm festbindet. „Solch ein koddriger Markt! Rein nichts zu verdienen!“

„Was, Du hast nicht verkauft?“ erkundigt sich mit erheuchelter Theilnahme der Jude.

„Solch ein filziges Volk!“ brummt Mazzei weiter, „ich dachte wenigstens zwei Kubel einzunehmen, und nun auch nicht für einen Kopeken!“

„Na, na, gräme Dich nicht . . . der armen Waisen erbarmt sich Gott mit dem Geldsack!“ tröstet ihn der Menschenfreund, „trinke erst einen Schluck, nachher werden wir sehen, werden wir handeln, wir Beide!“

Und mit der größten Zuvorkommenheit füllt er aus dem Faß eine gehörige Portion Schnaps in einen thönernen Krug.

„Nu, trink', mein Liebster, mein Mazzeiko! . . . O waih, was bist Du für ein braver Kerl, Mazzeiko! . . . Was thust Du mir laid, solch ain guter Mensch! Trink, trink, Liebling! Gott soll's Dir segnen!“

Mazzei hat lange auf dem Markt gestanden und ist hungrig und durstig geworden. Seit seiner Ausfahrt aus dem über zehn Werst entfernten Dorf hat er noch keinen Bissen über die Lippen genommen. Mazzei schlürft mit Behagen den Branntwein herunter und ist dazu ein ihm von dem Juden gastfreundlich angebotenes Stück Brod und einen Hering. Den

Beschluß der Kollation macht ein Maß Bier, worauf der Bauer, schon ziemlich à tout, seine Pfeife anbrennt.

„Nu, wie steht's?“ fragt jetzt seines Sieges sicher der Jude, „wollen wir jetzt machen unser Geschäft, nachher rechnen wir ab.“

Mazzei denkt aber noch nicht daran. Er ist in Geschmach gekommen und verlangt noch mehr Schnaps. Der Jude will aber nicht mehr herausrücken und besteht auf dem Handel.

Nach langem Hin- und Hergerede willigt der Bauer endlich ein und verlangt für sein Getreide zwei Rubel. Der Jude spielt den Entrüsteten, beweist dem Bauer haarklein, daß er auf dem Markt nicht die Hälfte des geforderten Preises bekommen haben würde und bietet nur aus Gotteserbarmen fünf Gulden*) und fünfzehn Kopel.

„Kann ich nicht!“ stammelt eigensinnig den Kopf schüttelnd der Berauschte.

„Wie heißt, kann ich nicht! . . . Nu meinetwegen! damit Du siehst, daß der Mojscha Schulberg ist ain guter Mensch und damit Du kommst wieder, will ich Dir noch legen zu zwai Kopelen.“

„Kann ich nicht!“ beharrt Mazzei auf seinem Stück.
„Gieb zwei Rubel!“

„Kann ich nicht?“ öffnet ihm der Jude, nunmehr die Maske fallen lassend, nach . . . „Ei, Du Hallunke verfluchter, Lumpenhund gemeiner! Hab' ich Dich gefüttert, hab Dir gegeben Schnaps und Bier zu trinken, und Du kannst nicht? Wart, will ich Dir zeigen, was ich kann,“ fährt er den Verblüfften an. „Hast wohl gar gedacht, Du könntest bei mir fressen und saufen umsonst? Bezahl, was Du hast verzehrt!“

Sind nur noch wenig Menschen im Lokal, und findet Mazzei keinen Schutz, so fallen Moses Schulberg mit der Madam und dem ganzen Hauspersonal über den Wehrlosen her, beschuldigen ihn „räuberischer Gelüste“, nehmen ihm das Getreide fort, jagen ihn vom Hofe, und er kann sehen, wie und wo er Recht findet! Ist Mazzei aber fügsam und mit dem gebotenen Preise zufrieden, so schenkt ihm Mojscha noch einen Schnaps als magarntsch ein und macht dann die Rechnung,

*) Ein polnischer Gulden etwa fünfzig Pfennige.

bei der natürlich der Preis für die Zeche auf Heller und Pfennig abgezogen wird. Das macht etwa zwei Gulden aus, den elenden Rest bekommt der Bauer in die Hand, und der Wirth verfehlt in solchen Fällen nicht, seinen Gast in den Wagen zu befördern und dem „alten Freundchen“ glückliche Reise nachzurufen.

So geschieht es fast immer. Mag der Bauer Mazzei, der Jude Schulberg oder sonst wie heißen.

* * *

Es dunkelt, der Markttag ist zu Ende, und Schwischlotsch versinkt bis zum nächsten Sonntag in seine gewöhnliche Debe. In einigen Fenstern schimmert ein trübes Licht. Die Sonne hüllt sich in einen kalten Nebel. Auf der Straße nach Brest zu fahren die letzten Wagen mit den verspäteten und um so betrunkenen Bauern. Die treuen, aber hungrigen Särko's und Rjabko's folgen trübselig den Spuren der Räder.

Welch ein klagendes, langgedehntes Stöhnen ertönt aus den sich schläfrig fortbewegenden Polukoschitz?

Der berauschte Kleinrusse singt sein gewöhnliches Lied:

Ach, die Thränen der Waisen mir Aermsten nicht entgehen.

Ach, fall auf einen Stein ich, kannst Du ihn bersten sehen.

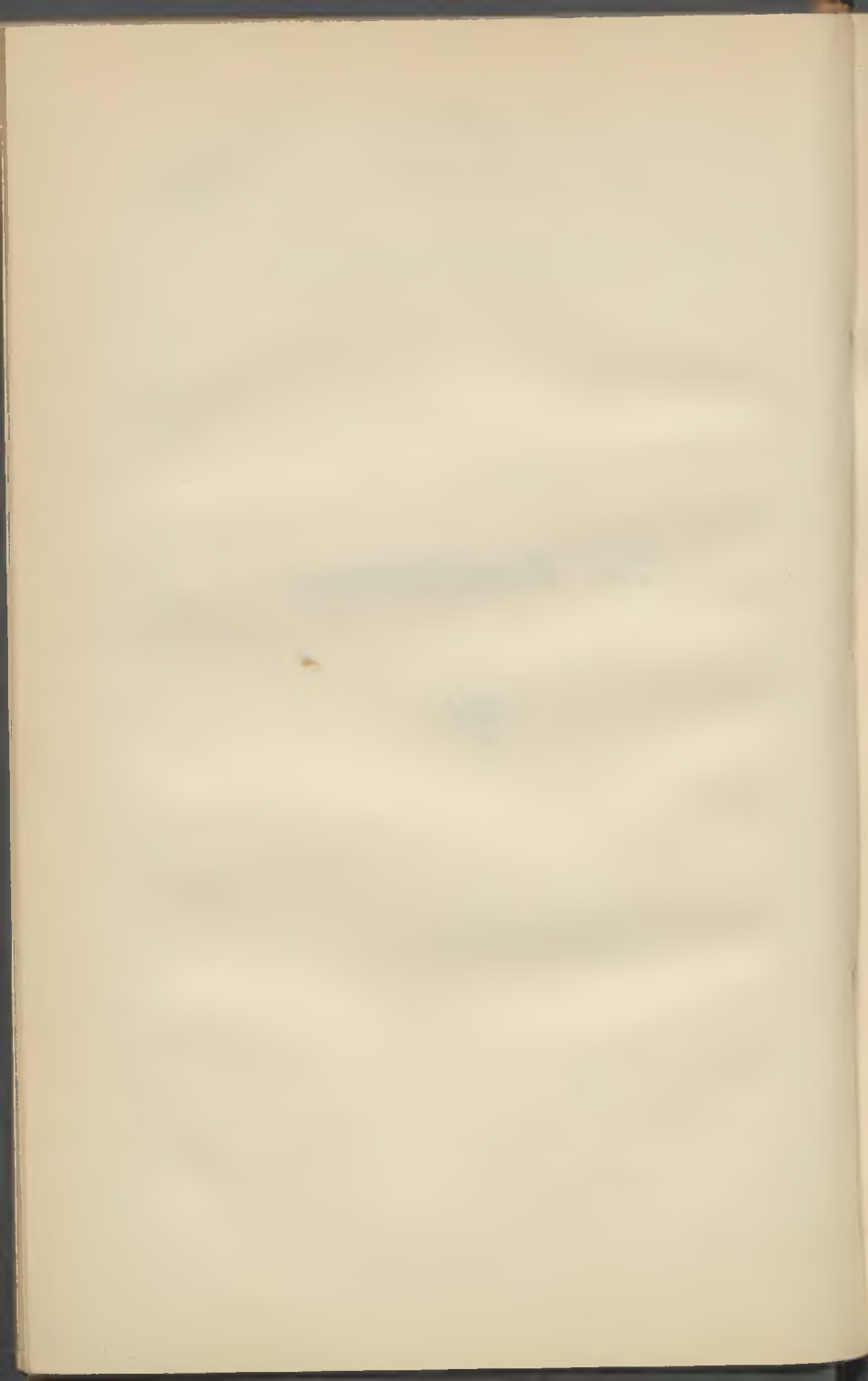
ächzt er auf dem Boden des Gefährten liegend, einförmig und anhaltend — und gewissermaßen als Echo auf diese menschliche Klage antwortet aus der Ferne das Heulen der in der Nacht sich selbst überlassenen Hunde. Und alle diese Laute in Gemeinschaft mit dem wandernden Nebel des kalten Abends, mit dem trüben Feuerschein, dem ausgemergelten Klepper und dem hungrigen Särko — erfüllen die Seele unwillkürlich mit einem nagenden, undefinirbaren Weh . . .

Das sind in den meisten Fällen die Stätten der Existenz unserer „Schwadronsstäbe“ für den größten Theil des Jahres, und nun denke man sich erst das noch ödere Leben der „Züge“ in den Dörfern. In der neuesten Zeit ist es mittelst größerer Konzentrirung und Anlage von Kasernen besser geworden, aber viel auch nicht und mehr für den Dienst als

das sociale Leben. Welcher Art die Zerstreuungen und Belustigungen der Offiziere und Mannschaften in den kleinen Grenzstädten sind, und wie nahe man auch hier der „Mutter Natur“ tritt, zeigt die unter dem Titel „Regimentszubehör“ wörtlich „Gnadenbrodesser“ zusammengefaßte Reihe von Skizzen.

Auf Grasfütterung.





I.

Luftiger Marsch.

Das Regimentsexerciren, welches meistens in der Nähe der Stabs garnison abgehalten zu werden pflegt, war Mitte Juni zu Ende. Die Zeit der Gräs fütterung begann. Es sind das gewissermaßen die Hundstagsferien für die Kavallerie. Leute und Pferde ruhen sich während der vier bis sechs Wochen von den Beschwerden des vorhergegangenen Frontdienstes aus und sammeln neue Kräfte für das Brigade- und Divisionsexerciren und die Manöverübungen. Da braucht man kein Gepäc, keine engen Uniformen, kein Kompletzeug mitzunehmen; der ganze Dienst beschränkt sich darauf, die Pferde zu pußen und abwechselnd jeden zweiten Tag auf die Wiese zum Grasmähen hinauszuziehen. Einen Tag muß der Mann auf diese Weise arbeiten, den anderen hat er Ruhe, und dabei erhält er obenein draußen zur Belohnung für das Mähen ein Extrastückchen Fleisch und ein Glas Schnaps. Die Pferde gehen während dieser Erholungszeit unbeschlagen und fressen anstatt des Hafers nur frisches Gras, das in hygienischer Hinsicht günstig auf sie einwirkt, das heißt das Blut reinigt und die Verdaulichkeit des später wieder gegebenen Körnerfutters befördert. Der dadurch erzeugte Heubauch schwindet bald wieder, und der richtige Gebrauchs körper stellt sich schnell wieder ein. *)

*) Hierüber begegnet man in neuerer Zeit bei der russischen Kavallerie sehr abweichenden Ansichten. Danach schädigt die Gräs fütterung den Kräftezustand der Pferde um so mehr, als gleich nachher die anstrengendsten Uebungen beginnen.

Außerdem geht dadurch ein sehr wesentlicher Theil der Uebungszeit verloren. Man bleibt daher bei dem veralteten System nur noch aus Ersparnißrücksichten. Körnerfutter wird bei der Armee nur für elf Monate geliefert.

Eines Abends erschien ein Regimentsbefehl. Was kann es sein? — Da steht es: „Nach nunmehriger Beendigung der Frühjahrsübungen im Regiment haben die Schwadronen von morgen ab in der Umgegend ihrer Einquartierungsorte mit der Grasfütterung zu beginnen.“ Famos. „Stephan! War der Zugwachtmeister hier?“

„Er ging schon wieder, Euer Wohlgeboren. Der Major läßt sagen, daß um sieben Uhr Morgens ausgerückt wird.“

„Hast Du alle Sachen zusammengepackt?“

„Es ist Alles in Ordnung. Der Wagen wird zeitig da sein . . . Wir besorgen das schon.“

* * *

Ein frischer, heiterer Morgen, der einen heißen Tag verspricht. Der Marsch ist aber nicht lang; um elf Uhr sind wir an Ort und Stelle und kommen so um die ärgste Hitze.

Ich begab mich zu Fuß nach der außerhalb der Stadt gelegenen Brücke, um mich erst dort der Schwadron anzuschließen. In der Nähe des Ufers stand bereits die kleine Schaar unserer Schwadronsoffiziere und Junker, alle in Marschausrüstung mit Kartouche und Revolver.

Die meisten derselben blieben aber zum Dienst in der Stabsgarnison zurück und wollten uns bei dem schönen Wetter nur ein Stückchen hinausbegleiten; andere, darunter ich, mußten mit auf die Dörfer, um die Aufsicht zu führen.

Unweit dieser Gruppe sah man zwei Burschen mit den „Marschvorräthen.“

Und siehe, auf dem an der Stadt vorüberführenden Wege zeigt sich eine Staubwolke, durch die hindurch immer deutlicher schwarze Pferde, weiße Kittel sichtbar werden und blinkende Lanzenspitzen in der Sonne funkeln. — „Die Schwadron kommt!“ Unser Kommandeur nimmt seinen feurigen stolzen Rappen schön zusammen und sprengt in kurzem Galopp seiner Truppe entgegen. „Morgen, Leute!“ Brausend hallt der Gegengruß in der frischen Morgenluft wieder. Die Schwadron marschirt stramm an uns vorbei und machte einen Augenblick an der Brücke Halt. Die Reitknechte bringen den Offizieren die Pferde und nehmen von den Burschen die Wegekost in Empfang, die sie schnell und geschickt in ihren Pistolenhalftern verstauen.

Die Sänger werden an die Tete genommen, der Marsch beginnt.⁴

Der Weg führte durch eine lange, hinter einem Hügel verschwindende Allee. Alte Ulmen, Bappeln, Birken, Ebereschcn verbreiten einen kühlen Schatten, leise rauschen ihre thaugetrankten Blätter. Die Offiziere reiten bequem vor und etwas seitwärts der Schwadron möglichst unter den die Sonne abhaltenden Zweigen. Der Duft der Cigarren vermischt sich von Zeit zu Zeit mit dem kräftigeren, aber in der frischen Luft nicht unangenehmen Geruch des von den Mannschaften gerauchten russischen Knallers (Machorka).

Zwanzig Berste sind unmerklich zurückgelegt. An der Straße steht unter dem Schatten der hohen, alten Bäume eine weiße, unter dem Namen „Murowanki“ bekannte Kortschma (Schenke). Innerhalb ihrer feuchten, düstern Wände belustigten sich 1863 die Aufständischen, ohne die ihnen verhangnisvolle Nähe des Generals Ganekli zu ahnen. Dort seitwärts sieht man noch das Kreuz, an das die Polacken einen zufällig auf der Straße gefangen genommenen Kosaken nageln wollten. Sein flinkes Kopfelein rettete ihn aber vor dem Martertode. Hier wurde Rendezvous gemacht. Die Leute erhielten ihr übliches Glas Branntwein, während die Offiziere und Junker sich unter einen Baum lagerten und dem Frühstück zusprachen. Die Marschflasche machte die Runde, und das unvermeidliche gebratene Huhn verschwand eben so schnell wie die massenhaften, mit Kohl gefüllten Bieroggen, welche aus der ungeschickt zusammengefalteten Papierdute direkt auf das grüne Gras ausgeschüttet wurden. Der kluge Schwadronshund, Scharif, die schmackhafte Kost witternd, lud sich, artig mit dem Schwänzchen wedelnd, bei den Herren Offizieren zu Gast und erhielt seinen reichlichen Antheil. Sowohl bei dieser Gruppe als bei den Soldaten vernahm man fröhliches, sorgloses Gelächter und Gespräch; war es das schöne Wetter, war es die Marschluft, Jedermann fühlte sich vergnügt.

Die Sonne beginnt schon zu schmoren — und wie angenehm ist es jetzt sich ein Weilchen, die Hände unter dem Kopf, auf dem kühlen Boden auszustrecken, über sich die leise schwankenden, das goldene Sonnenlicht nur hier und da hindurchlassenden Zweige! Natur wie bist Du schön, wie wohl,

wie leicht wird es uns ums Herz . . . Der tiefblaue Himmel schimmert durch die Blätter. Der Blick schweift träumend ringsumher und wandert von den Zweigen und dem Himmel nach den Feldern, auf denen das noch grüne, aber schon Aehren tragende Getreide langsam wogt, während oben, hoch in der Luft, die Lerchen jubiliren und unten im Grase die Grillen zirpen. Man fühlt sich unter diesen Tönen halb der Gegenwart entrückt, die Augenlider werden schwer, da plötzlich — „Aufgefessen!“ — und wieder in den Sattel, weiter auf den Marsch!

II.

Das Vorwerk*) Sjanowo.

Wir wendeten von der großen Straße links ab und betraten einen Landweg. Vor uns ein mit Fichtenwald bedeckter Berg, der Anfang des großen Grodnoer Urwaldes. Am Abhang dieses Berges, bereits im Forst, liegt unser Ziel, das Vorwerk Sjanowo. Der Weg führt durch freie Felder, aus denen überall halb verfallene Kreuze und die Strohdächer armseliger Dörfer hervorragen. Gruppen von hohen Pappeln bezeichnen die Lage von Edelhöfen.

Die Sonne brennt schon tüchtig. Hinter der Schwadron erheben sich Staubwolken. Die Leute werden, von der Hitze belästigt, immer schweigsamer, aber die Lerchen und Grillen lassen sich in ihrem Konzert nicht stören; es scheint fast, die Gräser selbst sind lebendig und zirpen.

Nun aber sind wir im kühlen, grünen Walde. Welche Wohlthat! Die schweißigen und bestaubten Pferde heben munter die Köpfe und wiehern; unter den Leuten beginnt wieder das Gespräch, und die so lange stumm gebliebenen Sänger lassen plötzlich ein lautes Lied erschallen, das in dem noch nicht dichten Holze um so kräftiger und voller widerhallt. Welch ein Reiz liegt in diesem Hain von Sjanowo!

*) Unter Vorwerk, auf russisch solwark, versteht man in Rußland im Allgemeinen einen Gutshof.

Er erinnert in seiner Vegetation bereits an die Wildniß von Biälłowäsch, aber natürlich nur im Kleinen. Ungeheure, dicke und verzweigte Ruffsträucher fassen den Weg auf beiden Seiten ein, darüber erheben sich uralte Eichen mit ihren knorrigen Aesten, und stattliche Weißbuchen verflechten ihre Zweige zu einem fast undurchdringlichen, smaragdnen Dach. Schade, daß dieser Waldweg so kurz ist!

Plötzlich, wir befanden uns noch im Gehölz, wehte uns ein wunderbarer Duft von Rosen und Jasmin entgegen. — Was ist das für ein Geruch? wo kommt er her? Unser Drei bogen wir vom Wege seitwärts ab und drangen in das Dickicht ein, das hier und da durch kleine Lichtungen und Wiesenflächen unterbrochen war. Was sehen wir da? Große Büsche von verwilderten, weißen Rosen, ganz und gar mit Blüten bedeckt, untermischt mit ebenfalls reich blühenden Sträuchern von Sortenjasmin. Unsere Verwunderung war groß. Wir pflückten ganze Sträuße ab und brachten sie den nicht minder erstaunten Kameraden. Nur der Schwadronskommandeur, der die Gegend bereits kannte, vermochte uns das Räthsel zu lösen. Hier hatte einst der berühmte Park des polnischen Grafen Walizki gestanden, der jetzt längst zur Wildniß geworden war, aber noch an einzelnen Stellen Spuren ehemaliger Kultur, bestehend in Rosen, Jasmin und Fliederbüschen, verrieth. Mag der Park vormals noch so gepflegt gewesen sein, die jetzige Scenerie, diese Blumen mitten im Walde, erschienen mir viel origineller und romantischer.

Aus dem Walde herausgekommen, ritten wir eine wellige Erhebung aufwärts und hatten unerwartet den Spiegel eines großen, breiten Sees vor uns, der mit seinem Silberglanz durch die laubigen Wipfel der Bäume schimmerte. Rechts in weiterer Ferne sah man über den See hinweg Ziegel- und Strohdächer, die Thürme und die Kuppel einer Kirche. Es war das ehemals demselben Grafen Walizki gehörige Städtchen Jezory — und links, näher, erhob sich ein Berg, ganz bedeckt mit hohem, düsterem Nadel- und Laubholz, der Beginn der großen Grodnoer Forsten. Die Birken, Ulmen, Ahorne, Erlen und Espen stiegen bis zum Ufer des Sees hinab, und zwischen dem Grün zeigten sich hier und da Gebäude, Schuppen und

ein kleines Haus, in dessen Nähe unter einem von Zweigen geflochtenen Dach weißlicher Rauch aufsteigt.

Es ist der Platz für die Schwadronsküche, über dem auf dem Anberge eine Windmühle ihre Flügel ausbreitet. Wieder umfängt uns der Schatten der Bäume, und der Weg führt noch immer bergauf. Oben angelangt, kommen uns schon die Quartiermacher entgegen, deren Aeltester dem Schwadronskommandeur die Meldung über die richtig vollzogene Einquartierung abstattet. Scharif weiß ganz genau, um was es sich handelt, er ist bereits von früher her mit der Dertlichkeit vertraut und giebt seiner Freude über das bevorstehende Landleben durch lustiges Belien und Umherspringen Ausdruck.

* * *

Hier in diesem traulichen Waldwinkel, in welchem sich das Borwerk Kjanowo weltentlegen birgt, soll unsere Schwadron die Grasfütterung durchmachen, zu welchem Behuf Wiesen gemiethet sind. Die vier Züge nehmen sofort die verschiedenen, ohne jede Ordnung im Gehölz umherstehenden, aber nahe bei einander liegenden Schuppen in Beschlag. Die Leute richten die Pferdestände ein und stellen unter den Schutzbüchern ihre eigenen Lagerstätten her.

„Jetzt, Brüder, sind wir wie in der Datscha!“ *) wendet sich der Vorsänger Kafowin mit behaglichem Lächeln an seine Kameraden, indem er sein Kompletzeug abnimmt und den Rittel aufknöpft. „Das wird eine schöne Zeit werden, Kinder.“

„Woher weißt Du das?“ fällt ihm der Zugunteroffizier ins Wort.

„Nun, das ist immer so. Scheint am ersten Tage die Sonne, dann bleibt das Wetter auch weiter gut, und es fällt nichts Schlimmes vor.“

„Du sprichst wie ein Buch, man möchte Meth aus Deinem Munde trinken!“

„Ach was, aus Meth mache ich mir nichts, wenn's noch Schnaps wäre. Nun, Gott wird auch den geben!“

In den Schuppen tritt der Schwadronswachtmeister, um

*) Unter Datscha versteht man immer Sommeraufenthalt, wie ihn sich die wohlhabenderen Städte gönnen können.

nachzusehen, ob auch in jedem Zuge Leute und Pferde gut untergebracht sind.

„Drei Wassilitsch!“ . . . rufen ihm von allen Seiten die vergnügten Soldaten zu . . . „wir haben die Ehre, Ihnen zur Grasfütterung zu gratuliren!“

Die Offiziere mit dem Major, d. h. dem Schwadronskommandeur, einem sehr angenehmen Vorgesetzten, quartieren sich in den Räumen des Herrenhauses ein, das in vollendetster Weise den Typ jener Edelmannswohnungen darstellt, an denen Litthauen und ganz Polen so reich sind, und die man ihrer äußeren Aermlichkeit halber mit dem charakteristischen Namen „Strohpaläste“ bezeichnet. Man denke sich ein niedriges, hölzernes, einstöckiges Haus mit kleinen, schief stehenden Fenstern, deren Rahmen sich an schlechten eisernen Haspen bewegen, mit einer Balkendecke, geweißten Wänden und plump gebieltem Fußboden im Inneren. Darüber ein Strohdach. Das ist der „Palast“, in dem einstmals, Ende des vorigen Jahrhunderts, einer der glänzendsten Repräsentanten „Altlitthauens“ von seinen vielen Abenteuern ausruhte.

Jetzt steht dieser Wohnsitz leer und belebt sich nur während einiger Sommerwochen, wo er unseren Offizieren als Unterkunft dient. Das Haus ist wie in Grün begraben, Schlingpflanzen umwuchern dasselbe, Vögel nisten in Menge in seinem altersschwachen Dache, Eidechsen, Blindschleichen und anderes Gethier hat durch die Risse der Wände und die Spalten des Fußbodens freien Eingang. Der äußere Eindruck des Ganzen mitten in dieser eigenartigen, aber romantischen Umgebung unterscheidet sich wenig von den Tausenden der anderen Herrensitze, die man in unseren ehemals polnischen Westprovinzen antrifft. Kaum tritt man aber unter das ärmliche Dach, so kann man sich eines gewissen Erstaunens nicht erwehren. Man gelangt in eine Reihe niedriger, dunkler Zimmer mit kleinen Fenstern, Balkendecken und ungestrichenem Fußboden. An den Wänden keine Tapeten. Alterthümliche, plumpe Möbel, die augenscheinlich ein Dorftischler angefertigt hat. Alles grau und dürrig und durchweht von einem modrigen, die lange Dede kundthuenden Geruch. Um so stärker und überraschender wirken in diesem wenig anmuthenden Rahmen die hier angehäuften kostbaren Gegenstände von dem größten

Kunstwerth. In den Ecken der Zimmer stehen chinesische Götzenbilder und japanische Porzellanvasen von mehr als zwei Meter Höhe und bedeckt mit den ausgesuchtesten Malereien. Auf den Fensterbrettern und auf den einfachen Tischen erblickt man ebensolche, aber kleinere Gefäße, bezeichnet mit den Chiffren der berühmtesten chinesischen und japanischen Meister. Daneben prangen die Erzeugnisse der Meißener und Sevres'schen Porzellanfabriken.

Ein Glaschrant, über dem ein mit einem alterthümlichen Helm bekleideter Schädel seine gelben Zähne fletscht, enthält eine Sammlung von theuern und seltenen Krystallgefäßen, Gemmen, Amethysten, Lapislazuli, Malachit und anderen werthvollen Steinarten. An den Wänden hängen in vor Alter ganz schwarz gewordenen Rahmen vortreffliche Gemälde alter spanischer und französischer Künstler.

Aber, o Himmel, in welchem verwahrlosten, schrecklichen Zustande befinden sich alle diese Kostbarkeiten, die Niemand hier zu würdigen weiß und keinen Pfifferling achtet. Alles halb zerschlagen, zerfetzt, beschmutzt, in Staub gehüllt.

Und in welchem schreienden Gegensatz stehen alle diese Schätze, deren einzelne noch jetzt einen kunstverständigen Besitzer beglücken würden, mit der ärmlichen öden Umgebung. Man fragt sich unwillkürlich: wer konnte hier mitten in der Grodnoer Wildniß solche Schätze zusammenhäufen und dem Auge der Menschen entziehen? Der das vermochte, muß ein sonderbarer Charakter gewesen sein, und wirklich hat sich sein Andenken bis heute und weit über die Grenzen seines Besitzthums hinaus, erhalten.

III.

Ein Glücksritter-Magnat des vorigen Jahrhunderts.

Er hieß Walizki und war ein polnischer Edelmann, der sich, man weiß nicht mit welchem Recht, Graf nannte. Ein Abenteurer ersten Ranges und fast ein Zeitgenosse des berühmten Cagliostro, war Walizki für seine Zeit gewissermaßen bezeichnend.

Aus einer herabgekommenen Familie stammend, wurde er von einem litthauischen Adligen, Pan Butschinski, in dessen Hause erzogen und machte in den Wissenschaften und adeligen Künsten sehr gute Fortschritte. Die Chronik meldet, daß, als Walizki achtzehn Jahr alt geworden war, Pan Butschinski ihm nach damaliger Landesitte eine Britschka, einen Viererzug, ein Paar Pistolen, Säbel und Gewehr, die nöthigen Anzüge und Wäsche schenkte, ihm einen jungen Kasaken als Diener beigab und ihm einige Empfehlungsschreiben für Wilna und Warschau einhändigte. Dann ließ er den jungen Mann in das Brunkzimmer seines Hauses in Mohilew citiren und befahl den Haiducken, ihn über den Teppich und zwar den besten, zu legen — denn auf dem bloßen Fußboden hätte es sich für einen Edelmann nicht geschickt —, worauf er dem Scheidenden wiederum nach alt polnisch-litthauischem Brauch (eine Art Ritterschlag) zum Abschied hundert kräftige Hiebe aufmessen ließ. Nach dieser Operation überreichte der Pan*) seinem Schützling einen Beutel mit hundert Dukaten, erlaubte ihm zum Dank dafür seinem Pfliegerater zu Füßen zu fallen und entließ ihn dann in der Britschka in alle vier Winde — auf die Jagd nach dem Glück. Das geschah im Jahre 1770 oder 71, und seitdem war Walizki in Polen und Litthauen wie verschollen.

Zwanzig Jahre später jedoch, als in Warschau die Revolution auf der Höhe stand, erschien dort auch der Pfliegerater des alten Butschinski. — Aber wie trat er nun auf! Als mehrfacher Millionär und mit dem klangvollen, wenn auch etwas fraglichen Titel eines italienischen Grafen! Einige Neider behaupteten freilich, er hätte das Diplom billig, d. h. aus eigener Hand; jedenfalls hat aber König Stanislaus August diesen Titel anerkannt und seinem Träger obenein den Stern seines Hausordens als Dank für große Gelbzuwendungen zu patriotischen Zwecken, verliehen. Noch mehr wurde damals die Herkunft der Millionen besprochen. Man sagte, der Graf hätte sie im Spiel gewonnen und Handel mit Brillanten getrieben; man brachte ihn sogar mit der Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette in Verbindung, für deren ehe-

*) Pan heißt „Herr von“.

maligen Favoriten er galt. Im Hause zu Mjanowo stand an einer Wand das Bild des Grafen in Lebensgröße; ein schöner Mann mit nachdenklichen blauen Augen inmitten einer prunkvollen Umgebung. Er sitzt vor einem Tische, bekleidet mit einem reich gestickten französischen Hofgewande, vor ihm steht eine Schatulle mit Edelsteinen, und er läßt, wie damit spielend, ganze Schnüre von Brillanten und Perlen durch seine Hände gleiten. Das Bild macht einen entschieden imponirenden Eindruck. Vermuthlich hat man es hier mit einem Spieler erster Gilde zu thun, und es ist Thatsache, daß der Graf noch bis zu seinem Lebensende dieser damals in Polen und Litthauen besonders verbreiteten Leidenschaft, um nicht zu sagen Kunst, mit entschiedenem Glück gehuldigt hat. Bulgarin, ein russischer Historiker, schreibt in seinen Memoiren, daß damals in allen großen Städten des Landes, namentlich in Warschau und Wilna, berühmte Courtisänen ganz offen Spielsalons hielten, die von dem polnischen Adel und den russischen Offizieren fleißig besucht wurden.

Man setzte ganze mit Goldstücken gefüllte Gläser und andere Gegenstände, ohne den Inhalt vorher zu zählen. Ganze Schaaren von Warschauer „Templern“ und Pharao-spielern durchzogen das Land, besuchten die Jahrmärkte, folgten den Regimentern und Detachements und machten überall reiche Beute. Seither hat sich aber auch der Ruf der Polen als Spieler von zweifelhafter Ehrlichkeit über ganz Rußland und Europa verbreitet.

In Warschau glückte es Walizki ganz besonders, und sein vornehmes Auftreten, seine märchenhafte Freigebigkeit und seine Beziehungen zu vielen Höfen und Berühmtheiten seiner Zeit erschlossen ihm sogar die Häuser der stolzesten Magnaten. Obwohl Hagestolz geblieben, gab er in seinem Palais auch Bälle und andere Feste mit Damen, und alle Schönheiten Europas drängten sich um die goldenen Berge seiner stets von der Aristokratie umlagerten Spieltische. Dabei verlor er oft ungeheure Summen, stets mit der lebenswürdigsten Manier. Hatte er es aber mit Gaunern zu thun, so hielt er sich, mit allen Geheimnissen der Kunst aus seiner früheren dunklen Periode her vertraut, an die Devise „contre coquin,

coquin et demi!“, beutete die Gauner seinerseits aus und überwies sofort seinen ganzen Gewinn den Armen.

Bulgarin erzählt von Walizki eine charakteristische Geschichte aus seinen Wanderjahren, die das schnelle Emporwachsen dieses Abenteurers begreiflich macht.

Walizki, der damals, von allen Mitteln entblößt, in Lemberg als Billardmarkeur fungirte, hatte sich die Gunst seines Landsmanns, des Fürsten Sapieha, erworben und wurde in dessen Gefolge aufgenommen. Reich mit Geld ausgestattet, hielt er einst in einer verrufenen Kneipe in Wien in Gemeinschaft mit anderen Spielern von Profession Bank, und das Kollegium war stark in Gewinn. Da trat plötzlich eine der Gesellschaft unbekannte, sehr auffällige Persönlichkeit in ungarischer Tracht an den Tisch, nahm eine Karte und sagte leise: „va banque!“

Walizki, ohne eine Miene zu verändern, wollte unbekümmert weiter abziehen, aber seine mißtrauischen Kumpane verlangten, der Inhalt der Bank sollte erst gezählt werden und der Fremde dann die gleiche Summe auf den Tisch legen.

„Mit Vergnügen sonst,“ erwiderte der Unbekannte, „aber ich habe keinen Heller bei mir.“ Und wieder sagte er ruhig: „va banque!“

Die Gesellschaft, mit Ausnahme des Bankhalters, beharrte auf ihrem Verlangen.

„Meine Herren,“ sagte da ironisch lächelnd der Ungar, „wenn Sie anständige Leute sind, so müssen Sie auf mein Ehrenwort vertrauen.“

Erneute Weigerung. Nur Walizki ließ sich nicht heirren. Ohne Weiteres zählte er das in der Bank befindliche Geld nach, übergab es seinen Partnern, zog seine eigene Kasse hervor und wandte sich an den Fremden.

„Ich vertraue Ihrem Worte, spielen wir, bitte, allein. Ihre Karte?“

Der Ungar wollte sie nicht aufdecken.

„Gut!“ Schweigend schlug Walizki rechts und links.

„Verloren!“ sagte ebenso kaltblütig der Pointeur und decouvirte seine Karte, die wirklich geschlagen war.

„Haben Sie die Güte, mir nach meiner Behauptung zu

folgen," wandte er sich an Walizki, „dort sollen Sie Ihr Geld erhalten. Aber diese Herren dürfen nicht mitkommen.“

Die Partner wollten ihren Genossen warnen, er hörte aber nicht darauf und ging mit dem Unbekannten.

Die Beiden gelangten in einen prächtigen Palast in der vornehmsten Stadtgegend. Ganze Reihen von Livreebedienern, eine glänzende Enfilade von Zimmern. In seinem Privatkabinet nöthigte der Fremde seinen Begleiter zum Sitzen und richtete erst jetzt an ihn die Frage:

„Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, aber wer sind Sie eigentlich?“

„Ein Prätendent auf die polnische Krone,“ erwiderte ebenso artig, aber ganz ernsthaft unser Held.

„Und mit welchem Recht, wenn ich fragen darf?“

„Mit dem Recht eines polnischen Schlachtknizen (Edelmann) von altem Stamm. Ich heiße Walizki, und Sie wissen, daß Jedem von uns die Wahl zur Königswürde offen steht.“

„Unter diesen Umständen,“ entgegnete lächelnd der Hauswirth, „nehme ich mir die Ehre, mich Ihnen vorzustellen: ich bin der Fürst Esterhazy. Zwei so vornehme Leute wie wir Beide sollten zwar eigentlich derartige Lokale wie das, wo wir uns heute trafen, nicht besuchen; ich thue es aber doch mitunter zum Zeitvertreib und aus Neugier.“

„Und ich, um nicht Hungers zu sterben,“ gab Walizki zur Antwort und ließ nun seine Lebensgeschichte, ohne etwas zu verheimlichen, folgen.

Seit dieser Zeit waren der ungarische Magnat und „der Prätendent auf die polnische Krone“ unzertrennlich wie Brüder. Als der Fürst mit einem diplomatischen Auftrag nach Paris reiste, nahm er seinen Freund mit und führte ihn nicht nur in die ersten Kreise ein, sondern verschaffte ihm durch die Prinzessin Polignac sogar Zutritt zu den intimsten Abenden der Königin. Hier in diesen Sphären, die dem Spiel stark hulbigten, soll der schöne und elegante Kavalier auch das Fundament zu seinem großen Vermögen gelegt haben. Später reiste er in Italien, England, Deutschland immer als Grandseigneur, wie ihn gerade der polnische Edelmann, der sich selbst wenn arm, für den ersten Aristokraten der Welt achtet und den Fürsten gleichstellt, so vortrefflich zu repräsentiren weiß.

Durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, kehrte Graf Walizki nach der Heimath, zunächst Warschau zurück, woselbst er ebenfalls Furore machte. Im „tiefen Litthauen“ kaufte er sich später großartige Besitzungen, darunter Jezory (ein Städtchen mit mehr als zehn dazu gehörigen Dörfern und Gutshöfen) trodnete viele Sümpfe aus und ließ Kanäle graben. Hier an dem Ufer des großen weißen Sees, drei Werst von Jezory entfernt, ließ Walizki inmitten eines Fichtenurwaldes auch den „Strohpalaß“ erbauen, den er Villa nowa nannte, woraus dann die Bauern der Umgegend Hjanowo machten. Einen Theil des großen Waldes, der mit Eichen, Buchen und Ulmen bewachsen war, wandelte er zu einem prächtigen Park um, der andere Theil blieb in seiner ursprünglichen Wildheit stehen. Die Hofgebäude lagen zwar noch im Urwalde, aber ganz nahe an der Grenze des Parks, der mit der Zeit verwilderte, und mit dem Walde wieder nur ein unzertrennliches, poetisches Dickicht bildete.

Im Jahre 1804 erschien der Graf mit seinen Schätzen und seinem fürstlichen Train auch in Petersburg und spielte dort als weitgereister Mann und vortrefflicher Gesellschafter dieselbe großartige Rolle wie an allen anderen Schauplätzen seines Auftretens. Seine Sammlungen von Edelsteinen, Spitzen und anderen kostbaren Stoffen zogen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, um so mehr, da der galante Graf auch mit reichen Präsenten an die bewundernden Damen nicht kargte.

In Petersburg war es auch, wo Walizki von der nach Kronstadt zurückkehrenden Krusenstern'schen Expedition die werthvollsten der aus China und Japan mitgebrachten Kunstwerke in der Auction erstand, deren traurige Ueberreste man noch in Hjanowo sieht.

Bei Kaiser Alexander I. glückte es indessen Walizki nicht sonderlich, er zog sich daher nach Litthauen zurück, um zuerst in Wilna und Grodno zu residiren und seine letzten Jahre in dem Strohpalaß von Hjanowo zu verleben.

Auch hier in Litthauen trieb der Graf den größten Aufwand, und seine Freigebigkeit an Schulen, Universitäten, z. B. Wilna und Kiew, und an einzelne Personen ging geradezu in's Fabelhafte, so daß man kaum weiß, ob hier mehr Ehrgeiz und Ruhmsucht oder wirkliche Großmuth zu Grunde lag. Unstreitig

tragen aber diese Zeichen von Verachtung des Mammons eher dazu bei, das Bild Walitzki's in einem sympathischen Lichte erscheinen zu lassen.

Freilich berichtet die Tradition auch, daß in demselben Vorwerk Zlanowo im Walde tiefe Höhlen ausgegraben waren, in denen gräßliche Leibeigene irgend welcher Vergehen halber tagelang gemartert wurden. Man hätte, hieß es, ihr klägliches Stöhnen in den langen Winternächten deutlich im Walde vernommen. Wie reimt sich diese Grausamkeit des Grafen mit seiner Freigebigkeit zusammen? Man könnte geneigt sein, die angewandten Martern zu bezweifeln, aber die Ueberlieferung besteht, und man hat uns selbst im Walde die nunmehr halbverschütteten und mit Gesträuch überwachsenen Höhlen gezeigt, die aber auch anderen Zwecken gedient haben können. Wäre aber die Ueberlieferung wahr, so würde sie nur die längst bekannte historische Thatfache bestätigen, daß der polnische Uradel nur sich selbst kannte, und daß, wenn er sich durch glänzende Thaten auszeichnete, diese Thaten nur dem Vortheil des Adels dienten. Das Volk betrachtete dieser Adel, sei es in Weiß- oder Klein-Rußland, stets nur als eine mit ihm gar nicht verwandte und dabei niedriger stehende Race von Sklaven*). So lassen sich auch allein die Beziehungen Walitzki's zu seinen Leibeigenen erklären.

Mir und meinen Kameraden wies man in dem Strohpalast das äußerste, keinen weiteren Durchgang habende Eckzimmer an, das der Sage nach einst Walitzki als Schlafgemach gedient hatte und mit einem seiner Fenster auf den verwilderten Garten hinaus ging. Wenn wir des Abends in Ermangelung von Divanen auf unseren Feldbetten lagen und unfreiwillig auf das Geräusch des Flügelschlags der um die Lampe flatternden Nachtschmetterlinge oder das sonderbare Rascheln der Blindschleichen unter dem Fußboden lauschten, gedachten wir häufig der vielen Erzählungen über den räthselhaften Besitzer dieses „Palastes“.

Wie kommen diese noch heute sichtbaren Spuren eines

*) Bekanntlich besteht die Tradition, daß der polnische Uradel, ähnlich wie die normannischen Waräger in Rußland, in Polen eingewandert ist und die autochthone Bevölkerung unterjocht hat.

mehr als fürstlichen Luxus, diese Bilder, diese kostbaren Vasen in das elende Gebäude mit den schiefen Wänden, den rohen Möbeln und dem holprigen Fußboden? War das nur eine der bizarren Launen, wie sie das polnische Magnatenthum des vorigen Jahrhunderts auszeichneten, oder hatte man hierin einen reinen Zufall zu sehen? Oder spielte vielleicht Pan Walizki die Rolle des alten Cincinnatus, der das großartige weltstädtische Treiben in Rom gegen ein Häuschen mit einem Gemüsegarten vertauschte?

„Ach was, weder das Eine, noch das Andere, noch sonst etwas!“ erwiderte dann wohl mein Kamerad auf alle meine derartigen Fragen und lauten Grübeleien.

„Nun, wie denkst Du Dir denn die Sache?“

„Ich? Sehr einfach! Haben wir nicht Beide genug derartige Gutsbesitzerwohnungen, solche ‚Paläste‘ gesehen und uns dabei überzeugen können, daß überall mehr oder weniger dieselbe Erscheinung zu Tage tritt: Unordnung, plumpe Einrichtung, Fehlen jeglichen Comforts, wie ihn z. B. die Engländer cultiviren, und Hand in Hand mit dieser Rohheit, dieser Unbequemlichkeit — aristokratische Neigungen für Gemälde, Porzellan, kostbare Teppiche, Waffen, Steine u. s. w. Und dabei — sieh dort an die Wand — genirt sich das Volk keinen Augenblick, neben die besten Bilder die miserabelsten Lithographien wie das ‚Mädchen mit dem Lamm‘, und dergleichen Schund zu hängen oder eine Etagère mit einem Bouquet aus verblichenen Papierblumen aufzupuzen. Derartige Geschmacklosigkeiten kannst Du bei den Polen überall sehen, das ist nichts weiter als die ihnen angeborene Lieberlichkeit.“*)

Auf diese profaische, entnüchternde Weise suchte mich mein Kamerad meinen Phantasien über die ehemalige Herrlichkeit dieser Stätte zu entreißen. Doch wie es auch sei, so ganz wollte es ihm bei mir nicht gelingen, und die abenteuerliche Gestalt des Grafen Walizki mit seinen fabuleusen Millionen und bizarren Charakterzügen behielt für mich ihren Zauber auch weiter.

*) Dürfte sich ebensogut auch auf die Russen beziehen.

IV.

Das Gespenst von Iljanowo.

In unserm Zimmer herrschte eine dumpfe, von Tabackrauch erfüllte Luft. Mein Freund stand daher auf und öffnete das Fenster. Das bleiche und wie zitternde Licht des Mondes versilberte den mattblauen Himmel und den nahen Wald, den ein leichter, aus der sumpfigen Niederung eines Baches aufsteigender Nebel halb verschleierte. Die von Thau befeuchteten Büsche von Jasmin und weißen Rosen erschienen unter den Strahlen des Mondes wie mit Schnee beschüttet und dufteten noch stärker als um die schwüle Mittagszeit. Der betäubende gemischte Geruch dieser Blumen drang in einem breiten aromatischen Strom durch das geöffnete Fenster in unser Gemach.

Ich blickte auf meinen Kameraden, der nicht vom Fenster wich und — wie es mir schien — eifrig hinausspähte.

„Was lauerst Du da, Apronja?“ fragte ich, verwundert über seine angespannte, ein gewisses Erstaunen verrathende Aufmerksamkeit.

„Pst!“ er hob vorsichtig einen Finger und winkte mir heranzukommen.

„Nun, und?“

„Komm hierher . . . sieh, sieh, sieh! Beeile Dich!“ flüsterte Apronja.

Ich sprang aus dem Bette und stellte mich neben ihn ans Fenster.

„Siehst Du?“ fragte er leise, mit dem Finger in der Richtung der Bachniederung zeigend.

„Nichts sehe ich . . . was meinst Du?“

„Das Weiße dort . . . mach doch die Augen auf!“

„Das Weiße? . . . Nun was wird es sein?! Der Nebel steigt . . .“

„Nebel freilich! . . . Aber in dem Nebel!“

Ich begann eifriger zu spähen und richtig, sofort entdeckte mein Blick etwas Sonderbares, Befremdliches . . .

Inmitten der wehenden Nebelstreifen bewegte sich langsam etwas Weißes, fast als ob es längs der Niederung dahin

schwimme. Das schwache Mondlicht trug nicht dazu bei, die Umrisse der Erscheinung zu verdeutlichen, sondern verwischte sie eher. Auf den ersten Blick vermochte man schwer zu unterscheiden, was es war: ein lebendes Wesen, ein wunderbares Nebelgebilde oder ein Luftgespenst?

„Es ist ein Frauenzimmer,“ flüsterte Apronja.

„Was für ein Unsinn!“ lachte ich ihn aus, „wo soll denn hier ein Frauenzimmer herkommen?“

„Verlaß Dich darauf, ein Weib! Ich habe es vorhin ganz deutlich aus größerer Nähe gesehen.“

„Du träumst! . . . Nun und wenn es wirklich ein Frauenzimmer ist: vermuthlich eine Bauernfrau, die aus dem benachbarten Dorfe zurückkehrt.“

„In den Wald, wohl gar! . . . Und woher sollte sie wohl kommen! Ich kenne die Gegend gut genug, dort hinaus liegen gar keine Dörfer, überdies . . .“

Apronja zögerte etwas.

„Was soll das ‚überdies‘?“ dabei blickte ich den Kameraden fragend an.

„Ich wollte sagen, so geht kein Weib: sie schwebt ja förmlich, und die Figur . . .“

„Lebhafte Phantasie, wahrhaftig!“ ich mußte lachen, und da ich keine Neigung verspürte, länger am Fenster zu verbleiben, begab ich mich wieder auf mein Bett.

„Nein, hol's der Teufel, ich irre mich nicht!“ murmelte Apronja, und schnell seine Stiefel anziehend und den Paletot umhängend, sprang er durch das Fenster in den Park. Brennnesseln und sonstiges Unkraut raschelten unter seinen Füßen, — dann wurde Alles still.

Ich griff zu einem Buch und begann zu lesen. Das Fenster blieb offen und das matte Licht der Lampe zog nur noch mehr Motten und Nachtfalter in's Zimmer. Etwa fünf Minuten lang wurde die abendliche Stille durch nichts unterbrochen. Plötzlich ertönte vom Walde her ein leiser melodischer Ton: halb als ob eine weibliche Stimme ein verabredetes Zeichen gab, halb als ob ein Vogel, aus dem Schlafe gestört, ängstliche Laute hören läßt. Ich hob den Kopf und lauschte, da aber bald wieder völlige Stille eintrat, so begarn ich auf's Neue zu lesen. Kaum aber war eine Minute verstrichen,

wieder derselbe Ton, nur etwas schwächer und, wie es schien, entfernter als das erste Mal. Ich eilte an's Fenster und horchte scharf in die Nacht hinaus — Alles still. Die goldene Sichel des Mondes schwebte noch immer im azurblauen Aether, die Nebel drehten sich über dem Sumpfgelände, die weißen Sternchen des Jasmin schimmern, kleine Eidechsen, momentan im Mondlicht kenntlich, schlüpfen durch das Gras, und ganz aus der Ferne, dort wo sich die Ufergebüsch über den breiten See neigen, hörte man das Schluchzen der Nachtigallen, untermischt mit dem wollüstigen Brekeke der Frösche. Ohne die dritte Wiederholung des sonderbaren Lautes abzuwarten, suchte ich wieder mein Lager auf.

Es dauerte nicht lange, so raschelte des Unkraut wieder unter dem Fenster — und mein Freund sprang in's Zimmer.

„Nun, hast Du sie erwischt?“ fragte ich ihn.

„Da mag der Teufel draus klug werden!“ erwiderte ärgerlich mit den Achseln zuckend Apronja. „Ich war im Walde und längs des Baches, aber Alles umsonst.“

„Du hast also nichts gesehen?“

„Was soll ich sagen, zuerst als ich der Spur nachging, war es mir, als ob ich die Gestalt zwei Mal vor mir schimmern sah, dann aber verschwand sie plötzlich im Walde, rein als ob sie in die Erde gesunken wäre . . . Hast Du nicht auch so etwas wie einen Ausruf gehört?“ fragte Apronja.

„Ich hörte ihn und sogar zwei Mal.“

„Nun ja, ganz richtig, es war zuerst irgendwo in meiner Nähe, ich folgte dem Laute, beim zweiten Mal erklang er aber auf einer ganz anderen Seite, und so viel ich auch zwischen den Bäumen suchte — Alles vergebens!“

„Kein Wunder, im Walde ist es dunkel.“

„Du irrst, durch die Zweige drang das Mondlicht, man hätte etwas Weißes sehr wohl unterscheiden können. Aber keine Spur! Ich gäbe wer weiß was darum, zu wissen, was es war.“

„Ein Geist,“ scherzte ich.

„Nun und warum nicht?!“ unterbrach mich mein Kamerad: „dieser räthelhafte Pan Walizki, dieser Palast im Walde, mit der Wildniß rings umher — Anzeichen genug dafür, daß hier eine Legende, ja selbst Gespenster ganz am Platze sein

würden. — Alle Wetter!“ stockte er plötzlich: „Hörst Du? . . . schon wieder . . .“

Und richtig, ließ sich im Walde zum dritten Male der sonderbare Laut hören, und wie ihm zur Antwort, vernahm man von derselben Seite ein nicht lautes, aber langgezogenes Pfeifen.

„Rede, was Du willst, das ist wirklich kein Spaß!“ rief zuversichtlich Apronja: „Ilanowo hat seine Geheimnisse und die Sache fängt an, mir interessant zu werden.“

„Wieso denn?“

„Ich werde nachforschen und der Geschichte auf den Grund kommen. — Man unterhält sich wenigstens dabei, und die Grasfütterung bekommt dadurch einen gewissen mysteriösen Reiz.“

„Dazu möge Dir der Himmel helfen.“

„Und Dir mit mir!“ fügte Apronja, seine Schlafbede hinaufziehend, gut gelaunt hinzu.

In der folgenden Nacht um die zwölfte Stunde setzte er sich spähend an das geöffnete Fenster und harrete dort mehr als zwei Stunden aus, aber leider vergebens. Hell und ruhig war es draußen wie am Tage vorher, das Gespenst ließ sich jedoch nicht blicken, und eben so fruchtlos verliefen Apronja's weitere Bemühungen. Schließlich beruhigte er sich denn auch, und der Vorfall schien vergessen.

V.

Das Geheimniß von Ilanowo.

Ungefähr acht Tage später stürmte kurz vor dem Mittagessen mein Kamerad mit triumphirender Miene in's Zimmer.

„Gratulire mir! Ich bin am Ziel!“ rief er mir lachend und sich die Hände reibend zu: „in Ilanowo giebt es eine Legende!“

„Was Du sagst!“

„Ganz bestimmt.“

„Und der Held derselben?“

„Kein anderer als der erlauchte Pan Graf Walitzki!“

Aber mehr noch, auch eine Dame spielt dabei mit, eine Französin . . . Gräfin, Herzogin, wenn nicht gar die Königin Marie Antoinette in höchst eigner Person!“

„Die soll hier nachtwandeln?“

„Sie!“

„Na, da wünsche ich Dir viel Vergnügen; wer hat Dir das aufgebunden?“

„Das hat sich ganz besonders zugetragen,“ begann Apronja seinen Bericht. „Also ich war ausgegangen, um unsere Leute beim Grassmähen zu revidiren, und kehrte durch den Wald wieder zurück. Da sehe ich vor mir auf einem kleinen Hügel den Organisten der Kirche von Jezory liegen. Rings um ihn herum ist der ganze Waldboden roth von reifen Erdbeeren, und der Kerl thut weiter nichts als fortwährend zu pflücken und — rein in den Mund! Das gefiel mir, und da ich den Menschen vom vorigen Sommer her kannte, setzte ich mich zu ihm und aß mit. Bei der Unterhaltung kamen wir zuerst auf unsere vorjährigen gemeinsamen Jagderlebnisse auf dem See und von den Enten auf die Frauenzimmer, die hier im Walde auf die Beerenlese zu gehen pflegen. Der Kerl ist nämlich als ein gewaltiger Mädchenjäger in der ganzen Gegend bekannt und weiß gut Bescheid. So kam ich auch dazu, ihm unsere Gespenstergeschichte zu erzählen und ihn zu fragen, was er davon dächte.“

„Natürlich mußte der Pan Organist von nichts.“

„D doch. Zuerst schien er mir etwas in Verwirrung zu gerathen und nicht recht zu wissen, was er antworten sollte. Dann aber gab er Hals und sagte: Mögen Sie es glauben oder nicht, Pan Lieutenant, hier geht wirklich ein Geist, ein Phantom um; und Sie,“ sagte er, „haben nicht gut daran gethan, der Erscheinung nachzuspüren. Das ist schon Manchem schlecht bekommen.“ — Sie wollen doch nicht sagen, daß sich wirklich etwas Uebernatürliches hier zugetragen hat, unterbrach ich den Organisten. Er blieb aber fest und steif dabei, es gäbe hier eine Legende, und ich drang nun darauf, sie zu hören. Er ließ sich denn auch dazu herbei, aber zuerst ging die Sache etwas holperig, als ob er sich immer erst besinnen müßte, bis er dann in Fluß kam und wirklich ganz was Leidliches zusammenschmiedete, wenigstens was die Lokalfarben anbetrifft.“

Nach dieser Einleitung wandte sich Freund Apronja mit erfreulichem Appetit dem das Mittagessen einleitenden Vorimbis zu und vergaß eine Zeitlang weiterzusprechen.

„Ich warte nun auf die wirkliche Legende,“ erinnerte ich ihn an die Fortsetzung.

„Ein Weilchen Geduld, Bruder, das kommt noch,“ erwiderte er, eifrig an einem Stückchen Hering kauend; „erst laß uns zu Mittag essen und dann sollst Du hören, so viel Du willst.“

Wir setzten uns an unseren „Offizierisch“ mit der unvermeidlichen Hühnersuppe, den ebenso stereotypen Kotelets mit Sahnesauce als Hauptgericht und Plinzen als „süße Speise“. Diese drei Gerichte figuriren bekanntlich seit undenklichen Zeiten bei jedem Mittagessen unserer Offiziere, aus dem einfachen Grunde, weil damit die ganze Kochkunst der Burschen erschöpft ist.

O weh! die Legende des Herrn Organisten ließ, als Kunstwerk betrachtet, viel zu wünschen übrig.

Fassen wir uns kurz. Danach sollte Graf Walizki in Paris in sehr intimen Beziehungen zu einer vornehmen Französin gestanden haben, die ihm aber treuer war, als es ihm lieb sein mochte, so daß er sich veranlaßt sah, vor ihren Zärtlichkeiten das Weite zu suchen. Die Dame reiste ihrem wetterwendischen Galan durch ganz Europa nach, kam sie aber in eine Stadt, wo sie ihn zu finden hoffte, so war er sicher, und zwar ohne eine Ahnung von der Verfolgung zu haben, kurz vorher abgereist. In Cairo verliebte sich der Graf in eine schöne arabische Sklavin, die er einem Händler abkaufte, und war in diesem Besitz so glücklich, daß er, reisemüde, seinen Schatz nach Litthauen führte und dort in Iljanowo den Himmel auf Erden fand. Das hatte einige Monate gedauert, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Französin erschien und die beiden Liebenden störte.

Dem Grafen war dieses Wiedersehen sehr unangenehm; als vornehmer Mann und eingedenk der früheren zarten Bande durfte er aber die Pflicht der Gastfreundschaft nicht verletzen. Die Gräfin oder Herzogin schlug ihre Zelte auf und erzählte zur Erklärung ihres Ueberfalls, sie wäre auf der Durchreise nach Petersburg. Bei dieser Gelegenheit hätte sie in Grodno

gehört, daß ihr Freund sich in der Nähe auf seiner Besitzung befände, und daher Anlaß genommen, ihn zu besuchen. So blieb die Dame, versuchte aber vergeblich den Grafen wieder in ihre Neze zu ziehen. Dieser ohne Arg, ließ sich sogar nach einigem Zögern herbei, seine alte und seine neue Flamme mit einander bekannt zu machen. Der listigen Französin gelang es, das Vertrauen ihrer Nebenbuhlerin zu gewinnen und sie sich zur Freundin zu machen.

Die Legende verschweigt leider, in welcher Sprache die beiden Damen mit einander verkehrt haben, da doch die eine nicht türkisch, die andere nicht französisch verstanden haben dürfte. Der darüber befragte Organist meinte, nicht ohne eine gewisse Berlegenheit, sie würden wohl polnisch mit einander gesprochen oder aber sich durch Pantomimen verständigt haben.

Zu Anfang wurden die beiden Freundinnen auf ihren Spaziergängen im Walde von Haibucken oder Kammerfrauen begleitet. Die Unheil brütende Französin fand diese Begleitung jedoch lästig und mußte dieselbe zu beseitigen, so daß sie nun häufig mit ihrem ahnungslosen Opfer allein war. Als sie nach mehrwöchigem Aufenthalte in Mjanowo inne wurde, daß der Graf all ihren Verführungskünften gegenüber fest blieb und der Türkin seine Neigung bewahrte, vermochte sie ihren Groll gegen die Nebenbuhlerin nicht länger zu zügeln. Sie verlockte das arme Geschöpf an einem heißen Tage, mit ihr im See zu baden und — ertränkte es. Wie sie es angestellt hat, es wissen die Götter. Verdacht gegen die Mörderin hegte Niemand, da sie sofort nach der That unter allen Zeichen des Jammers zu dem Grafen geeilt war, um Rettung herbeizuholen.

Walitzki verlor vor Gram seine letzten Haare und beinahe den Verstand. Zehn Tage lang suchte man im See nach der Leiche, aber ohne sie zu finden.

Die Französin, nunmehr ihres Triumphes sicher, blieb in Mjanowo, um ihren Freund zu trösten. Vergebens. Er zeigte sich gänzlich abgeneigt und lebte nur noch im Andenken an seine Türkin. Voller Verzweiflung und von Gewissensbissen gefoltert, verließ die „Herzogin“ eines Abends ihr Zimmer, in welchem sie ein schriftliches Bekenntniß ihrer Schuld und ihre Absicht, auf dieselbe Weise in den Tod zu gehen, zurück-

gelassen hatte. Am nächsten Morgen fand man denn auch richtig ihre Leiche im Uferschilf und begrub sie ohne Sang und Klang im Walde, wovon noch jetzt ein Hügel Kunde giebt. Der Graf reiste nach diesem Vorfall nach Petersburg und besuchte das für ihn so traurige Erinnerungen in sich schließende Pljanowo nur noch selten. Der Geist der Französin blieb aber an die Stätte ihres Verbrechens gebannt: ihr Schatten schweift Nachts im Walde umher und erschreckt Mensch und Thier durch schmerzliches Stöhnen. Sonst Böses thut das Gespenst Niemand, wer aber das Unglück hat, ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen zu begegnen, ist über kurz oder lang dem Tode des Ertrinkens in dem See verfallen. „Deshalb, Herr Lieutenant,“ hatte der Organist seine Mähr beschlossen, „kann ich nur rathen, dem Spuk nicht weiter nachzuspüren, denn ich weiß, daß Sie gerne baden!“

„Wie findest Du meine Gespenstergeschichte?“ fragte mich Apronja zum Schluß.

„Sehr verdächtig,“ erwiderte ich.

„Weshalb?“ entgegnete er etwas verwundert.

„Mir hat die Erzählung etwas Gemachtes, fast als ob der Organist sie nicht von Anderen gehört, sondern sie schnell selbst erfunden hat.“

„Was könnte er dabei für einen Zweck haben?“

„Wer kann's wissen!“

„Aber wir haben den Geist doch selbst gesehen!“

„Geist hin, Geist her!“

„Gut, etwas muß es doch gewesen sein?“

„Möglich: werden wir leben, werden wir sehen; gieb Dich zufrieden.“

* * *

Wieder waren zwei Tage vergangen. Unser Schwadronschef, der Major, befand sich gerade in dienstlichen Angelegenheiten in der Stabsgarnison, und Apronja vertrat ihn. Als der Wachmeister des Morgens mit der nicht überraschenden Meldung erschien, daß bei der Schwadron „Alles in Ordnung sei“, zögerte er erst etwas, räusperte sich mit vorgehaltener Hand und ermannte sich dann in etwas unsicherem, geheimnißvollen Ton zu fragen:

„Haben Guer Wohlgeboren heute Nacht nichts zu bemerken beliebt?“

„Nichts. Was meinst Du damit?“

„Nur so die Hunde haben ganz erbärmlich geheult“

„Da hat er Recht!“ mischte ich mich in das Gespräch, „die Viester haben mich sogar aus dem Schlafe aufgestört.“

„Sehr wohl,“ bestätigte der Wachtmeister, „sie waren schrecklich unruhig, ganz besonders unser Scharif.“

„Was kann da passiert sein?“ fragte mein Kamerad.

„Wüßt' ich's nur! die 'Nachtwachen' meinten, 'es ginge da was um' . . . Sie sagten, sie hätten bei der Runde bemerkt, daß sich etwas Weißes in der Nähe des Gutshofs im Walde umhertrieb . . . und die Hunde wären wie wild hinter der Spur hergewesen.“

„Also der Geist hat auch Witterung,“ sagte ich, mit Apronja einen ironischen Blick wechselnd.

„Das muß gewiß das ersoffene Franzosenmensch gewesen sein,“ wagte der Wachtmeister nach kurzem Schweigen halb flüsternd zu bemerken.

„Was weißt Du denn von der Geschichte.“

„Guer Wohlgeboren Bursche hat es erzählt. Er hat gehört, wie die Herren beim Mittagessen davon zu sprechen beliebten . . .“

„Nun, dann Sorge dafür, daß die Nachtwachen unbedingt belieben das 'Weiße', sowie es sich noch ein Mal zeigt, fest zu halten.“

„Zu Befehl (ich höre) Guer Wohlgeboren!“

Aber seit dieser Zeit ließ sich das „Weiße“ in der Nacht bei Njanowo nicht mehr blicken, und wir dachten nicht mehr an diese von mir vorweg genommene Episode. Inzwischen verstrich die Zeit, und wir erfreuten uns in vollen Zügen jener idyllischen Freiheit, die die Grasfütterung dem Armeeeoffizier bietet.

VI.

Das Leben der Soldaten.

Am Tage nach dem Eintreffen der Schwadron im Gräs-
fütterungsquartier wurden, wie in allen auf längere Zeit be-
rechneten Erholungscantonnements, den Pferden die Hufeisen
abgenommen — es ist das ganz dasselbe, als wenn sich
ein von weitem Marsch übermüdeter Wanderer die Stiefel
auszieht.

Die Soldaten richteten in besonderen dazu erbauten
Schuppen die Pferdebestände ein und zimmerten sich ganz in
ihrer Nähe aus Brettern Pritschen zum Nachtlager. Ueber
die Pritschen wurden hölzerne Regale aufgehängt zur Unter-
bringung des Sattels nebst Woylach und der Czapka, während
in die Wand die unvermeidlichen Pflöcke eingetrieben wurden.
Ohne diese Pflöcke vermag der russische Soldat nämlich gar
nicht zu existiren, und die Anbringung derselben ist nach Fertig-
stellung des Pferdestandes seine erste Sorge. Sogar die Ein-
richtung des Bettes, von Anderem gar nicht zu reden, kommt
erst hinterher. An einen Pflock hängt er die Kandare mit der
Trense, an den anderen das Gewehr, an den dritten den
Säbel, an den vierten den Futtersack mit der Fourage u. s. w.
u. s. w. Manche Leute thun es nicht unter zehn Pflöcken,
je mehr es sind, desto ordentlicher finden sie es. Erst wenn
dieses Geschäft besorgt ist, die Sachen aufgehängt und die
Betten im Schick sind, beginnt der Soldat auch an die Behag-
lichkeit und Verschönerung seiner Sommerbehausung zu denken.
Der Zugwachtmeister als der älteste in jedem der vier Schuppen,
sucht sich natürlich zuerst den besten Platz aus — gewöhnlich
in irgend einem dunklen Winkel des Gebäudes, wo es hübsch
kühl ist und die Fliegen nicht so lästig werden. Die nächst-
besten Stellen kommen den übrigen zum Zuge gehörenden
Unteroffizieren zu, denen die schlauesten altgedienten Gemeinen
in der Auswahl folgen. Am schlechtesten kommen gewöhnlich
„die Bescheibenen“ fort, unter denen sich hauptsächlich die
Rekruten so lange befinden, bis sie sich mehr in die Soldaten-
existenz eingelebt und die anfängliche Beklommenheit abgestreift

haben. Die alten Kerls und noch mehr die Unteroffiziere führen in ihrem Borrath fast immer irgend einen Woylach oder alten, ausgeblichenen Teppich mit sich, die sie, den „Herren“ (Offizieren) nachhängend, unfehlbar an der Wand über ihrer Lagerstätte aufhängen; das ist das erste Zeichen, daß der Stall nun anfängt, „elegant“ zu werden. Es dauert auch nicht lange, so kommt unversehens irgendwo ein zerbrochenes Stück Spiegelglas, eine aus bunten Lappen zusammengeflickte Quaste, oder auch ein Bildchen, das aus einer illustrierten Zeitung oder einem Modejournal ausgeschnitten ist, hinzu. Es ist spaßhaft, wie die Leute an diesen Illustrationen hängen und wo sie sie hernehmen. Irgend eine bunte Reclame einer Theehandlung mit Chinesen darauf, oder eine auf die Straße geworfene Hülle aus einem Bonbonladen, kurz, was es auch sei, Alles hebt der Soldat sorgsam auf, betrachtet es mit der größten Aufmerksamkeit von allen Seiten und steckt es dann vergnügt in seinen Aermelausschlag oder in den Stiefelschaft, um das Kunstwerk unmittelbar nach seiner Rückkehr seiner Galerie über dem Bette einzuverleiben. Bei einem jungen Soldaten bemerkte ich einst im Schuppen über dem Kopfende seines Lagers einen ganz fettigen und beschmutzten Piquebuben, der mit Kleister an die Wand geklebt war. „Was soll die Karte da?“ fragte ich ihn. „Nun, Guer Wohlgeboren, dieweil das doch ein Bildchen ist,“ antwortete er, vor Vergnügen grinsend und dem Piquebuben verliebte Blicke zuwerfend. Als ich ihm zur weiteren Befriedigung seiner Liebhaberei eine ganze Nummer eines illustrierten Witzblattes, wie man sie auf den Bahnhöfen kauft, schenkte, wußte sich mein Soldatchen vor Freude gar nicht zu lassen. Ein besseres Geschenk hätte ich mir für ihn gar nicht ausdenken können. Er beklebte sich damit sofort seinen ganzen Wandantheil und verschmähte sogar eine Schachaufgabe nicht; den Piquebuben nahm er aber doch nicht ab, „denn Guer Wohlgeboren, dieweil das doch ein Bildchen ist!“ Von diesen Bildchen trennt sich der Soldat fast nie; hat er einen eigenen Kasten, so bringt er dieselben sicher auf der inneren Seite des Deckels an. Fehlt der Kasten und der Mann wechselt sein Quartier, so nimmt er seine Bilder unter dem Leibgurt oder im Mantelsack mit, und am nächsten Tage befinden sie sich unbedingt wieder auf ihrem Ehrenplatz.

So ist es überall, wo Soldaten haufen, auf Grasfütterung kommt aber auch noch eine andere Verschönerung des Quartiers hinzu und zwar grüne Zweige und Bündel von wohlriechendem Kalmus.

Sowie die Leute an den See zum Baden gehen, schneiden sie stets große Garben dieser Schilfart ab und nehmen aus dem Walde frische Pappel- oder Birkenbüsche mit — „denn, dieweil das so sehr gut riechen thut.“ Mit diesem, in die Spalten zwischen den Balken gesteckten Grün schmücken sie die Wände des Schuppens und pflanzen es auch vor den Eingängen auf. Tritt man in einen solchen Stall, so befindet man sich wie in einer Laube, und der Eindruck ist ein sehr freundlicher; dabei „wohlriechender“.

Ein Hauptverschönerungsmittel für jede Stallung bildet aber die sogenannte „wessiolka“, die vor dem Eingang an einer hohen Stange angebracht wird. Der Grundtyp der wessiolka zeigt einen aus Stroh geflochtenen Kranz oder auch eine Scheibe, an die zierliche Strohbüschel, je nach der Zahl der im Stalle stehenden Pferde, gehängt werden. Man glaubt nicht, welche Phantasie und Kunst die Soldaten anwenden, um die wessiolka's möglichst hübsch zu gestalten und die der anderen Züge zu übertreffen! Ein noch größerer Wettstreit zeigt sich, wenn in einem Lager Schwadronen verschiedener Regimenter nebeneinander liegen. Da prangen in dem Kranze ganze aus Stroh geflochtene, mit bunten Lappen verzierte, Figuren, so z. B. der heilige Georg mit dem Drachen, Kreuze, Reiter zu Pferde, Medaillen, Sterne mit Strahlen u. s. w. u. s. w., eins immer schöner als das andere. Das geschieht, wie z. B. im Lager von Krassnoe Selo, zumal dann, wenn der Besuch des Kaisers oder einer anderen hohen Persönlichkeit im Lager erwartet wird, hauptsächlich an solchen Stellen, die an der Einzugsstraße liegen.

Auf Grasfütterung beschränkt sich diese Concurrenz auf die einzelnen Züge ein und derselben Schwadron. Vervollständigt wird diese festliche Veranstaltung durch kleine hölzerne, mit einer Klapper versehene Windmühlen auf Stangen, die, von einem Dilettantenmechaniker der Abtheilung mit mehr oder minderer Kunstfertigkeit hergestellt, in der Nähe der wessiolka's ihren Platz finden, sich lustig im Winde drehen,

und den Leuten in ihren Mußestunden ein ganz besonderes Vergnügen gewähren. „Bei uns,“ heißt es dann, „ist es viel forscher als beim dritten Zuge.“

* * *

Es geht zum Abend. Der Schwadronskommandeur sitzt, nachdenklich seine Pfeife rauchend, auf den Stufen der alten, ganz mit Hopfen, Zaunwinden und wildem Wein berankten Vortreppe. Da trabt, sich den Staub abschüttelnd und lustig mit dem Schwänzchen wedelnd, der Schwadronshund Scharik heran. Das bedeutet, daß der Wachtmeister naht. Und richtig, gleich darauf erscheint die behäbige Figur des alten Skjarow.

„Seid Ihr fertig?“ erkundigt sich der Major.

„Gott sei Dank, heute haben wir unser Tagewerk hinter uns. Was befehlen Sie für morgen?“

Worauf der Major, immer noch Rauchwölkchen in die Abendluft sendend, umständlich und ohne Uebereilung befiehlt, daß morgen bei Tagesanbruch die Hälfte der Leute auf die Wiesen hinausgehen, aber nicht an der nächsten Stelle, sondern dort zu mähen anfangen sollen, wo das Gras am dichtesten und höchsten steht.

„Der Kirilow hat sich die Wiesen besehen,“ berichtet darauf der Wachtmeister, „er meint, daß an der Wassiljewlichtung (im Walde) das Futter jetzt gerade im besten Saft ist.“

„Gut denn, Ihr fangt dort an.“

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren.“ Dann folgt der übliche Befehl, daß, sobald die erste Fuhre Gras zusammen ist, dasselbe sofort nach den Ställen gebracht und den Pferden vorgelegt werden soll. Dabei darf aber das neue Gras nicht auf das alte vom Tage vorher übrig gebliebene geworfen werden, damit letzteres nicht im halbgetrockneten Zustande von den Pferden mitgefressen wird; das giebt Kolik und andere Krankheiten.

„Paßt ja auf, daß die Leute das alte Gras vorher fort-harken und auf dem Platz nebenan zum Trocknen ausbreiten, wir verfüttern es dann im Winter als Heu und können Hafer sparen,“ schloß der Major seine Rede.

„Sehr wohl, Ew. Hochwohlgeboren, seien Sie unbesorgt.“

„Ja noch eins . . . Morgen komme ich zum Mähen hin-

aus, richte Dich darauf ein . . . nimm ein Fäßchen Branntwein und die Fleischportion für die Leute mit hinaus."

"Ich werde es nicht vergessen, Ew. Hochwohlgeboren!"

"Sind die Mäher schon zurück?"

"Sie kommen bereits."

Richtig: aus der Tiefe des Waldes hervor dringen durcheinander undeutliche Töne. Sie kommen näher und näher, so daß man schon die Bäße und die anderen Stimmen zu unterscheiden vermag, deren Echo, wie von verschiedenen Seiten kommend, in den Bäumen widerhallt. Nur die Worte kann man noch nicht verstehen. Das Motiv ist aber bereits zu erkennen, es ist das Lied „von den Augen, meinen Augen, die mir selbst in der Stille der Nacht keine Ruhe geben."

Kein Zweifel, die Mäher nahen. Da zeigen sie sich schon, langsam weiterschreitend, dicht an dem Gutshof von Iljanowo. Auf den Schultern tragen sie, Gewehr über, die Sensen mit daran hängenden Sträußen aus Feldblumen. Vor der ungeordneten Schaar schreiten tanzend zwei Spaßmacher in hohen grünen Hüten, die von ihnen in der Ruhezeit aus langen Grassstengeln geflochten sind. In den Händen halten sie Blumensträuße, mit denen sie in Ermangelung der bei keinem Sängerkhor fehlenden, als Musikinstrumente benutzten Köffel (aus Blech oder anderem Metall) umher schwenken. Hinter den Vortänzern folgt in einer ebensolchen Ausstaffirung der Vorsänger und taktirt energisch mit einem buschigen Weißbuchenweig, der dieses Mal die Stelle des ebenfalls bei jedem Sängerkhor geführten Schellenbaums (auf russisch machalka) vertreten muß. Aehnliche Grassmützen tragen auch einzelne Sänger, deren einige Kränze um die Feldmütze gewunden haben.

Begann ich zu schlafen, mein Weh zu vergessen —

Da kam mir die Freude — die Freude die süße

Erschien, mir zu reichen des Ehebund's Zeichen!

so ertönte laut und deutlich der von dem Vorsänger zu ganz besonderen Leistungen angefeuerte Chor. Galt es doch „den Herren ein Vergnügen zu bereiten."

Der Major stand von seinem Sitz auf und ging den Sensenmännern entgegen.

"Habt Dank, Brüder, für Eure Arbeit!"

"Gerne geschehen, Ew. Hochwohlgeboren!" schallten, einen

Augenblick den Gesang unterbrechend, und wie aus einem Munde abgegeben, die reglementsmäßigen Dankesworte der fast die Hälfte der Schwadron ausmachenden Mäher zurück.

Der Artelschütze (derselbe hat die Menage unter sich) reicht nunmehr den Leuten ihre ihnen während der Mähezeit täglich zustehende Branntweinration. Ich habe bemerkt, daß der Soldat stets, wenn er vortritt, um sein aus dem Eimer geschöpftes Glas voll Schnaps in Empfang zu nehmen, eine ganz besonders feierliche Dienstmiene aufsteckt, die er auch während des Austrinkens beibehält. Vorher bekreuzigen sich die Meisten, als ob es gälte, ein großes Werk zu vollbringen. Dann reicht der Mann das leere Glas mit einer stillschweigenden Verbeugung dem Nächsten.

Während die anderen Leute trinken, haben die Sänger aus eigenem Antrieb ihren „Kreis“ hergestellt, in welchem nun auch die wirklichen Instrumente: Löffel, Becken, Tambourins und die mit bunten Bändern geschmückte, mit Glöckchen behangene, machalka in den Händen der Künstler figuriren. Mit leiser Stimme berathschlagen sie untereinander, welches Lied sie zuerst den Herren zum Besten geben wollen.

Endlich hat auch der letzte Rekrut nicht ohne eine gewisse Verlegenheit seinen „Kelch“ intus. Alle Leute sehen sich schweigend an und plötzlich . . .

„Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamst zu danken!“ rufen sie lustig und befriedigt wie aus einem Munde. Dann geht gleich der Gesang los:

Sagt, Soldaten — Kinderchen,
Wo ist Eure Tante?
Unsere Tante? — Schnaps, der brannte,
Das ist unsere Tante!

Etwa eine halbe Stunde lang folgt so ein Lieblingslied dem anderen, die Offiziere sitzen derweile auf der Treppe, und neben ihnen im Freien summt der Samowar, während die Burschen, mit den Löffeln klappernd, die Gläser mit dem duftigen Thee füllen und herumreichen.

Die Sonne geht unter, und in der stillen Abendluft tummeln sich, für morgen helles heißes Wetter versprechend, ganze Säulen von Mücken. Der Wald beginnt sich in einen dünnen bläulichen Nebel zu hüllen, und die Wipfel der Fichten

erglimmen im Abendroth. Die Vögel sind bereits verstummt, nur eine Schwarzdrossel läßt noch von Zeit zu Zeit in den dichten Zweigen eines nahen Baumes ihre melodische Weise erschallen, und die in ihre Nester zur Nachtruhe zurückgekehrten Störche bewegen mit den Flügeln schlagend, klappernd ihre langen rothen Schnäbel — der Zapfenstreich der Natur. —

Doch — horch! . . . Scharf und laut hallt durch den Wald der Klang einer Trompete, die die Mannschaften zur Abendgrüße ruft. — Und siehe, da kommen sie in zwanglosen Gruppen durch das Gebüsch — der eine mit einem Kessel, andere mit einer Schüssel oder mit einem Topf, jeder aber mit einem Holzlöffel und einem Stück Brod in der Hand. Bekleidet sind sie mit weißen Kitteln, die hier und da von dem durch die Zweige brechenden Abendlichte einen rosigen Schimmer erhalten. Weiteres, verschiedenartiges Gespräch dringt von den Gruppen zu uns herüber. Der Eine, mit den Händen gesticulirend, muß wohl etwas sehr Komisches erzählen, denn die Anderen brechen häufig in lautes Gelächter aus. In einem anderen Haufen haben zwei miteinander Zank. In einem dritten vernimmt man das von einer hohen Falsetstimme gesungene Lied „von dem treuen Hunde, dem lieben Thierchen, das Nachts an der Thüre heult“. Die Soldaten begeben sich von der Höhe hinab nach dem Ufer des Sees, in dessen Nähe in der Erde die Schwadronsküche ausgegraben und von drei Seiten nach Art einer Hütte mit Lannenzweigen, Schilf und Reisig umgeben ist. Ein heißender, weißer Rauch steigt von dort aus auf, und gleichzeitig mit diesem Geruch dringt bei der unbewegten Luft der appetitliche Dampf der mit Zwiebeln und Pfeffer gewürzten und mit gebratenem Schweinespeck abgemachten Grüksuppe in unsere Nase.

Die Leute lagern sich wie es kommt, auf dem grünen Rasen und beginnen ihre Mahlzeit. Die Gespräche verstummen und man hört nur das Schmazen. Nur drei essen nicht: der Schwadronskoch, der Unteroffizier du jour und der Trompeter. Sie werden es später nachholen, jetzt aber haben sie ihre besondere Arbeit.

Der Koch, angethan mit einer weißen Schürze, rührt mit dem Löffel in der heißen Suppe herum und schöpft den zum zweiten Male kommenden starken Essern ihre Gefäße voll. Der

Unteroffizier hat auf Ruhe und Ordnung zu halten, und der Trompeter bläst von Zeit zu Zeit verschiedene Kavalleriesignale.

„Was ist das für ein Signal?“ examinirt ein altgedienter „Dhm“ (djadka, der die jüngeren Leute zu instruiren hat) eindringlich seine beiden pflegebefohlenen Rekruten.

„Das soll wohl ‚rechts‘ bedeuten!“ antwortet, seiner Sache sehr unsicher, einer von ihnen.

„Warum nicht gar ‚rechts‘? Rechts geht so: ‚leg den linken Schenkel an und nach rechts um wende dann.‘ Schafskopf der Du bist mit Deinem rechts! Hörst Du nicht, was er jetzt bläst: ta, ta, ta ti ta! ta ta, ta ti ta!“

„Das ist zum ‚Zeployiren‘,*) Dnkelchen,“ versucht mit breitem Lächeln der zweite Rekrut sein Glück.

„Noch besser, der reine Unsinn! Zeployiren soll das bedeuten?“ läßt sich ärgerlich der djadka vernehmen und ruft dem Trompeter zu, nun mal wirklich letzteres Signal herauszuschmettern.

Der Trompeter bläst „deployiren“.

„Hörst Du? Das klingt ganz anders und das ta, ta, ta ti ta! von vorher bedeutet ‚Abbrechen in halben Schwadronen‘ wo dann gewöhnlich die Schwärmattacke auf die ‚Artillerie‘ oder auf die Schützenkette folgt.“

Jetzt giebt der Trompeter „mit Zügen links um kehrt“ an.

„Na, kennst Du das?“

„Wir wissen, wir wissen, Dnkelchen, das heißt: ‚Anton seine Ziegen führt! nicht vom Fleck das Vieh sich rührt — willst Du wohl!“

„Richtig,“ lobt der Instrukteur: „Das sind ‚Antons Ziegen‘, das allergemeinste Signal wo giebt, weil es befiehlt, dem Feinde den Rücken zuzuwenden! Das dürft Ihr am wenigsten lieben!“

„Wenn es aber doch befohlen wird?“

„Ganz egal — Befehl ist Befehl, und wir müssen ihn ausführen, aber gerne brauchst Du es darum doch nicht zu thun.“

„Warum denn nicht?“ fragt naiv einer der „Neffen“ (des Dnkels).

„Das versteht Ihr noch nicht, was es heißt, dem Feinde

*) Soll deployiren heißen.

den Rücken zu zeigen, weil daß Ihr noch nicht dabei gewesen seid. Aber sag mal z. B. wenn Du ein Kreuz hast? bammelt es Dir auf der Brust oder auf dem Rücken?"

„Natürlich auf der Brust, Onkelchen.“

„Siehst Du wohl! Und weil Du das Kreuz auf der Brust trägst, beweist Du Dich damit als ein rechtgläubiger Soldat,“ philosophirt der djadka, „denn es steht in der Schrift zu lesen: ‚hiermit-wirst Du siegen.‘ Das will sagen, daß Du mit dem Kreuz den Feind überwindest, und weil Dir das Kreuz an der Brust hängt, so sollst Du auch auf den Feind mit der Brust losgehen, zeigst Du ihm aber den Rücken, so spickt er ihn Dir mit gepfefferten Kugeln! Verstanden? . . . Deshalb, siehst Du, sollst Du die Seplojade und im Allgemeinen jedes Avanciren schätzen, aber auf ‚Antons Rose‘ (Ziege) spucken.“

Die einst von dem berühmten General Grafen Ostensacken in Worte gefaßten Kavalleriesignale lernen unsere Leute auf diese zwanglose Manier schnell, und die Rekruten sind damit meistens bis zur ersten Herbstübung vollständig vertraut. Merkwürdig aber, daß die Leute den größten Theil der Signalmörter auf ihre Weise verballhornisiren und dabei ihrem Humor die ausgiebigste Rechnung tragen, wobei es nicht immer sehr anständig zugeht. Aber gerade solche Signale lernen die Kerls am liebsten und am leichtesten.

„Stillgestanden! . . .“ erschallt ganz unerwartet das Kommando des Unteroffiziers du jour. Er hat den durch das Unterholz heranschreitenden Schwadronskommandeur bemerkt und eilt ihm mit der Meldung entgegen, daß zum Abendessen die Suppe für so und so viel Mann bereitet und dazu so und so viel Pfunde Grütze, Butter u. s. w. verwendet worden sind. Der Unteroffizier du jour muß diese Quantitäten ganz genau kennen, da die Materialien nur in seiner Gegenwart aus der Vorrathskammer ausgegeben und in den Schwadronskessel gethan werden dürfen. Es geschieht das, um jede Durchstecherei zwischen dem Koch und dem Artelshitschik unmöglich zu machen.

Bei dem lauten Kommando „Stillgestanden!“ haben alle Soldaten die Löffel fortgelegt und sich stramm aufgestellt.

„Bleibt sitzen, Kinder, bleibt sitzen! . . . Nicht aufstehen! Eßt Euere Grütze mit Gott!“ ruft, schon von Weitem mit der Hand winkend, der Major den Leuten zu, worauf diese ihre

Plätze wieder einnehmen und weiter löffeln. Der Major aber beiebt sich nach der Küche, um dort die Kost zu probiren.

Nun ist das Abendessen beendigt, die Schwadron tritt auf der Wiese zusammen, wendet das Gesicht nach Osten, und auf ein Zeichen des Vorsängers erschallt aus mehr als hundert kräftigen Kehlen die feierliche Weise des „Waterunser“ über die breite Fläche des schlummernden Sees.

Eine Viertelstunde später sind die Soldaten bereits zur Ruhe gegangen, und wenn man sich zufällig den Schuppen nähert, kann man in der tiefen Stille hören, wie die Pferde fauen und wie ein Schönredner seinen im Einschlafen begriffenen Kameraden noch erst eine Geschichte erzählt. In der Offiziersküche haßt ein Bursche an dem zu Koteletten für das Abendessen bestimmten Fleisch herum. Aus den geöffneten Fenstern der erleuchteten Zimmer dringen die Töne einer Zither und das Gespräch der Offiziere, während in den Ufergebüsch die Nachtigallen einander mit ihren lauten Liebesgesängen den Rang abzulaufen suchen.

Tiefe Stille sonst rings umher auf der Erde und in den Lüften, die warme, weiche Atmosphäre ist erfüllt mit der Feuchtigkeit des Lenzes, es duftet nach Jasmin, Tannen und Pappeln, ein leichter Wind trägt die Ausdünstungen des Sees nach dem Walde herüber. Die dunkle aber klare Nacht herrscht über der Forstwildniß.

VII.

Beim Grasmähen.

Am nächsten Tage, Vormittags gegen elf Uhr, werden unsere gesattelten Pferde an die Treppe geführt. Mit brennenden Cigarren begeben wir sämtlichen Offiziere uns hinaus auf die Wiese, wo die Mäher der an der Tour befindlichen Halbestadron bereits seit sechs Uhr Morgens in Thätigkeit sind, um auf diese Weise die kühleren Stunden zur Hauptarbeit zu benutzen. Die Offiziershunde sind stets die freiwilligen und unabänderlichen Begleiter dieser Spazierritte. Sie merken beim Vorführen der Pferde sofort, daß auch ihnen

ein Vergnügen bevorsteht, und umspringen sie mit lustigem Geplätsch und Gebell, wobei sie Menschen und Pferde neugierig und zutraulich in die Augen blicken.

Wir reiten ab, zunächst durch den Wald. In's Freie gekommen, führt der Weg auf einem schmalen Felddrain zwischen grünenden Haferfeldern, die jetzt für die Pferde eine große Anziehungskraft haben. Sie recken die Hälse, möchten gerne ein wenig naschen und beneiden die Hunde, die so frei im Grün herumspringen dürfen, und bald hier bald da im Glanz der Sonne ihr rauhes, weißes Fell mit den braunen Flecken sehen lassen.

Das ist eine viel größere Lust als ruhig und verständig, mit dem Reiter auf dem Rücken, am Zügel zu gehen, während rechts und links die grünen Halme förmlich zum Fressen einladen . . . Und die dummen Hunde ahnen nicht einmal, wie gut sie es haben könnten! . . . Da beginnt schon die Wiese. Schaaren kleiner Schmetterlinge und Fliegen, Libellen und anderer Insecten gaukeln über den das niedrige Gelände bedeckenden hohen Gräsern und den üppig entwickelten zahllosen Feldblumen. Etwa zwei Werst weiter vorwärts wird ein Eichenwäldchen sichtbar, aus dem viele zu verschiedenen Zeiten vom Blitz getroffene Bäume sich scharf abheben. Die Umwetter pflegen in dieser Gegend besonders heftig aufzutreten, und die Eichen haben darunter am meisten zu leiden. Nicht weit von dem Wäldchen erblickt man die Reihen unserer Arbeiter. Von der Sonne beleuchtet, treten auf dem grünen Plan der Wiese ihre vielfarbigen Hemden ganz besonders bunt hervor: rosa, blau, roth, gelb und weiß wechseln mit einander ab. Wir sind nun schon so nahe, daß man deutlich den abgemessenen, knirschenden Ton der vielen Sensen hört, unter deren Schwung sich das Gras in langen, regelmäßigen Schwatten zur Seite neigt. Langsam, aber unaufhaltsam bewegt sich die Kette, einen leichten Bogen bildend, vorwärts, die Arbeit schafft, und hier und da springen die erschreckten Frösche vor den Füßen der Hauer auf. Es ist heiß. Das Haar klebt ihnen in langen Strähnen am Gesicht, aber die Leute sehen trotzdem munter und vergnügt aus und lassen die kräftig geschwungenen Klängen in der Sonne klingen. Wissen sie doch, daß der Major schon am Abend vorher dem Wacht-

meister befohlen hat, die Fleischportion, reichlicher als sonst, und ein Fäßchen Wodka nach der Wiese mitzunehmen.

Skjarow, die „Herren“ gewahr werdend, ist uns bereits aus der Ferne mit einem zufriedenen, stillen Lächeln auf den Lippen und einem langen Grassalm zwischen den Zähnen, entgegengekommen. Scharik aber, der nie fehlt, hat seinen Beschützer weit überholt, um sich nach bester Hundemanier mit unseren Ssetern (Windhunden) zu begrüßen. Er fühlt sich hier gewissermaßen als Wirth, der seinen Gästen die Honneurs zu machen hat, und im Bewußtsein seiner anerkannten Stellung, als Freund der ganzen Schwadron, stört es ihn gar nicht, daß die Herren Offiziershunde ihn an Größe und Stärke weit übertreffen.

Am Waldrande steht eine Fuhre, neben der ein Paar gefesselter Artelpferde (Krümper) weiden und die demnächst das gemähete Futter nach den Schwadronsställen bringen soll. Nicht daneben unter dem Schatten einer weitästigen Eiche haben die Soldaten bereits aus Reisig eine kleine Hütte für uns errichtet und sie mit Stroh und Zweigen bedeckt. Wie herrlich ruht es sich jetzt unter ihrem Schatten auf der frischen, duftigen Matte! In der Hütte steht ein Eimer mit kaltem Quellwasser, damit die durstigen Leute nicht zu weit zu gehen brauchen, und in einem Winkel blickt, mit Rasen eingedeckt, ein Fäßchen hervor, dessen spirituoser Geruch seinen Inhalt verräth. Vor der Hütte raucht ein kleiner Holzstoß, auf dem etwas in einem Kessel kocht.

„Da ich gemußt habe,“ berichtet Skjarow dem Major, „daß die Herren uns heute beehren werden, so habe ich aus diesem selbigen Grunde den Samowar aufstellen lassen. Ich denke, vielleicht beliebt es Ihnen, ein Glas Thee zu trinken . . . Und dann auch, als die Kinder (Soldaten) heute morgen zum Baden nach dem Flüsschen liefen, haben sie für die Herren Krebse gegriffen. Die kochen jetzt im Kessel und werden gleich fertig sein; vielleicht haben Sie auch darauf Lust? Alles sonst dazu Nöthige habe ich besorgt!“

Vielen Dank dem alten Skjarow. In seiner rührenden Vorsorglichkeit hatte er für uns eine Art von Zigeunerpicnick arrangirt, das uns trotz aller Bescheidenheit der Form in dieser idyllischen Umgebung außerordentlich behagte. Es ist das

übrigens eine Bestätigung jener ungekünstelten, herzlichen, man möchte fast sagen, verwandtschaftlich-schönen, Beziehungen, welche, ohne die Disciplin und die Subordination im mindesten zu beeinträchtigen, Gott sei Dank, noch immer in der russischen Armee zwischen dem Soldaten und seinen Offizieren bestehen.

Der Major befah sich das Gras, fragte ob viel gehauen wäre, traf einige Anordnungen und befahl den Leuten eine halbe Stunde Pause zu machen, damit sie essen und ein wenig ruhen könnten. Es folgte die bereits geschilderte Prozedur der Vertheilung des von dem Kommandeur gespendeten Schnapses, worauf sich die Leute unter den Bäumen in den Schatten streckten.

„Aber Kinder, daß sich keiner auf den Bauch legt, Ihr wißt von wegen der Cholera!“ warnt sie eindringlich auch dieses Mal der Wachtmeister.

Wir inzwischen, nach einem vorzüglichem Krebsfrühstück, das mit Massen von Thee heruntergespült wurde, ruhten in der Hütte von unseren Mühen aus. Darüber verstrichen unmerklich zwei Stunden. Die Leute waren schon längst wieder bei der Arbeit, und noch immer mochten wir uns nicht von dem Schatten der gastfreundlichen Hütte und der Träumerei auf dem weichen grünen Rasen trennen. Unser Major aber, bei seiner sonst echt russischen Natur doch ein sehr ordnungsliebender, systematischer Herr, liebte es nicht, seinen alten Gewohnheiten untreu zu werden und die Stunde des Mittagessens zu veräumen.

Es herrschte damals noch bei der russischen Kavallerie die patriarchalische Sitte, daß die Offiziere und Junker während der Grasfütterungszeit und in den Winterquartieren ihren Mittagstisch bei dem Schwadronskommandeur hatten. Diese Regel hielt auch unser alter Major unabänderlich fest, und er hätte es sehr übel vermerkt, wenn einer der Offiziere sich auf eigene Rechnung hätte beköstigen wollen. Wohl wissend, daß unser Kommandeur nichts weniger als reich war, hatten wir ihm einst mit größter Delicatesse den Vorschlag gemacht, wir wollten einen gewissen Antheil zu der gemeinschaftlichen Menage beitragen. Da kamen wir aber schön an.

„Hol mich der Teufel!“ schrie er, über und über roth vor Erregung: „ich denke doch, meine Herren, ich habe Ihnen nie

Veranlassung gegeben, mich so zu kränken! Bin ich Ihr Schwadronskommandeur oder Ihr Restaurateur? Als ich noch Subalternoffizier war, habe ich immer bei meinem Kommandeur gespeist . . . das ist eine geheiligte Sitte! . . . Und wenn Ihr anständige Leute seid, behaltet sie bei!" Der Zorn war zwar bald verraucht, aber die Offiziere vergaßen die Scene nicht und beeiferten sich um so mehr durch pünktliches Erscheinen bei Tisch die Gewohnheiten ihres braven Chefs nicht zu stören. So bestiegen wir auch dieses Mal auf die erste Anregung des Majors die Pferde und begaben uns auf den Heimweg.

VIII.

Bella Herrschko.*)

Wir ritten bei brennender, fast unerträglicher Sonne. Die von der Hitze ermatteten Pferde ließen die Köpfe hängen und schleppten träge die Hinterhand nach.

„Donnerwetter! . . . wenn wir doch erst im Walde wären!“ stöhnte Apronja.

„Wir haben nur noch eine halbe Werst bis dahin,“ bemerkte unser Junker Noshin: „man sieht am Waldrande schon die Schenke des alten Herrschko.“

„Und dieser verdammte Durst! Hätte man nur etwas zu trinken . . .“

„Das machen die Krebsje!“ erläuterte sehr sachgemäß der Major. „Nun haben Sie Geduld, meine Herren,“ fügte er tröstend hinzu, „wenn wir zu Herrsch kommen, wollen wir ein Weilchen anhalten und uns erfrischen. Sie,“ er wandte sich zu mir, „werden auch gut thun, die Sattelgurten etwas fester anzuziehen. Feuer hat ja wohl auch Niemand? . . . Ich möchte meine Pfeife anstecken.“

So ward denn beschlossen, an der Schenke von Herrsch Rast zu machen.

Dieses gastliche Etablissement zeichnete sich, wie im Allgemeinen alle an den Landstraßen liegenden Kabaken in

*) Diminutiv von Herrsch (Hirsch).

Litthauen, durch eine eigentümliche Dede und Unbehaglichkeit aus. Man sieht weiter nichts als ein armseliges, mit Stroh gedecktes Lehmhäuschen — ganz allein am Rande des Waldes oder an der freien Landstraße stehend. In der Nähe kein Zaun, kein Gärtchen, kein Speicher, Stall oder Schuppen, mit einem Worte, kein Zeichen einer ländlichen Ansiedelung oder auch nur des Vorhandenseins von Menschen. Bei Herrsch's Schenke fehlte sogar das sonst überall anzutreffende Bretterdach, unter das die ansprechenden Bauern ihre müden Klepper hätten stellen können.

Und wirklich haust in diesen Wegeschenken eine Klasse von Menschen, für die eine produktive Arbeit gar nicht existirt. Es sind gewöhnlich Juden mit sehr zahlreicher Nachkommenschaft, die, ersteres oft nur äußerlich, in Armuth, Schmutz und Unordnung, ohne irgendwelche Heimathsliebe, leben und keinen anderen Gedanken haben, als „ein gutes Geschäft zu machen“. Zum Zweck dieses Geschäfts pachten sie von der nächsten Dorfsgemeinde ein an der Straße liegendes mehr oder minder baufälliges Hüttchen, erwerben von der Acciseverwaltung die Berechtigung zum Vertrieb von Alkohol und versehen sich mit Destillirapparaten und einem „Heber“ zum Umfüllen der Gefäße. Dann wird in einer Brennerei ein Faß mit Kartoffelschnaps oder mit reinem Spiritus gekauft und der „Chandel“ (Handel) unter Assistenz sämtlicher Familienmitglieder: Tante, Mämme, Schicksels und Bochers, soweit letztere schon Handreichungen zu leisten vermögen, eröffnet. Eine Kuh oder Fiedervieh für die häuslichen Bedürfnisse anzuschaffen, daran denkt der Hebräer nicht, ebensowenig fällt es ihm ein, Kartoffeln oder Gemüse zu pflanzen. Wenn er diese Produkte braucht, so liefern sie ihm in hinlänglicher Quantität die benachbarten oder vorüberfahrenden Bauern, und er bezahlt sie dafür mit einem halben Stof Kartoffelfusel. Langweilig, unerquicklich und zeitweise sogar gefährlich, gestaltet sich das Leben einer solchen Judenfamilie, ohne Nachbarn in der menschenlosen Einöde oder in den unendlichen Urwäldern. Doch der Jude läßt alle diese Unbequemlichkeiten und sogar die Gefahren seiner ephemeren Existenz über sich ergehen, einzig und allein in dem Gedanken an raschen Erwerb und bei der Wahl seiner Wohnstätte nur die pekuniären Ausichten berücksichtigend.

Als wir uns der von Herrsch gehaltenen Schenke näherten, war weder außen noch innen ein menschliches Wesen zu erblicken. Die glühende Hitze hatte offenbar alles Lebendige in irgend welche geheimen Schlupfwinkel vertrieben. Sogar das rastlose jüdische Kindergelichter, das sich sonst ewig draußen herumfielte, hatte sich, um Kühle zu suchen, in die dunkelen Schmutzwinkel der Hütte geflüchtet.

„Heda! Wirthschaft! . . . Wo steckt Ihr denn Alle? Gebt doch Antwort!“ rief mit lauter Stimme Apronja.

Eine Minute später schien es sich im Innern der Kabate zu regen. Man hörte das Knarren einer Thür, und dann öffnete sich auch die äußere Pforte, hinter der spähend eine anscheinend noch junge weibliche Gestalt hervorlugte. Womit sie bekleidet war, vermochten wir im Augenblick nicht zu erkennen, wir sahen nur im Schatten des Flurs eine weiße halbnaakte Schulter und einen üppigen Halsansatz schimmern, den das junge Wesen, sich scheu vor unseren Blicken zurückziehend und die Thür schnell wieder schließend, schamhaft mit der Hand bedeckte! So kurz der Moment war, hatten wir doch den Eindruck von etwas ganz besonders Reizendem . . .

„Was bedeutet dieser Traum?“ fragte lächelnd Apronja, indem er uns Alle mit erstauntem Gesicht betrachtete: „war es doch fast, als hätte sich der Genius der reinsten Schönheit vor unseren irdischen Augen gezeigt! Woher kommt sie, wer ist sie — kann einer von den Herren Auskunft geben?“

Aber Niemand von uns vermochte auf die Frage zu antworten: wir wußten ebenso wenig wie Apronja, und Jeder von uns hätte gleich ihm ausrufen mögen: „was bedeutet dieser Traum?“

„He! na komm' doch endlich wer heraus! . . . Herrsch! Alter Satan, wird's bald! . . .“

„Sáras, sáras, panotschka!*) sáras!“ ließ sich eine heifere verschlafene, von katarrhalischem Husten und Krächzen unterbrochene Stimme vernehmen.

Gleich darauf erschien an der Schwelle ein alter, gebeugter Jude mit grauen Peißhaß (Seitenlocken) und eben solchem Vollbart, auf dem Haupte eine alte, fettige, schief in den Nacken

*) Gleich, gleich, Herrchen.

geschobene Kappe und mit Pantoffeln an den bloßen Füßen. Ein zerrissener Kasten, unter dem die zyzes (eine Art von Talisman) sichtbar wurden, umhüllte den Körper. Das Gesicht war hochroth und aufgeschwemmt, und der Kopf, fast ohne Hals, saß dicht auf den Schultern des untergesetzten Leibes.

Es war der Schenkwirth, Reb Herrschko Herrschsohn, höchstselbst. Man brauchte kein Specialist zu sein, um sofort an seinem Gesicht und seiner Gestalt zu erkennen, daß die Todesursache von Reb*) Herrschsohn dereinst eine Schlagberührung sein würde. Der ehrenwerthe Herrschko trank nämlich gerne, wie er sagte seines schwachen Magens halber, und war jeden Abend, was man „fertig“ nennt. Bekanntlich zeigt sich eine derartige Schwäche bei den Juden nur sehr selten, schon weil sie dazu zu geizig sind. Sie trinken zwar, aber sehr mäßig, und berauscht sind sie fast nie. Herrschko stand daher auch bei seinen sämmtlichen umwohnenden Glaubensgenossen seiner „schwachen Gesundheit“ wegen, in sehr schlechtem Kredit. Man wies auf ihn als ein verderbliches Beispiel, als eine Schmach für ganz Israël, um so mehr, als er zu den „Altgläubigen“ gehörte. Reb Herrschko war sich seines Fehlers in Demuth bewußt, seufzte bei allen Ermahnungen zerknirscht, wiegte den Kopf, kratzte sich im Genick, war aber mehr geneigt, sich als ein Opfer des Geschicks zu betrachten. Als besonderer Entschuldigungsgrund diente ihm, abgesehen von seiner schwachen Gesundheit, der frühe Tod seiner Frau, die ihm eine Masse von kleinen Kindern hinterlassen hatte, mit denen er nicht aus und ein wußte, und die, nämlich seine Gattin, er so sehr vermißte, daß er seinen Kummer nur in Schnaps zu ersäufen vermochte. Gute Leute hatten dem Wittwer gerathen, sich wieder zu verheirathen, und an ihm lag es nicht, wenn er es nicht that. Die Kunde von seinem Laster war aber so weit verbreitet, daß sich keine Liebhaberin fand, das eheliche Band mit dem alten, versoffenen Herrsch zu flechten. Natürlich gingen unter diesen Umständen auch die Geschäfte von Reb Herrschsohn herzlich schlecht. Er kam mit seiner zahlreichen Familie nur so eben durch, ohne doch dabei vielmehr jemals gegen Gott und die Menschen zu murren. Man darf

*) Reb == Rabbi (Herr).

sagen, er war im Grunde ein guter, ruhiger und umgänglicher Mensch, der sogar gerne etwas zum Besten gab und es liebte, in Gesellschaft „ordentlicher Leute“ eins zu trinken.

Kein Wunder, daß Reb Herrschko bei Sonnenuntergang meistens nicht mehr Herr seiner Zunge war. Auch jetzt kam er halbbetrunken und, wie es schien, eben aus dem Schlaf erwacht, zum Vorschein.

„Bitte, bring uns ein Glas Wasser und Zündhölzer!“ wandten sich der Major und auch Apronja gleichzeitig an ihn.

„Gern, Sw. Hochwohlgeboren, aber bei uns im Fluß ist so ä miserabliges Wasser, daß es so faine Herren nicht können trinken,“ entgegnete unser Herrschko, mit dem Arm telegraphirend, und schnitt dabei ein Gesicht, das seinen Abscheu vor dem Wasser noch deutlicher ausdrücken sollte: „wenn’s Ihnen aber ist gefällig, werden Se nehmen ein Glas Meth vom Eis, feinster Meth von Lindenhonig, bitte zu befehlen!“

„Gieb, was Du willst, nur schnell!“ stimmten unsere Durstleidenden zu.

„Vella, komm raus!“ rief, sich nach der Hausthür zurückwendend, Reb Herrschko.

In dem dunklen Hausflur erschien bescheiden, fast schüchtern, die schlanke Figur eines hochgewachsenen Mädchens, mit einem sorgfältig um den Hals geschlungenen weißen Tuch. Der Reb ertheilte ihr einen Auftrag in halb hebräischer, halb deutscher Sprache, wobei ich nur die Worte: „wie Lipjez — butelke *) zu erkennen vermochte. . . .“

Während ich absaß, um die Gurte fester zu ziehen, und der Jude dem Major Feuer für seine Pfeife brachte, hatte sich dessen ganzes zerlumptes und schmierfinkiges Kindergeraß vor die Thüre ergossen und betrachtete uns neugierig mit offenen Mäulern.

„Sind das Alles Deine?“ fragte der Major, auf die Schaar deutend.

„Stück vor Stück!“ antwortete mit väterlichem Stolz der Reb: „lauter Herrschko’s und Herrschjunjatti’s! **) Jehova hat mich gefegnet!“

*) Eine Flasche Meth.

**) Männliche und weibliche Herrsch’s.

„Na, und diese Madam da,“ auf Bella deutend, „ist wohl Deine Frau?“

„Entschuldigen Sie, wie heißt Madam! . . . Ist sie doch erst 'ne Mamsell,“ entgegnete Herrschko mit höflichem Lächeln: „hat doch Gott der Herr meine Frau zu sich genommen, und was Sie haben gesehen, ist Bella mein Tochterleben.“

„Deine Tochter?“ rief verwundert Apronja.

„Ganz gewiß, meine älteste, erst 17 Jahr alt! Und was für ein braves Judenkind sie ist! so klug, so sitzsam und so gottesfürchtig, der raine Staat!“ lobte Herrschko das Mädchen.

„Warum läßt Du sie noch zu Hause sitzen? Längst reif für den Mann!“ bemerkte der Major.

Der Reb verzog sein Gesicht und krazte sich hinter dem Ohr.

„D waih! Leicht gesagt,“ sprach er mit einem Seufzer: „wenn sich fände aine gute Partie, warum nicht? Aber sie findt sich nicht! . . . Sie ist auch noch zu jung und zu dumm.“

„Nain,“ sagt sie zu mir, ‚Tatule, ich will nicht zum Mann, wo kann ich's hoben besser als bei Dir!‘“

„Wo hat sie denn so lange gesteckt? Ich kann mich nicht erinnern, das Mädél schon früher gesehen zu haben . . .“ erkundigte sich, aus seiner kurzen Marschpfeife dampfend, der Major.

Es ergab sich, daß Bella bis zum letzten Winter in Krynki (ein kleines Städtchen im Gouvernement Grodno) bei einer Tante gelebt hatte.

Die Tante war gestorben und hatte ihr nichts vermacht als einige Kleider, und die arme Bella mußte, um nicht als Magd bei fremden Leuten ihr Brod zu essen, wohl oder übel in die väterliche Wirthschaft zurückkehren, wo sie sich in der Gesellschaft der hungrigen, verkommenen Geschwister und des dem Trunk ergebenen Vaters wenig genug an ihrem Platz fühlen mochte.

Während uns Reb Herrschko von Bella und ihrer Tante erzählte, hatte sie selbst ein helles, gemustertes Kattunkleid nach städtischem Schnitt angelegt und trat nun ohne alle Spuren von Verlegenheit heraus, in den Händen ein Präsentirtbrett, auf dem eine Flasche mit zwei Gläsern standen.

Wir konnten sie jetzt mit Muße betrachten.

Eine wahrhaft berückende Schönheit! Obwohl Bella erst

17 Jahre zählte, sah sie doch, wie die Mehrzahl der Frauen mit orientalischem Typus, bedeutend älter aus, so daß man sie wohl für 20, 22 Jahre alt halten konnte. Uns erschien sie wie eine eben voll erblühte Rose an einem Junimorgen, aber noch ganz in der Reinheit der unberührten Unschuld. Eine herrliche, kräftig entwickelte, aber geschmeidige Gestalt und mit Bewegungen, die von verhaltener innerer Kraft und Leidenschaftlichkeit zeugten. Dabei ein bezauberndes Gesicht vom reinsten jüdischen Schnitt, wie man es nur in den besten Darstellungen aus dem Bereich der heiligen Schrift, von Künstlerhand concipirt, antrifft. Die warme, etwas gebräunte Hautfarbe, der bläuliche Glanz der schwarzen, etwas welligen Haare, die ihr Haupt in reicher Fülle umgaben, der charakteristische Schwung der Brauen, die rothen, etwas üppigen Lippen — Alles athmete Gesundheit und Feuer, doch wurde der an eine Bajadere erinnernde verzehrende Ausdruck ihrer Gluthaugen durch den Schatten langer und bescheiden gesenkter Wimpern gemildert. Ein Künstler hätte kein geeigneteres Modell für die biblische Judith mit dem Kopf des Holofernes zu finden vermocht.

Wie vollständig unbewußt ihrer Reize, setzte sich Bella ruhig unseren erstaunten und bewundernden Blicken aus und schien nur mit dem Deffnen der versiegelten Flasche und dem Eingießen beschäftigt. Nur als sie uns die Gläser mit dem kühlen, schäumenden Meth reichte, hob sie die Wimpern und streifte uns mit einem flüchtigen Augenblick. Aber was strahlte daraus Alles hervor. Es war, als hätten wir in den siebenten Himmel Mohammeds geschaut!

Schnell war die Flasche geleert. Nun zeigte sich aber eine kleine, unvorhergesehene Schwierigkeit. Niemand von uns hatte, da es sich nur um einen Spazierritt handelte, Geld mitgenommen. Wir bekannten Herrschto unsere Zahlungsfähigkeit.

„Nu, macht nichts, macht nichts! Erw. Hochwohlgeboren,“ beruhigte er uns, lebhaft mit den Armen gesticulirend. „Wir kennen Se ja Alle! Und wenn Ihnen mein Methchen schmeckt, können Se bei mir immer haben so viel Flaschen wie Se wünschen. Mein Bellaleben bringt se Ihnen gern nach dem

Vorwerk, auch Erdbeeren und Pilzen aus dem Walde; se hat ja Zeit mehr als genug!"

"Ei, das ist ja brillant!" riefen wir wie aus einem Munde. „Daß sie bringen, was Ihr habt, und je eher und öfter, um so lieber soll es uns sein!"

„Schide sie noch heute, das Geld zu holen!" rief zum Schluß Apronja und, geleitet von den tiefen Bücklingen Reb Herrschko's ritten wir lebhaft angeregt heimwärts.

Der Schatten des grünen, dichten Waldes umfing uns bald mit seiner erfrischenden Kühle und belebte die Gesellschaft.

„Himmlischer Herrgott! Und das ist die leibhaftige Tochter des alten schmutzigen Säufers Herrschko!" gab Apronja seinem Erstaunen Ausdruck.

„Geradezu em — pörend!" bestätigte der Junker Roschin und spuckte dabei nach der Seite aus.

„In der That! eine seltene Schönheit!" stimmte nachdenklich der Major zu und nahm die Pfeife aus dem Munde: „Und der Teufel mag wissen, wie das Volk unter derartigen Lebensbedingungen so etwas zu erzeugen und, noch mehr, aufzuziehen vermag! . . . Das lebt nur von Hering und Zwiebeln, und doch dabei diese blühende Gesundheit!"

„Alle Wetter, wenn solch ein Frauenzimmer nach Petersburg käme! . . ." rief erregt und die Augen zusammenziehend, unser Junker: „sie brauchte sich nur ein Mal im Theater oder auf der Promenade zu zeigen, und sie würde in Brillanten, Beletagen, Trabern und ungezählten Tausenden schwimmen! Die ganze Männerwelt läge ihr zu Füßen!"

„Hm, ja!" nickte ebenso nachdenklich der Major: „und hier will Niemand etwas von ihr wissen, weil sie arm ist und keinen Groschen hat! So muß die Blume verwelken!"

„Nun, meiner Ansicht nach ist das noch nicht das Schlimmste," äußerte sich Apronja: „besser für sie zu verwelken als irgend einen dreckigen Schmul oder Ißig zu heirathen und ein Duzend von Judenbälgen mit ihm zu hecken. Immer noch viel poetischer in der Wildniß zu verblühen!"

„Einfach em — pörend!" wiederholte energisch und ärgerlich unser Junker.

*

*

*

Bella ließ sich später häufig bei uns auf dem Vorwerk sehen und brachte jedes Mal Waldbeeren oder Pilze mit, welche Waare stets splendid bezahlt wurde, ein Grund mehr, daß sie gern kam.

Für ein Gefäß mit Erdbeeren im Werthe von ein Paar Groschen gaben wir dem Mädchen mit Vergnügen einen Rubel und mehr, nur um zum Dank ein freundlich verlegenes Lächeln zu erhalten.

Wußten wir doch auch nur zu gut, wie sehr die ganze Familie darbt und des kleinen Verdienstes bedurfte. Meistens erschien Bella des Morgens gleich nach dem Frühstück und erwartete uns geduldig, bescheiden draußen an der Treppe.

So oft wir sie auch baten ins Haus zu treten und etwas zu genießen, stets lehnte sie es in der artigsten Weise ab, nur ein Glas Thee schlug sie gelegentlich nicht aus, aber auch dann überschritt sie unsere Schwelle nicht, sondern blieb auf der Treppe. Ganz unähnlich ihren Stammesgenossinnen, die mitunter eine ganze Woche lang ihre Kleidung und Wäsche nicht wechseln, war Bella, wenigstens bei ihren Besuchen bei uns, stets sauber in helle, leichte Gewänder gekleidet, fast als ob sie wüßte, was sie ihrer Schönheit angesichts ihrer Bewunderer schuldig sei. Jedes Mal bat sie um die gerne gewährte Erlaubniß, ein Paar Rosen von den Büschen pflücken zu dürfen und befestigte dieselben mit vielem Geschmack auf ihrem Lockenköpfchen. Junker Roschin brachte ihr ganze Bouquets. Begann man mit ihr zu scherzen, so antwortete sie unbefangen mit dem anmuthigsten Lächeln, versuchte man aber etwas weiter zu gehen und dreiste Galanterien einfließen zu lassen, so konnte man sicher sein, daß das reizende Geschöpf tief erröthete, einen ängstlichen, beleidigten Ausdruck zeigte, sich mit scheuen Blicken nach allen Seiten umsah und eilig das Weite suchte. Man mußte aus diesem besorgten Umherblicken fast schließen, daß sich Bella vor irgend einem heimlichen, eifersüchtigen Beobachter fürchtete, der aus ihrem freien Benehmen gegen uns auf Gefallsucht schließen und ihre Sittsamkeit in Verdacht nehmen könnte.

Nach einer oder zwei derartigen Erfahrungen hörten wir denn auch endgültig auf, unsere Verführungskünste bei ihr zu versuchen, doch machte sie uns ihre jungfräuliche Zurückhaltung

nur noch begehrenswerther. Wie hätte es auch bei jungen Offizieren, die hier mit ihrer Schwadron in die Wildniß des Urwaldes verschlagen waren und außer der schönen Jüdin fast kein weibliches Wesen zu Gesicht bekamen, anders sein sollen? Stets waren wir, ohne alle Hintergedanken, hocherfreut, wenn das holde Kind mit ihrem eigenthümlichen wilden Reiz bei uns erschien. Sie gab der ganzen, an sich schon romantischen, Existenz hier in der tiefen Forst mit ihren stillen Seen, der Menschenleere u. s. w., einen geradezu poetischen Beigeschmack.

Besonders Junker Roslin war bis über die Ohren in die schwarzäugige Tochter Reb Herrschlo's verliebt. Er träumte von ihr, nannte sie nie anders als Judith oder Herodias, plünderte für sie unsere Rosensträucher und strich in seinen freien Stunden einsam im Walde umher, um seiner Flamme auf ihren Pfaden zu begegnen.

Er hatte mit seinen Schwärmereien jedoch kein Glück, kehrte vielmehr jedes Mal müde und in seinen Hoffnungen getäuscht nach Hause zurück, wobei er ängstlich das ironische Lächeln und die Fragen des gutmüthigen Majors vermied.

IX.

Der böse Geist geht um.

Wie lebhaft steht mir noch heute, es war am 23. Juni a. St., der Vorabend des Festes von Iwan-Kupala*) im Gedächtniß. In der Gegend, in der wir uns just befanden, wird das Fest bis heute mit all seinen alten, allegorischen Gebräuchen begangen, und ich hatte mir daher mit Apronja vorgenommen, zur Nacht nach dem im Walde gelegenen Ragansee zu reiten, an dessen Ufern diese noch aus der Heidenzeit überkommene, altflavische Feier stattfinden sollte.

Die Sonne war im Scheiden begriffen.

Zur bestimmten Stunde ritten die Leute die nur mit Halftern gezäumten Pferde unter Aufsicht der Zugwachtmeister nach dem nächsten See zur Tränke. Es geschah das der besseren

*) Johannisfest.

Ordnung wegen meistens zugweise und um das Wasser nicht zu sehr zu trüben, pflegten die Leute die Pferde mit den Schenkeln ziemlich weit in den See hineinzutreiben.

Drei Züge hatten das Tränken bereits beendigt und waren nacheinander zurückgekehrt, jetzt kam der von mir kommandirte 4. Zug an die Reihe.

Wir Offiziere brauchten aber beim Tränken nicht dabei zu sein, sondern saßen wie gewöhnlich auf der Haustreppe und freuten uns an dem schönen stillen Sommerabend. Rings umher herrschte eine solche Ruhe, daß man deutlich von dem tiefer liegenden See her das durch die Bewegungen der Pferde verursachte Plätschern des Wassers, die antreibenden Rufe und das jedem Kavalleristen bekannte melodische Pfeifen vernehmen konnte, mit dem die Pferde zum Saufen angeregt werden.

Plötzlich aber verwandelte sich dieses Plätschern in einen ganz ungewöhnlichen Lärm. Man hörte erschreckte Rufe, Schimpfworte, man schrie um die Wette: halte fest! greif ihn! und dergl.

Unmittelbar darauf vernahmen wir das sich immer mehr nähernde dumpfe Getrappel zahlreicher Hufe, und noch einen Moment später brauste, etwa dreißig Schritt von uns entfernt, eine Schaar von etwa zehn reiterlosen Pferden mit lautem Gewieher vorbei. Ein wunderbarer und in seiner Art prächtiger Anblick! Die Schwänze hoch, mit geblähten Rüstern, stolz aufgesetzten Hälsen, mit fliegenden Mähnen, Feuer im Auge, hielten sich die Durchgänger zunächst eine Zeit lang im Haufen beieinander. Dann aber, am Walbrand unter die Bäume gekommen, stoben sie, den ganzen Wald mit ihrem vom Echo weit fortgetragenen Wiehern erfüllend, nach verschiedenen Seiten auseinander. Hinter diesem ersten Rudel folgten fast alle übrigen Pferde des Zuges, theils ohne, theils mit Reitern, die es vergeblich versuchten, ihre wie unsinnig bockenden und vorwärts drängenden Thiere an den Halstern zurückzuhalten. Verschiedene Leute kamen dabei kopfüber zu Fall, mußten die Halstern aus den Händen lassen und liefen laut schreiend ihren Gäulen nach; kurzum eine Verwirrung ohne Gleichen, deren Ursache wir uns gar nicht zu erklären vermochten.

Als Kommandeur des 4. Zuges war mir der Vorfall besonders unangenehm, und ich wußte mir zunächst keinen Rath. Gleich darauf sehe ich aber, wie mein Zugwachtmeister Sfluzki athemlos, unterwegs seinen Kittel zuknöpfend, angelaufen kommt. Ein Hüne von Gestalt mit einem mächtigen schwarzen Backenbart, verfügt Sfluzki über eine Baßstimme, die wie aus einem Faß kommend klingt, und auf Grund deren er bei den Sängern stets die Oktave angeben muß.

„Euer Wohlgeboren! es ist ein Unglück passiert!“ brüllt er mir schon aus der Ferne in höchster Erregung entgegen. „Erbarmen Sie sich! . . . der Major muß gleich Meldung erhalten!“

„Was ist denn vorgefallen?“ frage ich ihn.

Sfluzki rang nach Athem:

„Das Pferd des Rekruten Paschin, der Bannik, wurde auf einmal im Wasser wie toll, machte einen Seitensprung, warf Paschin ab, preschte in die anderen Pferde hinein, und heidi, — schrammt die ganze Bande ab! . . . Erbarmen sich Ew. Wohlgeboren! Schuld habe ich ja, aber dafür kann ich wirklich nichts!“

Ich lief sofort zum Major, der, unlängst von der Wiese zurückgekehrt, sich bis zum Abendthee schlafen gelegt hatte. Er nahm die Sache mit seiner gewöhnlichen Ruhe auf und befahl sofort einige Pferde zu satteln und sie mit den feinsten, ortskundigen Leuten zur Auffindung der Ausreißer in den Wald zu schicken. Andere Leute sollten zu Fuß folgen. Als Kommandeur des 4. Zuges schloß ich mich der Expedition an. Der Trompeter Ampläjew mußte auf den Rath des Majors auch mit, um im Walde von Zeit zu Zeit Signale zu blasen und die zerstreuten Pferde dadurch heranzulocken.

Etwa 8 Reiter schlugen verschiedene Richtungen ein; ich mit Sfluzki und dem Trompeter hielten die Mitte. Etwa drei Werst in das Dickicht eingedrungen, befahl ich Ampläjew das Signal „Sammeln“ zu geben.

Die Töne schmetterten durch den Wald, wir lauschten aufmerksam, und richtig, als das letzte Echo verklungen war, vernahmen wir wie zur Antwort, von verschiedenen Seiten etwas wie ein leises Wiehern.

„Sie merken etwas!“ äußerte Ampläjew.

So lange wir aber auch warteten, das Wiehern wiederholte sich nicht, und kein Pferd ließ sich blicken. Wir ritten noch eine Werst weiter, ich ließ das Signal noch ein Mal, zwei Mal blasen, es rührte sich nichts.

Ampläjew schlug vor, es mit dem Signal „Appell“ zu versuchen, auf das seiner Erfahrung nach die Pferde besser hörten. Ich hatte nichts dagegen, und wirklich, kaum war es wieder still, so vernahm man aus der Ferne ein immer näher kommendes Geräusch. Ssluzki war vom Pferde gesprungen und hatte das Ohr dem Erdboden genähert:

„Die Erde dröhnt von den Hufen. Blase noch ein Mal, Ampläjew! Sie kommen!“

Es dauerte kaum eine Minute, so erschien auf einer dicht vor uns befindlichen Lichtung das Pferd Aslan, blieb etwa 50 Schritt vor uns halten, schnupperte rings umher, ließ die Ohren spielen, äugte, aber, hast du nicht gesehen, machte der Racker einen vergnügten Bocksprung und war wieder in dem dichten Gebüsch verschwunden.

Ssluzki wie der Blitz wieder im Sattel, versuchte es, in vollem Jagen durch das Gestrüpp brechend, Aslan den Weg abzuschneiden.

Wir anderen blieben abwartend auf der Stelle halten.

Wiederum hörte man das Knacken der trockenen Zweige und das Gestampf von Hufen, und aus dem Dickicht kam ein zweites Pferd zum Vorschein.

Es war unsere fromme, sanftmüthige Bobelina, die, sowie sie uns gewahr wurde, mit freudigem Wiehern herantrabte und sich ruhig greifen ließ.

Nach einer Viertelstunde kehrte auch Ssluzki, Aslan an der Halfter haltend, zurück. Er konnte nicht genug erzählen, welche Mühe ihm der Fang gemacht hatte.

„Als ob der Satan in dem Vieß gesteckt hätte: wäre es nicht endlich in einen Sumpf gerathen, aus dem ich es mit eigener Gefahr herausziehen mußte, hätten wir es noch nicht! Sehen Sie nur wie sich die Kanaille besudelt hat!“

Und wirklich waren Ssluzki und die beiden Pferde über und über naß und mit Morast bedeckt. Ich beauftragte Ampläjew, Aslan und Bobelina an die Hand zu nehmen und

befahl zur Fortsetzung der Suche weiter in den Wald hineinzureiten.

„Gew. Wohlgeboren wollten wirklich . . . vorwärts? . . .“ fragte mich indessen Sfluzki mit einem sonderbar ängstlichen Ton.

„Natürlich vorwärts, sind wir etwa schon fertig?“

„Das gerade nicht, ich meinte nur: Wollen Sie das wagen? . . . zu solcher Stunde . . .“

„Was faselst Du!“ lachte ich meinen „Zugältesten“ aus „wovor sollen wir uns fürchten?“

„Wie es Gew. Wohlgeboren beliebt, aber es wird schon ganz dunkel und — in der Johannisnacht . . . ,es' geht um . . . so wahr ich hier vor Ihnen stehe, ich habe ,es' eben mit eigenen Augen gesehen.“

„Du bist betrunken, Bruder! Was für ein ,es' meinst Du?“ Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, kommandirte ich marsch und ritt mit meiner kleinen Truppe vorwärts.

Sfluzki hielt sich an meiner Seite und blieb dabei, er hätte einen Geist gesehen:

„Als ich dem Aslan schon ganz nahe war, „erzählte er, „stand ,es' vor mir nicht weiter als jener Baum dort und sieht mich an mit Augen, so groß und klagend, als ob ,es' gleich losweinen wollte! Im Handumdrehen war es aber wieder seitwärts verschwunden — rein, als ob es die Erde verschlungen hätte.“

„Nun wie sah ,es' denn ungefähr aus?“ fragte ich unwillkürlich lächelnd, und auch Amplajew, der sich als Freigeist aufspielen wollte, zog eine spöttische Grimasse, wofür er von Sfluzki einen bösen Blick erhielt.

„Ganz weiß war ,es', Gew. Wohlgeboren,“ ereiferte er sich, „und auf dem Kopf hatte ,es' wie die Leichen ein Laken oder ein Tuch, ich kann's nicht genau sagen, aber ganz weiß war es auch — so wahr ich leben thu! . . . Und mir schien es ein Frauenzimmer zu sein, Gew. Wohlgeboren.“

„Vielleicht irgend ein altes Weib, das am Johannisabend Kräuter suchen geht; und Du — ein alter Soldat — fürchtest Dich davor! . . . Schäme Dich, Bruder!“

„Nach einem Dorfweib sah es nicht aus, Gew. Wohlgeboren, eher wie ein Mädchen oder Fräulein . . . unsere Weiber kenne ich doch! . . . Ich meine immer,“ und hier

stimmte unser Geisterseher seinen Ton zum Flüstern herab, „das muß die todte Französin gewesen sein . . . ganz dieselbige, von der der Herr Stabsrittmeister Ew. Wohlgeboren damals erzählt haben . . . Sie war es und keine Andere! . . .“

„Die Legende von Iljanowo!“ schoß es mir durch den Kopf.

„Und Ihr denkt noch immer an die dumme Geschichte?“ fragte ich den Erzähler.

„Wie sollten wir nicht, Ew. Wohlgeboren! Wir wissen es von den Burschen, und die ganze Schwadron spricht davon. Auch die Nachtwachen haben es oft ganz ebenso gesehen wie ich jetzt. Nun, und ein Wunder wär's ja nicht,“ fuhr mein Zugältester, einen etwas philosophirenden Ton annehmend, fort: „Die Gegend paßt dazu wie gemacht! Der Wald, die Sümpfe, die Seen — in solcher Wildniß gefällt es den bösen Geistern am besten. Und heute in der Johannismacht, da kriechen sie erst recht aus ihren Gräbern hervor. Es ist so zu sagen ihre Urlaubszeit!“

„Na, Swan Antonitsch,“ mischte sich Amplajew halbspottend, halb furchtsam ein: „Du meinst wohl auch, daß der Böse heute in unsere Pferde gefahren ist, wie damals in die Schweine! Was sollen ihm denn die Thiere zu Leide gethan haben?“

„Du redest, wie Du es verstehst,“ erwiderte ihm in abweisendem autoritativem Ton der Unteroffizier und schwieg dann wie beleidigt.

Die Unterhaltung stockte.

Die Sonne war längst untergegangen, die Finsterniß und die Feuchtigkeit im Walde nahmen mit jeder Minute zu. Nachdem wir auf einem von den Bauern benutzten Holzpfade noch eine Werst weiter zurückgelegt hatten, ließ ich Amplajew wieder „Appell“ blasen.

„D — ho — ho — o — o!“ tönte uns wie zur Antwort von weit her eine menschliche Stimme entgegen.

„Der Teufel! . . .“ rief Amplajew mit demselben, in seiner Stimme vernehmbaren, Lächeln, aus dem man indessen nicht ganz klar zu werden vermochte, ob ihm die Erzählung Esfluzki's nicht wirklich etwas Angst eingeblöht hatte.

„Dummkopf!“ fuhr ihn der Unteroffizier durch die Zähne an und wandte sich dann direkt mir zu: „Das muß einer von

unseren Leuten sein — wollen wir ihn nicht hier abwarten?
— Vielleicht kommt er heran! . . .“

Und wir parirten unsere Pferde.

„Nun, was meinen Sie, Iwan Antonitsch,“ fuhr jedoch Amplajew mit seiner Neckerei fort: „es soll ja doch vorkommen, daß ‚er‘ die Menschen anführt und gechliffentlich auch ihre Stimme nachmacht!“

„Rede keinen Unsinn,“ entgegnete immer mehr gereizt, aber seiner Sache doch nicht ganz sicher, Sfluzki. „Wie soll ‚er‘ uns hier ‚anführen‘! — Wir sind jetzt auf einem gebahnten Wege und nicht wie vorher im Dickicht oder zwischen Sümpfen, hier kann man ja Alles ganz gut sehen . . .“

Gleich darauf kam uns auf demselben Pfade ein Reiter entgegen.

„Bist Du es, Andrei Wassilitsch?“

„Ganz wohl, Ew. Wohlgeboren!“ ließ sich die bekannte Stimme des Wachtmeisters Skjarow vernehmen.

„Das scheint ein gutes Zeichen. Habt Ihr die Pferde gegriffen?“

„Zu Befehl. Und Sie haben auch zwei?“

„Ja: Aslan und Bobelina.“

„Na, Gott sei Dank! Acht Pferde hätten wir also. Nur die ‚Astrolabia‘ ist nach der Gegend von Herrschko's Schenke durchgebrannt,“ berichtete der Wachtmeister. „Der Woronenko mit drei anderen Soldaten ist ihr aber nachgejagt und sie werden die Stute wohl bald haben!“

„Dann sind also im Ganzen neun Pferde fort gewesen?“

„Ganz wie Sie sagen. Sechs habe ich schon nach Hause geschickt.“

„Jamos, dann haben wir ja hier nichts weiter zu thun. Kehrt, Marsch, Kinder!“

Und Skjarow, der diesen Weg bereits kannte, als Führer nehmend, begaben wir uns auf demselben nach Njanowo zurück.

X.

Die Nacht vor Swan-Kupala.

Nach einiger Zeit bemerkte ich links von uns, wo das hochstämmige Nadelholz etwas lichter stand, einen Feuerschein zwischen den Bäumen, und bald hörten wir auch von jener Seite her lautes Getöse von Menschenstimmen und Gesang. Der helle Diskant der Weiber ließ sich mit besonderer Deutlichkeit vernehmen.

„Da feiern die Bauern ihr Johannisfest!“ bemerkte Skjarow.

Ich wußte, daß ich meinen Freund Apronja mit seinem Wagen dort finden würde, übergab daher mein Pferd Słuzki, befahl den Leuten, nach dem Vorwerk zurückzukehren, und begab mich selbst zu Fuß nach der Richtung des Festplatzes.

Ungefähr 1000 Schritte weiter gehend, gelangte ich an das erhöhte Ufer des See's. Dichter, hoher Wald umgab ihn von allen Seiten wie eine Mauer und zeichnete sich mit tiefen Schatten im Wasser ab. Auf dem gegenüberliegenden flacheren Ufer, wo ein ungeheurer Holzstoß brannte, bot sich mir ein höchst origineller Anblick dar.

Ganze Garben von Funken stiegen, im Winde phantastische Formen annehmend, sich windend und weiter fliegend, in die Luft, zogen in langen Streifen über die Bäume fort oder fielen einem feurigen Regen gleich in die unbeweglich daliegende Fläche des See's, dessen Spiegel das ganze Bild reflektirte.

Rings um den Holzstoß drängten sich die Volksmassen, die aus allen Dörfern der Umgegend zu der Feier von Swan Kupala herbeigekommen waren. Der Festplatz war mit jungen Birken eingefaßt, in der Nähe standen, mit grünen Zweigen bedeckt, einige Hütten, vor denen wiederum kleinere Feuer brannten. An diesen bereiteten junge Weiber den bei dieser Gelegenheit obligatorischen und sehr beliebten Eierkuchen, während die älteren Männer und Frauen in Gruppen zusammensaßen und sich an Schnaps, Brod und Käse erlabten. Fleischspeisen sind in dieser Nacht nicht gebräuchlich.

Um das große Feuer hatte die einander an den Händen haltende Jugend einen Kreis gebildet, der sich langsam bald

nach rechts, bald nach links bewegte. Der alte slawische Kolo oder Ringtanz.

Mädchen wie Burschen trugen auf den Häuftern Kränze und waren mit den Stengeln der Vermuthpflanze umgürtet. Sie sangen dabei das bei der Kupalafeier übliche Lied von dem Krebschen, ungefähr so lautend:

Hochzeit das Krebslein wollt' wagen,
Ging zu der Kröt' sich beklagen;
Sprach sie: Du willst mir nicht taugen
Hast auf dem Rücken die Augen,
Siehst nicht, dummer Gesell,
Mein zierlich fleckiges Fell.

worauf stets der Refrain: „Oi Kupala! Kupala na Jwana! to, to!“ folgte.

Sodann theilte der erwählte Festordner, der sogenannte Urjadnik, die Mädchen von den Burschen ab und stellte die einen rechts, die andern links von dem Scheiterhaufen auf. Auf ein gegebenes Zeichen mußten nunmehr zuerst die Mädchen, und dann die jungen Männer der Reihe nach durch das Feuer springen, wobei wiederum gesungen wurde:

Spring durch's Feuer, wer es kann.
Heut Kupala, morgen Jan

Neben dem Holzstoß erblickte man eine aus Strohweigen und Lumpen hergestellte Puppe. Dieselbe sollte den Kupala versinnbildlichen und in der Morgenfrühe zuerst verbrannt und dann in den See geworfen werden.

Die Kupala- oder Johannismacht birgt in sich nach der im Lande bestehenden Tradition allen möglichen Zauberspuh: die Flüsse und sämtliche Gewässer leuchten in ganz ungewöhnlicher Weise, die Bäume und besonders die alten Eichen gehen im Walde umher und führen miteinander Gespräche. Auch die Thiere können in dieser Nacht sprechen, und wer ihre Rede versteht, gilt als großer Zauberer.

Aber noch andere magische Gebräuche werden in der Nacht getrieben. Die als „Hexen“ geltenden Weiber, deren es überall giebt, besprechen den Kühen ihrer Feinde die Milch, so daß diese plötzlich ab, und bei den andern zunimmt.

Anderer alte Weiber sammeln allerlei Kräuter, denen wunderthätige Wirkungen, so z. B. Erregung von Liebeslust, zugeschrieben werden.

Wieder andere Pflanzen, wie z. B. das Kupalaakraut (*Ranunculus acris*) und das St. Johannisgras (*Hypericum perforatum*), die aber vorher in der Kirche geweiht und an einem bestimmten Ort aufbewahrt werden müssen, schützen vor Tod und Krankheiten. An erster Stelle aber ist bei allen Slawen und auch in Lithauen, die Kupalanacht der freiesten Liebe, der zügellosesten Sinnlichkeit geweiht, wovon die jungen Leute, obwohl sonst eher der Keuschheit als dem Gegenteile ergeben, reichlichen Gebrauch machen.

Bei Anbruch des Johannistages treibt auch die Sonne ihren Spuk. Das heißt: sie theilt sich in mehrere kleinere Sonnen, die miteinander „haschen,“ spielen und sich dann wieder vereinigen. Vor dieser Erscheinung muß sich aber das gesammte junge Volk unbedingt im See baden. Das Bacchanal erreicht damit seinen Abschluß, und die nunmehr von ihren Sünden und Ausschweifungen gereinigten Menschen eilen nach Hause, um frische Wäsche und bunte Gewänder anzulegen und, mit Blumensträußen geschmückt, die Messe zu besuchen.

* * *

Nachdem ich mich genugsam an dem sich mir auf der gegenüberliegenden Seite des Sees darbietenden wunderbaren Schauspiel ergötzt hatte, schritt ich längs des Ufers in der Richtung auf eine Fischeransiedlung fort, von wo ich mich in einem Rachen auf jene Seite begeben wollte, um dort meinen Kameraden Apronja zu treffen, und seine Telega mit zur Heimkehr zu benutzen.

Obwohl die Nacht sternenklar war, herrschte doch im Walde tiefes Dunkel, so daß ich nur mit Mühe meinen Weg durch die Wildniß fand und zunächst alle Vorsicht anwenden mußte, um nicht gegen die vielen von den Stürmen umgeworfenen und ihre Wurzeln in die Luft streckenden Bäume anzurennen. Schließlich gewöhnten sich aber meine anfänglich noch von dem Feuerschein geblendeten Augen an die Finsterniß, und die umliegenden Gegenstände erschienen mir in bestimmteren Umrissen.

Plötzlich hörte ich das Geräusch von Schritten, und eine Gestalt kam mir schnell entgegen. Ich vermochte nur zu unterscheiden, daß es etwas Weißes war und blieb in leicht begreiflicher Erregung stehen. Mein Herz klopfte fast hörbar.

Das Weiße kam mir ganz nahe, fast als ob es mein Eintreffen erwartet hätte. Dann aber, nachdem es mich angeblickt, schreckte es, wie seines Irrtums gewahr werdend, zurück und lief hastig seitwärts.

Ich wußte nun aber, woran ich war. „Bella!“ rief ich, dem weißen Gebilde naheilend: „Bella, bleib' stehen! Fürchte Dich nicht! . . . Ich bin es! Hast Du mich nicht erkannt?“

Der weiße Schatten floh aber, ohne auf meine Stimme zu hören, weiter. „Was kann sie um diese Stunde im Walde zu thun haben?“ fuhr es mir durch den Sinn, und ich lief weiter hinter ihr her, ohne daran zu denken, daß ich damit vielleicht sehr indiscret handelte. Bald darauf stolperte die Gestalt an einer Wurzel und fiel nieder. Sofort war ich an ihrer Seite und half ihr beim Aufstehen.

„Bella, beruhige Dich doch, ich bin's ja . . . Warum entfliehst Du mir! Ich thue Dir ja nichts zu Leide!“ sprach ich, ihre Hände festhaltend, in freundlichem Ton auf sie ein.

„Es war ein Irrthum . . . entschuldigen Sie . . . ich wußte nicht,“ stotterte sie ängstlich in ihrem gebrochenen jüdischen Dialekt: „ich dachte, er' wäre es.“

Raum aber war dem Mädchen das verrätherische Wort ,er' entfahren, so stockte es wie entsezt und schwieg.

„Wer ist der ,er'? Von wem sprichst Du?“ war ich neugierig genug zu fragen.

„Habe ich es denn gesagt? Nein, nein, Herr Lieutenant, Sie müssen sich irren . . . Das Wort ist nicht über meine Lippen gekommen! Ich schwöre es Ihnen!“ Dabei blieb sie.

Mir kam der Gedanke, ob hinter dem ,er' nicht etwa unser verliebter Junker Rosshin steckte, und ich drang daher nicht weiter auf Bella ein, konnte mich aber doch nicht enthalten zu fragen, was sie so spät in den Wald geführt habe.

„Ich wollte nur spazieren gehen,“ versuchte sie mir zu entgehen. „Doch nein!“ unterbrach sie sich plötzlich und griff dabei heftig nach meiner Hand: „ich will Sie nicht täuschen . . . Sie sind gut zu mir gewesen und werden nicht über mich

spotten . . . ich will Ihnen Alles bekennen . . . ich bin den Meinigen fortgelaufen . . .“

„Du?! . . . Fortgelaufen?!“ rief ich ganz entsetzt. „Weshalb? . . . Dein Vater ist kein harter Mann, er liebt Dich zärtlich — warum bleibst Du nicht bei ihm?“

„Ach, ich weiß selbst nicht, wie mir geschehen!“ rief verzweiflungsvoll Bella und fuhr sich mit der Hand in die Haare. „Ja, er ist freundlich und kränkt mich nicht, aber er will mich verheirathen! . . . Es sind zwei Schädchen*) aus Ramionki gekommen — Reb Morduch Pitower und Schlem Silberg — und jetzt sitzen sie da und trinken mit dem Tätte, daß er mich soll geben zur Frau dem Drel Publik, und ich will ihn nicht! . . . ich will ihn nicht, ich will Keinen!“

„Bella, gestehe es, Du liebst einen Anderen?“

„Oh, fragen Sie mich nicht! . . . Ich bin eine Unglückliche und habe mich selbst verloren! . . . Sie denken Alle, ich bin ein frommes, jüdisches Mädchen . . . Ach, wenn sie die Wahrheit wüßten! . . . Verfluchen würden sie mich, austoßen aus unserm Volk! . . . Was ich that, nie würden sie es mir verzeihen!“

„Sprich, Kind, können wir Dir helfen? Zähle auf uns . . .“

„Umsonst! . . .“ Wieder faßte sie krampfhaft meine Hand. „So hören Sie denn: — ja! ich liebe, und zu meiner Qual einen Christen! . . . Da giebt es keine Rettung! . . .“

„Warum nicht? Reiß dich von den Deinen los, laß Dich taufen und heirathe Deinen Geliebten.“

Statt aller Antwort brach das Mädchen in ein bitteres — wie mir scheinen wollte — etwas hysterisches Lachen aus.

„Ja, wenn er mich so liebte, wie ich ihn! . . . Aber was bin ich ihm! . . . Nur ein Spielzeug seiner Lust! . . . Da sitze ich hier allein und erwarte ihn in Angst und Gram, und er denkt vielleicht kaum an mich! Er lacht mich aus! . . .“

Und wieder begann sie zu schluchzen und, sich von mir abwendend, lehnte sie ihr Haupt an den Stamm einer alten Tanne.

Arme Bella!

Ich fühlte die Tiefe ihres Leides und hätte sie so gerne

*) Schädchen bedeutet bei den Juden ein Heirathsvermittler.

getröstet, was vermochte ich aber unter solchen Umständen zu thun! . . . Ein Gefühl der Delicatesse verhinderte mich, nach dem Namen ihres Liebhabers zu fragen, und sie selbst nannte ihn mir nicht.

Zwei Minuten später blickte Bella, immer noch weinend, wieder um sich und erhob wie im plötzlichen Schreck den Kopf.

„Lassen Sie mich allein!“ bat sie mit flehend gefalteten Händen: „Man könnte uns bei einander sehen! . . . Schonen Sie mich!“

„Bella, Du erwartest ihn hier?“ wagte ich noch eine letzte entscheidende Frage.

„Ja!“ gestand sie mir, vollständig gebrochen: „er hat versprochen zu kommen . . . Er darf uns nicht bei einander sehen . . . ich beschwöre Sie!“

Mir blieb nichts übrig, als ihr noch einmal stumm die Hand zu drücken und mich, aufrichtig bekümmert über das schwere Geschick der armen Jüdin, zu entfernen.

XI.

Die Lösung des Räthfels.

Die sechs Wochen der Grasfütterungszeit verstrichen schnell, fast unmerklich. Am $\frac{15.}{27.}$ Juli sollten die Uebungen mit gemischten Waffen oder, wie wir es nennen — die Sommerlager, beginnen, und wir mußten daher einige Tage vorher Sjanowo verlassen.

In der letzten Zeit hatte eine geradezu mörderische Hitze geherrscht, die sich sogar in dieser wald- und schattenreichen Umgebung fühlbar machte. Fast möchte man sagen, die vielen Nadelhölzer mit ihren Ausdünstungen machten die Luft nur schwerer und bedrückender. Selbst die Abende und Nächte, die wir zum großen Theil auf der Treppe verlebten, brachten keine Erfrischung, und die ganze Creatur lechzte förmlich nach Gewitter und Regen, die seit Wochen auf sich warten ließen. Vergeblich versuchte unser vortrefflicher Major uns guten Muthes zu erhalten. Er wettete mit uns, morgen, übermorgen würde sich das Wetter ändern, aber alle seine Prophezeiungen

verwirklichten sich erst in dem Augenblick, als wir unsere „Sommerfrische“ verlassen sollten.

Um bei der sengenden Tagesgluth Thiere und Menschen nicht unnöthig zu erschöpfen, und da wir einen ziemlich langen Marsch vor uns hatten, war unser Schwadronskommandeur auf die Auskunft verfallen, schon um Mitternacht von Zl-
janowo aufzubrechen, so daß wir morgens zur guten Zeit ins Quartier kämen.

Um die Pferde zu erleichtern, hatten wir fast sämmtliches Gepäc schon am Tage vorher vermittelst Fuhrwerk nach dem Dorfe Kapliži bei Grodno, wo wir unsere Manöverquartiere einnehmen sollten, vorausgeschickt. So gab es zum Marsch keine großen Vorbereitungen.

Ungefähr um 11 Uhr, nachdem wir unser letztes kaltes Fleisch zum Abendbrod verzehrt, die letzte Flasche Wein aus unserem „Grasfütterungsvorrath“ geleert hatten, legten wir den Marschanzug an und begaben uns auf den Hof zu den von den Burtschen bereit gehaltenen Pferden. Die Schwadron rangirte sich eben mit der Front nach der Straße. Der Wachtmeister traf schnell die letzten Anordnungen.

„Aufgefessen!“ kommandirte der Major. Die Leute schwangen sich in den Sattel, die Säbel klapperten, die Hufe traten unruhig hin und her; eine Minute später, und die Schwadron stand wie angenagelt. Kein Laut mehr. —

„Sänger an die Tête!“

„Nicht wahr, meine Herren,“ wandte sich der Major dabei lächelnd an uns, „bei der Nacht wird es sich mit Gesang um so lustiger marschiren.“

„Rechts brecht ab, marsch! . . Geradeaus — im Schritt! . .“

Und die Masse der schwarzberittenen Schwadron bewegte sich wie eine Reihe dunkeler Schatten vom Platz. Bereits nach einer Minute glimmten überall wie Glühwürmer die kurzen Marschpfeifen (Nasenspizzen).

Die Luft war mit Elektrizität geradezu geschwängert. Dichte Gebilde von bleigrauen, sturmverkündenden Wolken hatten sich bereits seit der zehnten Stunde von Südwesten kommend gezeigt und nach und nach immer mehr Raum am Himmelsgewölbe eingenommen. Jetzt ballten sie sich auch über dem Walde in dunklen gigantischen Klumpen zusammen.

Wir marschirten auf einer engen Straße. Die Offiziere befanden sich an der Spitze der Schwadron und waren in leiser Unterhaltung begriffen.

Plötzlich flammte in grünlich-weißem Feuer von blendender Helle ein Blitz auf, dem sofort ein prasselnder Donnerschlag folgte. Das Echo des Waldes trug ihn tausendfältig vervielfacht über die ganze Wildniß und die Seen fort. So etwas kann man eben nur in einem großen Waldgebiet zu Ohren bekommen.

„Oho, ein Gewitter, und gerade über uns!“ bemerkte, das Gesicht aufwärts richtend und ohne sich an Jemand besonders zu wenden, etwas ängstlich Junker Nossin.

„Nun, da haben Sie es endlich!“ antwortete darauf heiter der Major. „Lanzen nach unten!“ kommandirte er dabei, sich nach der Schwadron umwendend: „die Spitzen dicht an der Erde! . . . die Pferde fest am Zügel behalten! Oft streicheln, damit sie nicht unruhig werden! . . .“

Der Wachtmeister sprengte vorschriftsmäßig vorwärts, um die Ausführung des Befehls zu überwachen. Es war aber eigentlich nicht nöthig, denn eine disciplinirtere Schwadron wie die unsrige gab es gar nicht.

Wieder zuckte am Himmel der blendende Strahl, und wieder durchdröhnte der Donnerhall den Wald. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgten sich schnell hintereinander, aber der langersehnte Regen ließ immer noch auf sich warten. Der Wald stand wie erstorben, unbewegt und geheimnißvoll da. Mitunter erschien der ganze Himmel nur wie ein einziges Feuermeer, dessen Widerschein auch den Wald auf weite Strecken erhellte und die kleinsten Gegenstände deutlich sichtbar machte, dann ein Paar Augenblicke um so tieferer Finsterniß, so daß man des nächsten Schritts nicht sicher war. Und kein Tropfen Regen fiel zur lechzenden Erde nieder! Ein derartig schreckliches trockenes Gewitter hatte ich noch nie erlebt. Ein Gewitter mit Regen wirkt nicht entfernt so stark auf die Nerven; die Elektrizität ist dann nicht derartig gespannt, die Nase wirkt erfrischend. Dieses Mal aber fühlten wir uns Alle wie von einer nagenden, mit Wuth gemischten Furcht befangen, wie etwa ein elender Wurm, der sich nicht zu wehren vermag. Vergleichen doch selbst Leute, die in der Schlacht oft

genug dem Tode in's Auge gesehen haben, den durch ein ganz naheß, trockenes Gewitter hervorgebrachten Eindruck mit der Empfindung, wie man sie im passiven Kampf verspürt. Man muß unbeweglich im Kugel- und Granatenregen stehen, und dem Feinde als Scheibe dienen, ohne daß man selbst Gelegenheit hat seine Nervosität durch Wiederschließen abzulenken. Der Befehl zum Vorrücken, zur Attaque, erscheint dagegen als eine wahre Erlösung, und wenn es selbst wirklich zum Tode ginge. So ähnlich war auch uns Allen zu Muthe.

Nun geschah aber etwas Unerwartetes. Als wieder ein Mal mehrere Blitze von verschiedenen Seiten gleichzeitig den Himmel zerrissen und die blendende Helligkeit zwei, drei Secunden anhielt, — bemerkten wir rechts, nur zwei Schritt von uns, dicht am Wege, ein sich umschlungen haltendes Pärchen — Mann und Weib — die unter einem dichtbelaubten, weit verzweigten Baum saßen.

„Bella!“ riefen fast gleichzeitig ich und Koshin.

„Bah! und der Pan Organist mit ihr! . .“ fügte in nicht geringerem Erstaunen der Major mit lauter Stimme hinzu.

Ein Augenblick völliger Nacht unterbrach unsere Beobachtung, und als es wieder blitzte, war der Platz unter dem Baum leer. Bei der nächsten Helligkeit konnten wir aber deutlich zwei gespenstergleiche Schatten lautlos durch die Bäume forthuschen sehen. Kein Zweifel mehr, es waren Bella und ihr Galan, die wir fast in flagranti ertappt hatten.

„Ei, sieh einer den Tugendspiegel!“ spottete gutmüthig lachend und mit dem Kopfe schüttelnd der Major: „der Patron hat sich ein nettes Plätzchen zum Stellbichlein ausgesucht.“

„Der Organist und Bella! — Sagen Sie, meine Herren, was soll das bedeuten?“ fragte, immer noch nicht zu sich selbst gekommen, Apronja.

„Was das bedeuten soll?“ wandte ich mich, unwillkürlich lächelnd, ihm zu: „Das ist der sehr materielle Kern der Legende von Hjanowo.“

Nicht lange mehr dauerte es, da vernahm man ein dumpfes, sich immer mehr näherndes Geräusch, und gleich darauf fuhr ein heftiger Wind durch die sich vor seinem wüthenden Anprall beugenden und wie aufseufzenden Bäume. Im Walde ver-

nahm man das Brechen von Aesten und das schwere Knarren der in ihren Wurzeln erschütterten Fichten; fast klang es wie greisenhaftes Nschzen, das mitunter in rein menschliches, lautes Stöhnen überging. Noch eine, zwei Minuten, und begleitet von Sturm und Donner, goß es wie mit Eimern vom Himmel herab.

„Profit die Mahlzeit! . . . Gott sei Dank! Endlich kommt die Erlösung!“ rief mit einem Seufzer der Erleichterung aus seiner breiten Hünenbrust und das Haupt entblößend Apronja.

„Nun, Kinder, wer kann's besser — der Sturm oder wir?“ rief der Major mit lustig herausforderndem Ton den Sängern zu — und noch in derselben Minute brauste der recitativ-artigen Frage des sein ganzes mächtiges Organ einsetzenden Vorsängers: „Soldatzen, meine Kinderchen, wer sind Euere Ahnen?“ die von dem Chor gebrüllte, den Sturm übertönende Antwort entgegen:

„Unsere Ahnen — alte Siege,
Das sind unsere Ahnen!“

Als wir am Morgen in Kaplizi eintrafen, hatte keiner von uns auch nur einen trockenen Faden am Leibe. Das Wasser klatschte in den hohen Stiefeln, und die ganze Kleidung vom Kittel bis aufs Hemde war durch und durch vom Regen getränkt.

XII.

Die letzte Begegnung.

Etwa zwei Wochen später ging ich in Grodno an einem Markttage über den Verkaufsplatz nach dem Club zum Mittagessen. Da berührt mich Jemand von hinten her am Arm, und eine mir bekannt erscheinende heifere Stimme ruft mir freundlich zu: „Guten Tag auch! . . . guten Tag, Herr Laitnant! Se haben mer woll nich erkannt?“

Ich wende mich um, sehe hin: ah! der würdige Herrschö Herrschohn! „Freund, bist Du es wirklich?!“ Der Alte sah mir so festlich aus, fast anständig gekleidet.

„Ganz wie Se sehen, ich selbst, Ihr alter Bekannter, der Herrschko! . . . Nun, und wie befinden sich der Herr Laitnant?“

„Es geht, Gott sei dank, scheußlich!“

„Di, aber was Se reden!“

„Und wie geht's Dir?“

„Mir? Wie heißt? Recht gut so weit! Und der Herrgott hat mir bescheert eine große Freude! . . . Haben Se's noch nicht gehört? — Mein Tochterleben, meine Bella wird sich verheirathen!“

„Ei — wahrhaftig? . . . Mit wem denn? Doch nicht etwa mit Aurel Publik?“

„Getroffen, Gott's Wunder! . . . Mit Aurel Publik! — Und das haben Ew. Gnaden gewußt?“

„Man hört so allerlei!“

„Ja, ja, de Wände haben Ohren . . . Nu, was thut's, s' ist aine gute Parthie und ich bin gekommen in de Stadt, um zu kaufen Geschenke und allerlei Nöthiges fer de Hochzeit.“

„Nun, erzähle, ist der Bräutigam reich?“

„Stuß*), wird er nicht sein reich! . . . Soll mer Gott geben, daß ich wär so gesund, wie er ist reich! Und aus 'ner guten Familie, denn was ist sein Tätte, hält in Kamionka aine rentable Auszspannung und macht auch sonst ainen flotten Handel! Das giebt andre Prozentches als bei mir in Hjanowo!“

„Nun, ich wünsche Dir von Herzen Glück! . . . Grüße Bella von mir, und mag es ihr immer wohl ergehen!“

„Untertänigst zu bedanken, Herr Laitnant, werd's bestellen, werd's bestellen, große Ehre!“ mauschelte Neb Herrschko unter unzähligen Bücklingen — und wir trennten uns.

* * *

Wieder waren vier Jahre vergangen, und unser Detachement befand sich auf Manöver an der nach Wilna führenden Straße, etwa 50 Werst von Grodno entfernt. Am zweiten oder dritten Manövertage kam die avancirende Avantgarde, bei der ich mich befand, nach dem Städtchen Kamionka, wo wir Ruhetag haben sollten. Da unsere Schwadron an der Tête marschirte,

*) Stuß = Unsinn.

konnten wir uns auf dem Marktplatz die beste Stelle zum Vivouac aussuchen und nahmen sofort die ansehnlichste Schenke für die Unterbringung der Offiziere in Beschlag.

Nachdem wir uns einigermaßen von Staub und Schmutz gereinigt und umgezogen hatten, streckten wir uns in Erwartung des Thees und des Imbisses, auf der Diele des Zimmers, wenn auch nicht auf Lorbeeren, so doch auf duftiges Heu, aus und fühlten uns dabei, ermüdet wie wir waren, äußerst behaglich. Nur Apronja, ein sehr dienstfertiger Offizier, machte sich noch draußen bei seinem Zuge und bei der Bagage zu schaffen und conferirte mit dem Hauswirth, dem Hufschmied und dem Factor des Ortes.

Endlich trat auch er mit der Miene befriedigten Pflichtgefühls zu uns in's Zimmer, um unserem Beispiel zu folgen.

„Wissen die Herren denn auch,“ erzählte er, sein Kompletzeug und seinen bestaubten Kittel ablegend, „daß uns hier eine alte Bekannte blüht?“

„Wer denn?“ entgegnete ich, und wandte ihm träge den Kopf zu.

„Madam Publik.“

„Wer ist das?“ antwortete gleichmüthig der Major: „kennen wir einen Publik?“

„Nun, mein Gott, ja, es ist ja Bella! Sie erinnern sich doch an Bella Herrschsohn — unsere Judith von Kjanowo?“

„Wah! . . . Bella? . . . Wie sollten wir nicht! . . . Aber wie kommt die hierher?“

„Sehr einfach! . . . Verheiratet mit Herrn Publik, unserm Wirth, und Ihr sollt nur sehen,“ fügte er, den jüdischen Accent nachahmend, hinzu: „was für 'ne schöne Madam ist aus ihr geworden! Gott der Gerechte!“

All meine Müdigkeit war dahin, so sehr drängte es mich, die reizende Bella, von deren Roman ich so viel mehr mußte als meine anderen Kameraden, und die mir noch immer in ihrer früheren poetischen Erscheinung vorschwebte, wieder zu sehen.

Aber, o Himmel, was mußte ich erleben!

Ich erkannte sie auf den ersten Blick absolut nicht wieder. Wo war die Bella von ehemals geblieben? Keine Spur mehr von jener sinnberückenden Bajaderengestalt mit dem Haupt und den Augen einer Judith! . . .

Vor mir stand eine verblühte, bereits etwas aufgedunsene apathische Jüdin, mit der obligatorischen Perrücke und großen silbernen Ringen mit falschen Steinen in den Ohren. Ueber der Perrücke schwanke eine zerknüllte, mit schmutzigen Seidenbändern aufgepußte Haube. Das fahle, hie und da mit gelblichen Flecken und Sommersprossen gesprenkelte Gesicht, hatte keinen Schimmer von der früheren Schönheit bewahrt und drückte nur noch Stumpfsinn aus. Die großen Augen belebten sich zwar noch bisweilen, aber nicht von dem Feuer verhaltener Leidenschaft, sondern nur noch von der Sucht nach kleinlichem Gewinn und Schacher. Während der vier Jahre hatte sie es bereits auf fünf Kinder gebracht, von denen die beiden letzten noch dazu Zwillinge waren. Fürwahr, Abraham, Isaak und Jakob hatten sie mit der Fruchtbarkeit ihrer Aeltermutter Lea gesegnet.

Ihr Gatte — Herr Aurel Publik, der sich noch unter dem despotischen Regiment seines Vaters befand, zeigte sich uns in der Gestalt eines rothhaarigen, erbärmlichen Jüdhens, ohne irgend welche hervortretende Eigenschaften, außer einer allgemein anerkannten Frömmigkeit.

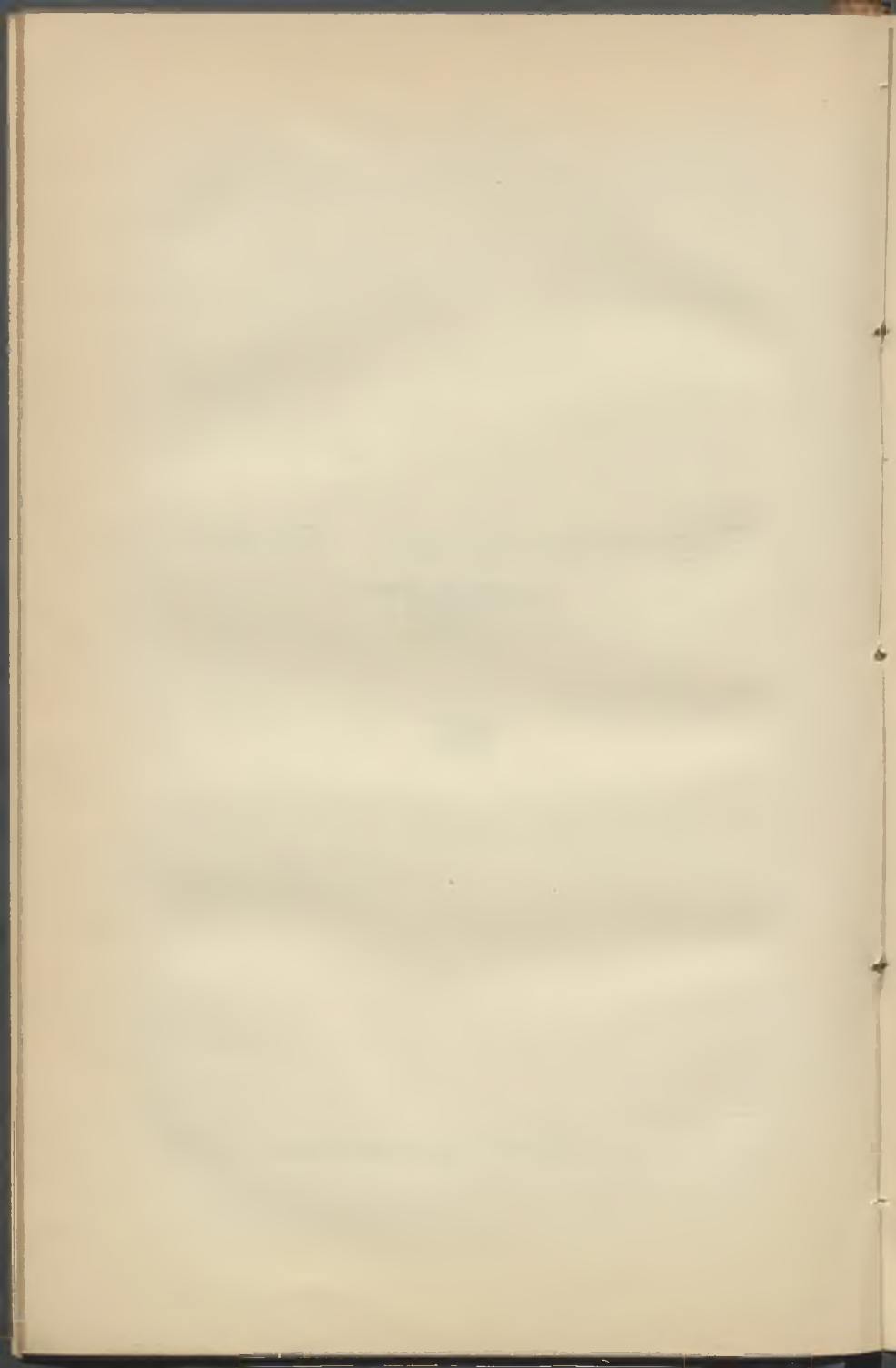
Bella — die ehemals berauschende, poetische Bella — in der unsauberen, bedenklich duftenden Personification einer ordinären Judenmadam, wie man sie zu Tausenden in den Städten und Flecken unserer Westprovinzen antrifft, — wer von uns hätte je glauben können, daß sich innerhalb von nur vier Jahren eine solche Metamorphose vollziehen konnte! . . .

„Geradezu em — pörend!“ mußte ich unwillkürlich schauernd an den einst von unserem Junker Noshin gebrauchten Ausdruck zurückdenken.

Regimentsanhängsel. (Gnaden-
brodesser.)*)



*) Auf russisch prishiwalki, wörtlich Mitbewohner.



I.

Aus der Thierwelt.

Uebenso wie man in den Häusern großer Herren, namentlich früher, sogenannte Klienten oder Gnadenbrodesser hielt, so giebt es auch bei unseren Regimentern derartige Schmarozer, die vollständig mit der Truppe verwachsen sind, und ohne die man sich ihre Existenz gar nicht zu denken vermag. Es giebt Gnadenbrodesser verschiedener Art — Menschen und sprachlose, also Thiere, und speciell unsere Kavallerieregimenter zeichnen sich in diesem Sport aus.

Die Liebe zu den Thieren: Hunden, Vögeln und anderen Creaturen, ist eine besondere Eigenschaft unserer, meistens aus dem Bauernstande hervorgegangenen und äußerst gutmüthigen Soldaten. Finden sie irgendwo einen abgemergelten, herrenlosen Köter, so wird er sofort nach den Quartieren gebracht, dort gefüttert, verpflegt und als gemeinsames Eigenthum betrachtet und geschätzt. Sehr beliebt sind auch Ziegenböcke.

In früheren Zeiten wurde ein solches Thier fast bei jeder Schwadron gehalten und war dort der allgemeine Liebling und Spazmacher. Die Soldaten neckten sich mit ihm, zerrten ihn bei den Hörnern, und wenn der Bock sich zum Stoßen anschickte, war des Gelächters kein Ende. Sowohl der Schwadronsbock als der Hund machten mit der Truppe alle Märsche mit, ja, sie erschienen sogar auf den Exercierplätzen und ließen sich selbst bei Paraden und Besichtigungen durch keine Macht der Welt von ihrem privilegierten Platz vor der Front, im Nach-

trab oder an einem der Flügel vertreiben. Wenn die Polizisten sie verjagten, waren sie sofort wieder da und marschirten mit. Und wie viele dieser Hunde haben nicht im letzten türkischen Kriege ihre Anhänglichkeit mit dem Leben bezahlt.

Der größte Stolz für die Soldaten ist es, ihrem Kompagniehunde ein schönes Halsband von Metall, womöglich mit einem Glöckchen daran, anzuschaffen. Bei dem Trompeterkommando des Jamburg'schen Regiments hatten wir im Stall einen prächtigen, großen Ziegenbock mit langhaarigem weißem Fell. Am Vorabend von großen Feiertagen pflegten ihn die Trompeter schön roth, rosa oder blau zu färben, und er stolzirte dann am anderen Morgen, glatt gestriegelt, an den Hörnern mit bunten Bändern geschmückt und ein Glöckchen in den Bart gefnüpft, selbstbewußt auf der Hauptstraße umher.

Ein Offizier unseres Regiments, Namens Skworzow, besaß in der Vollendung die Gabe, Vogelstimmen nachzuahmen. Er hielt sich eine ganze Voliere und wußte die Thierchen wunderbar zu zähmen, so daß sie ihm sogar auf seinen Spaziergängen folgten und sich, wenn sie müde waren, auf seine Schultern setzten. Als unsere dritte Escadron, bei der Skworzow stand, aus den Winterquartieren in das Lager bei Bäscherz abrückte, flog die ganze freigelassene Vogelschaar mit, flatterte über der Schwadron hin und her, setzte sich ganz vertraut den Soldaten auf die Lanzen, die Czapl'a's, auf die Schultern, auf die Pferde und sang, daß es nur so eine Lust war. Die uns begegnenden Bauern und die Dorfbewohner wollten ihren Augen nicht trauen und schlugen über ein solches Wunder: „was doch die Soldaten für gute Menschen sein müssen, daß sich sogar die Vögel nicht vor ihnen fürchten“, die Hände über den Köpfen zusammen.

In einem Sommer lag unsere Schwadron gelegentlich der Exercitien fast $1\frac{1}{2}$ Monate hindurch in dem Dorfe Glinjani in der Nähe von Skidel (Gouvernement Grodno) im Quartier. Es war ein armseliges, schwarzrussisches Nest inmitten einer kahlen, sonnendurchglühten, staubigen Ebene, die, nur von einem trüben Bach mit lehmigen Ufern durchflossen, weit und breit keinen Schatten bot. Gab es doch hier weder Baum noch Strauch, und selbst das dürstige Gras war so verdorrt, daß es selbst die Ziegen nicht fressen mochten.

Und dabei die lange Weile! kamen wir von einer Uebung am Nachmittag müde und fast aufgelöst von Hitze ins Quartier zurück und hatten ein wenig ausgeruht, was dann? Sollte man nach Skidel fahren? Etwas Anderes blieb eigentlich nicht übrig, und Schwierigkeiten hatte es weiter auch nicht; denn bis zur Stadt waren es nur 4 Werst. Aber den langweiligen, sandigen Weg hin- und zurückzumachen, bloß um sich in dem schattigen Park des Fürsten Tschetwerkaski zu ergehen oder die sonstigen Zerstreuungen des Ortes zu genießen, war auch nicht verlockend. Bestand doch die ganze Unterhaltung darin, in der von Offizieren vollgepfropften „Einkehr“, mit altersschwachem Billard, die musikalischen Genüsse anzuhören, welche ein vagabondirender italienischer Gitarrenspieler, den man, ich weiß nicht weshalb, den „Papa“ nannte, in Gemeinschaft mit zwei abstrapazirten Frauenzimmern mit heiserer Stimme, zum Besten gab. Alle diese Freuden hatten wir bereits bis zum Ueberdruß ausgekostet; es war immer dasselbe: „Vanitas vanitatum et omnia vanitas! . . .“ Und dabei mußte doch etwas geschehen, wenn man nicht blödsinnig werden wollte! Was erfinden? . . . Sollte man lesen? Das ginge wohl. Aber in unserer Noth hatten wir bereits alle Bücher, die sich im Besitz des Batjuschka (Popen) befanden, alle alten Zeitungen mit ihren Stereotypen Ankündigungen von Matrifokapseln, Hoff'schem Malzertrakt und dergleichen bis zum Ueberdruß durchgeschmökert, so daß wir sie beinahe auswendig wußten und uns selbst ihr Anblick zuwider war. Allerdings blieb noch eine Rettung übrig — der Spieltisch. Von unseren fünf Schwadronsoffizieren spielten aber nur zwei, die sich die Zeit mit Pifet vertrieben, während wir drei anderen uns mit Fliegenfang amüsiren mußten.

Eine Zerstreuung aber gab es doch noch. — Wenn am Abend die Hitze nachließ, konnten wir es kaum erwarten, bis einer der Burschen mit der Meldung erschien — „Ow. Wohlgeboren, die Heerde kommt zurück.“ Er meinte damit das Vieh, und namentlich die Schafe, die um diese Zeit von der Weide zur Nacht in das Dorf zurückkehrten; dann gingen wir sämtlichen Offiziere hinaus an's Weichbild, der Heerde entgegen, begleitet von zwei Burschen, die lange Stangen oder Bretter nachtrugen. Die Rinder mit den Kälbern und die Schweine

ließen wir ungehindert den nur schmalen Eingang zum Dorfe passiren. Sowie aber die Schafe nahten, legten die Burschen die Stange vor, und einige stets zu diesem Dienste bereite Soldaten hatten die Aufgabe, die Thiere mit Ruthen vor dem Ausbrechen zu hindern, so daß sie die Barriere annehmen mußten. Das gab einen Hauptspaß: der alte krummgehörnte Leitbock, der zuerst an das Hinderniß kam, versuchte zuerst sein Heil mit Gewalt und wollte die Sperre durch Stoßen beseitigen; da das nichts half, entschloß er sich zu einem verzweifelten Sprunge darüber hinweg, und wenn derselbe gelang, so folgte die ganze Heerde regelrecht rechts zu Einem im Galopp. In Ermangelung von etwas Besserem gewährte uns auch das Vergnügen.

Bald kam aber zu dieser mehr als simplen Unterhaltung eine andere hinzu.

Eines Abends kehrte der Wachtmeister, der mit Artelspferden *) in Skidel zum Befehls Empfang gewesen war, in's Dorf zurück. Seine Miene bekundete eine gewisse feierliche, wohlgelaunte Stimmung, wir merkten gleich eine Ueberraschung, und richtig holte er aus dem Wagen vorsichtig etwas zunächst Unerkennbares hervor.

„Gew. Hochwohlgeboren dem Herrn Major und den Herren Offizieren,“ sagte er dabei — „läßt sich der Batjuscha aus Skidel empfehlen und schickt hier etwas zum Geschenk.“

So sprechend, entwickelte er aus einem Futtersack was? — Ein junges Ferkel!

Ein reizendes Thier, rein zum Rüssen, mit rosiger Schnauze, zierlich gewundenem Schwänzchen, ein Bild der Unschuld und Beschaulichkeit, dabei hübsch bunt mit schwarzen Flecken, wie marmorirt.

„Ei, da haben wir für morgen einen prächtigen Braten,“ rief erfreut unser Major, der sich im Allgemeinen durch eine sehr prosaische Lebensanschauung bei großer Güte auszeichnete.

Wir anderen aber erhoben gegen eine so radikale Entscheidung lauten Protest und stimmten dafür, das hübsche Thierchen sollte am Leben gelassen, mit Milch aufgefüttert und zur Be-

*) Bei uns Krümper genannt.

lustigung der Schwadron auferzogen und dressirt werden. Einen Braten konnten wir auch so haben.

Der Major war kein Unmensch, und da sich auch der Wachtmeister im Hinblick auf künftige Speckseiten und Würste für die Mannschaftsküche, ebenfalls für die Auferziehung in's Mittel legte, so wurde das Todesurtheil aufgehoben, und uns erwuchs aus dem Präsent eine neue Duelle der Unterhaltung.

Wir Offiziere gaben dem kleinen Grunzkujel*) zunächst den lateinischen Namen „sus,“ derselbe konnte sich aber bei den Soldaten, weiß Gott warum, vielleicht des männlichen Geschlechts ihres Lieblings wegen, keinen Eingang verschaffen, und auch das Thier selbst verschmähte es darauf zu hören.

Mehr Glück hatten die Leute mit zwei anderen Rufnamen, „Prokurat“ oder „Ablakat“,**) die sie zweien unserer Pferde entlehnt haben mochten, welche in ihrem mastigen und auch sonst nicht schönen Aeußeren wirklich fetten Schweinen glichen.

So bekam unser Ferkel endgültig den Titel „Ablakat“, und folgte schließlich keinem anderen Rufe. Zunächst wurde es übrigens im Offiziersquartier gehalten, dort ordnungsmäßig erzogen und täglich in Freiheit dressirt. Das übernahmen hauptsächlich die Burschen und Reitknechte, zu denen sich in dienstfreien Stunden auch andere Soldaten gesellten. So lernte Ablakat allmählich alle Manege-Künste, so daß er auf Kommando Schritt, Trab, und sogar kurzen Galopp ging, Volten machte, Seitengänge lernte, durch die Bahn hangirte, Rehrwendungen und sogar „rückwärts Nicht Euch“ mit großer Akkurateffe ausführte.

Es war rein zum Erstaunen, was die Leute dabei für eine Geduld und Geschicklichkeit bewiesen! Auch das Springen über Barrieren wurde unserem Zögling zur Vollendung beigebracht, und wenn Abends die Heerde zurückkehrte, nahm er vor den Schafen das Hinderniß stets als erste Nummer. Der Wachtmeister wußte sich vor Entzücken über das talentvolle Thier gar nicht zu lassen.

„Ach, Er. Wohlgeboren,“ pflegte er zu sagen, „wenn wir das Thier an die Engländer oder an einen Circus verkaufen möchten — was gäbe das für ein Geld!“

*) Kujel = Eber.

**) Soll Advokat heißen.

Alle Soldaten waren derselben Meinung. Einst besuchte uns der Batjuschka aus Skibel, um sich von der Wahrheit des auch zu ihm gedruckenen Gerüchts über die phänomenalen Leistungen seines Stallprodukts zu überzeugen. Die Vorstellung fiel so glänzend aus, und der Pope erging sich in solchen Lobeserhebungen über das „geniale“ Thier, daß der Wachmeister auf die kühne Idee kam, sogar den Regimentskommandeur zur Besichtigung einzuladen, um damit zu zeigen, was die 1. Schwadron nicht nur in der Ausbildung von Pferden, sondern selbst von Schweinen zu leisten vermöge.

Die Offiziere hatten aber doch Bedenken, und so unterließ es.

Den höchsten Grad der Dressur erreichte unser junger „Ablakat“ damit, daß er aus eigener Initiative die Burschen, wenn sie aus der Schenke Schnaps holen gingen, begleitete, und ihnen überhaupt wie ein Hund folgte. Und wunderbar, mit anderen Repräsentanten seiner Gattung wollte sich „Ablakat“ durchaus nicht abgeben. Er vermied ihre Gesellschaft und wühlte in der Erde oder in den Dunghaufen stets allein.

Unser langes, einförmiges Kantonnement erreichte endlich sein Ende. Die Schwadron rückte auf zwei Monate zur Ableistung des Wachdienstes in das Stabsquartier des Regiments und von dort 100 Werst weiter in die Einöde, in's Winterquartier.

„Ablakat“ blieb die ganze Zeit hindurch bei der Schwadronsfüche, wurde groß, fett, mannbar — mit einem Wort, ein richtiges Schwein, aber o weh! —

Mit dem Fortschritt seiner körperlichen Reise nahmen seine ungewöhnlichen Fähigkeiten für die „Manegereiterei“ und sein sonstiger Scharfsinn in demselben Maße ab, wie seine thierischen Instinkte und Neigungen erwachten. Sogar der Wachmeister kam von seiner Vorliebe für das Thier mehr und mehr zurück und begann immer häufiger an die Speckseiten und Würste zu denken.

„Ow. Hochwohlgeboren,“ rapportirte er wiederholentlich dem Major: „mit dem ‚Ablakaten‘ ist es nun Zeit. Sie sehen ja selbst, was daraus geworden ist! Kein Spaß mehr mit ihm, und fressen thut er für drei andere Schweine. In der Bahn macht er nur lauter Dummheiten, Volten und Barrieren

springen hat er verlernt, gehorchen thut er Niemand mehr. Kurz und gut, wir müssen das Beest schlachten!"

Es kam aber nicht dazu, der Schlächter sollte an unseren ehemaligen Liebling keine Hand legen. „Ablakat“ starb zwar eines tragischen Todes, aber nicht durch das Messer. Als er an einem thaufeuchten Wintermorgen wie gewöhnlich draußen umherlief und an der Dorfgrenze auf das Feld gelangte, wurde er dort von den halb wild umherstreifenden Hunden aus der Polesie zerrissen.

Erst am Abend wurde die Katastrophe zufällig in der Schwadron bekannt, und man schaffte die zersehten Reste des so unglücklich geendeten Thieres auf einer Schleife ins Dorf zum Begraben . . . So gingen also auch die Hoffnungen des Wachtmeisters auf schmackhafte Schinken und Würste nicht in Erfüllung.

* * *

Auf Schwadronskosten wurden mitunter auch Adler, Falken, Eulen, Dachs, junge Wölfe und Bären unterhalten. Hunde selbstverständlich, wie bereits erwähnt.

Unter unseren Freunden dieser Species ist mir namentlich ein sehr schöner weißhaariger Pubel, Namens „Cognac“, in Erinnerung verblieben, der einem unserer Brigadefameraden, dem Stabsrittmeister Baron Ungern vom Wladimir'schen Regiment, gehörte. Während der großen Lagerkonzentrationen wurde die nächstliegende Stadt stets von irgend einer Provinzialtheatergesellschaft „mit verstärktem Bestande“ aufgesucht. Natürlich kamen die Haupteinnahmen von den rings umher einquartierten Offizieren. Die Kunstleistungen ließen meistens viel zu wünschen übrig, um so mehr suchte „der verstärkte Bestand“ durch Tricots, sehr kurze Röcke, feste Debardeurcostüme, decolletirte Couplets, noch decolletirtere Schultern und durch höchst gewagte Cancanvorführungen zu wirken, mit denen selbst nach den rührendsten Melodramen jeder Theaterabend beschlossen wurde.

Einige unserer Brigadefameraden, darunter auch Baron Ungern, hatten gewöhnlich für die ganze Saison eine der der Bühne zunächst liegenden Parkettlogen gemiethet, über deren niedrige Vorderwand hinweg man direkt auf die Scene ge-

tangen konnte. Zu den Besuchern dieser Loge gehörte stets auch der Pudel „Cognac“.

Man kann sich nicht vorstellen, welche Mühe sich sein Herr gab, um ihn vom Theater fern zu halten. Man konnte den Hund schlagen, verjagen, ihn einsperren, den Eingang zum Hause bewachen lassen, nichts half. Der Hund fand immer Mittel und Wege, mitunter sogar von hinten herum über die Bühne, um seinen Platz in der Loge einzunehmen und war dann ohne Erregung des größten Skandals nicht wieder herauszubringen. Man könnte nun glauben, es sei dabei nur Anhänglichkeit an seinen Herrn im Spiel gewesen, den „Cognac“ wirklich sehr liebte. Aber nein, er hatte wirklich eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater, für die Vorstellung. Andernfalls hätte er sich damit begnügt, sich ruhig unter den Stuhl seines Herrn zu legen und dort schlafend bis zum Schluß zu verbleiben. „Cognac“ jedoch, so wie er in die Loge geschlüpft war, bemühte sich sofort einen der vorderen Plätze in Beschlag zu nehmen, und betrachtete von dort Angesichts des ganzen Publikums aufmerksam die Vorgänge auf der Scene.

Das gewöhnliche Theaterpublikum hatte sich daran so gewöhnt, daß die Anwesenheit des Pudels unter den Zuschauern als selbstverständlich galt und ihnen eher zur Erheiterung, als zum Aerger gereichte. Es war ordentlich interessant zu sehen, mit welchen klugen, verständnißvollen Augen der Hund das Stück verfolgte. Wenn man applaudirte und die Künstler vorrief, so betheiligte sich „Cognac“ mit an dem Enthusiasmus und gab denselben durch lautes Gebell und vergnügte Sprünge zu erkennen.

Mitunter ging es aber auch nicht ohne lebhaftere, wenn auch immerhin harmlose Kundgebungen ab, die die Zuschauer zur größten Fröhlichkeit stimmten. In einem Vaudeville mußte z. B. das Favorithündchen der ersten Liebhaberin mit auf der Bühne erscheinen. Sowie „Cognac“ den niedlichen Bologneser zu sehen bekam, sprang er mit einem Satz über die Barriere auf die Bretter und begann sich als galanter Cavalier nach allen Regeln der hündischen Höflichkeit um die lockenhaarige Schöne zu bemühen.

Natürlich brachte das bei dem Publikum ungeheure

Heiterkeit, bei den Schauspielern aber Verwirrung hervor. Von der Bühne gejagt, kehrte Cognac geduldig in seine Loge zurück und verfolgte, als ob nichts passirt wäre, das Stück weiter.

In das Spiel eingreifender benahm er sich bei einer anderen Gelegenheit. Der überraschte Liebhaber, an den Füßen nur mit Strümpfen bekleidet, hatte sich vor dem eifersüchtigen Ehemann unter einem mit einer langen Decke behangenen Tisch zu verkriechen.

Der Ehemann, außer sich vor Wuth, sucht mit dem Stoß in der Hand in allen Ecken und Winkeln des Zimmers umher, um seiner Rache zu genügen, kann den versteckten Galan aber nicht finden. Da kommt ihm plötzlich „Cognac“ zur Hülfe, springt auf die Bühne, macht vor dem Tische „schön“ und deutet mit Knurren und Gebell an, wo der Ausreißer zu finden ist. Dieser, in der Furcht, der Hund könnte auf den Einfall kommen, ihm in die Fersen zu beißen, und ihm dadurch einen größeren Schmerz zufügen, als er es von den fingirten Stoßschlägen des Eifersüchtigen zu erwarten hatte, springt unter dem Tisch hervor und ist wie der Blitz hinter den Coulissen verschwunden. „Cognac“ als Sieger hinterher! Das Publikum brüllte vor Vergnügen und rief begeistert: „Bravo, Cognac, bravo!“ Nicht lange dauerte es, so erschien „Cognac“ wieder auf der Rampe und blieb, als ob er den Beifall der Zuschauer für sein schneidiges Verhalten entgegen nehmen wollte, vor dem Souffleurkasten stehen.

Wenn von dieser Zeit ab auf der Bühne etwas sehr Lebhaftes vor sich ging, oder der Cancan sich auf der Höhe befand, so mußte Cognac energisch am Halsbande festgehalten werden, sonst war er gleich mitten unter den Tänzern und fuhr laut bellend und umherjagend den Darstellern an die Hofen und Röcke.

In Folge dieser merkwürdigen Leidenschaft für die Bühne erhielt der Pubel den Titel „Cognac, der Theaterhund“.

Ich möchte die Aufzählung der der Sprache nicht mächtigen Regimentsfreunde nicht schließen, ohne auch einer Blindschleiche zu gedenken, die, ganz jung eingefangen, von einem unserer Junker in seiner Wohnung gehalten wurde und sich, da sehr gut gefüttert, bald zu einem ansehnlichen Lindwurm entwickelte.

Das Thier wurde ganz zahm und hielt sich am liebsten in der warmen Tasche des Schlafrocks seines Herrn auf. Einst hatte unser Junker einen seiner Gläubiger, der durchaus auf Bezahlung drang, fürchterlich dadurch erschreckt, daß er, anstatt der Geldtasche, plötzlich die zusammengerollte Blindschleiche aus der Tasche zog und sie dem Manichäer als Pfand anbot. Seit dieser Zeit war seine Schwelle gefeit, und keiner „von unsre Lait“ wagte sie wieder zu überschreiten.

II.

Don Caesar de Basan.

Unter den zur Art des homo sapiens gehörenden Anhängeln des Regiments sind besonders zwei Persönlichkeiten in meinem Gedächtniß haften geblieben, die allerdings nur darin Aehnlichkeit miteinander hatten, daß sie, wie man in Deutschland sagt, Nassauer von Beruf waren.

Der eine von ihnen gehörte dem Polenthum an, der andere war ein echter Russe; der eine bestrebte sich, dem Marquis Posa zu gleichen und wurde von uns Don Caesar de Basan genannt, der andere gleich der Romanfigur des Kosdrew, aber etwas mehr vom Leben mitgenommen und nannte sich selbst Baschi-Bozof.*) Beide waren, ich weiß nicht welcher im höheren Grade, des Mitleids werth und in ihrer Art Typen ihrer Nationalität.

Don Caesar de Basan, Grand von Spanien (eigentlich hieß er Jusio oder Joseph, seinen polnischen Familiennamen verschweigen wir) konnte als Opfer jener traurigen Epoche angesehen werden, aus der der polnische Aufstand von 1863 und seine Folgen hervorgingen. Er war ein Schlachtschiz (Edelmann) von uraltem Geblüt, aber sehr arm, da ihm seine Eltern nichts hinterlassen hatten. Nichtsdestoweniger waren ihm aber noch gute verwandtschaftliche Beziehungen zu einigen

*) So heißen bekanntlich die durch ihre räuberischen Gelüste verurufenen irregulären türkischen Krieger.

Aristokraten des Landes verblieben, wie ja überhaupt die polnischen Edelleute einen großen Familiensinn hegen und sich einander nicht verlassen. Er hatte eine „vornehme“ Erziehung genossen, sprach nicht schlecht französisch, spielte gut Klavier, sang nicht übel, recitirte sehr gefühlvoll die polnischen Dichter, tanzte ganz vortrefflich die Mazurka und hatte ein angeborenes Streben für den „feinen Ton“, eleganten Anzug, theuere Restaurants und im Allgemeinen culinarische Genüsse. Alle diese Annehmlichkeiten hatte er in seiner Jugend genossen, bis ihn der Tod seines Vaters derselben beraubt und ihn, ebenso wie seine Mutter und seine reizende Schwester, die nun fremdes Brod essen mußten, vis-à-vis de rien stellte. Der Abstand für Jusio war bei seinen früheren Lebensgewohnheiten und seinen angeborenen gesellschaftlichen Talenten im Verein mit der Schwäche seines weichliche Charakters, nur um so empfindlicher. Er befand sich in einer geradezu hilflosen Lage. Gestern noch ein jedes Amt verschmähender Edelmann, ein junger Sybarit, ein Gesellschaftslöwe und Dandy, mußte er jetzt, unfähig zu jeder ernstern Beschäftigung, erkennen, was die Existenz eines herrenlosen Hundes bedeutete. Uebrigens halfen ihm zunächst seine vornehmen, einflußreichen Verbindungen aus der äußersten Noth. Seinen Gönnern gelang es, ihn als Beamten bei der Gouvernementskanzlei anzubringen. Später brachte er es sogar zu einem höheren Range, wobei ihn seine angenehmen Formen und kleinen Talente wesentlich unterstützten. Er durfte auf eine gute Carrière rechnen und sogar an eine vortheilhafte Partie denken. Da kam aber leider der Aufstand dazwischen. Jusio war vorsichtig genug, nicht mit den Empörern „in die Wälder zu ziehen“ oder sich bei Weiterführung seines Postens in Intriguen zu Gunsten des „heiligen (katholischen) Glaubens“ einzulassen. Er hielt vielmehr die Ohren an sich, in der Hoffnung, man würde, bis der Sturm vorüber wäre, nicht an ihn denken. Mit einer solchen Passivität der „großen Sache“ gegenüber war aber den Patrioten nicht gedient, die vornehme Sippe wandte sich von ihm ab und bei der neuen politischen Aera, die schärfere Saiten aufzog, konnte er als Katholik nicht weiter im Dienst verbleiben. Allerdings hätte es dazu noch ein damals viel gebrauchtes Mittel gegeben, nämlich den Uebertritt zur orthodoxen Kirche, aber

dazu konnte sich unser Jusio anständiger Weise doch nicht entschließen. So würde er einfach kalt gestellt.

Nun fing sein Glend, ein wahres Hundeleben an! Neue Leute aus Rußland kamen in die Provinz, die ihn als Polen schnitten, seine Landsleute wollten von dem Abtrünnigen erst recht nichts wissen, und der arme Jusio, ohne Dach und Stütze, mußte Hungerpfoten saugen. Eine schreckliche Existenz!

Zu seinem Glücke kam bald darauf unser Regiment im Verbanke der 7. Division aus Großrußland nach dem Westgebiet, um die schon seit langer Zeit dort verbliebenen Truppen abzulösen. Die Offiziere, zum größten Theil sorglose, gut situirte Leute, die sich wenig oder gar nicht um Politik bekümmerten, dachten nur daran, sich zu amüsiren. In ihrer Idee schwebte ihnen das Westgebiet als ein gelobtes Land vor mit schöngelockten feurigen Fräuleins, die nichts thun als Mazurka tanzen, sich an ländlichen Picnicks vergnügen und auf romantische Galanterien zugeschnitten sind. Auch der zu allen, sage allen, Diensten bereite jüdische Factor, den man unter Umständen an den Seitenlocken zerren darf, spielte in diesen Träumen eine Rolle, ebenso die herrlichen Jagden auf wilde Ziegen und Schweine in den Urwäldern, die lustigen Besuche bei den Gutsbesitzern, die städtischen Jahrmärkte und nicht an letzter Stelle die Aussicht auf kriegerische Expeditionen gegen die Aufständischen, bei denen man sich Orden und andere Auszeichnungen erwerben kann. Im Allgemeinen erschienen unserer Jugend alle diese Aussichten im rosigsten, aber um so trügerischeren Licht, was aber wenig ausmachte, da sich Soldaten sehr bald in eine neue Lage zu finden wissen und sich einrichten, so gut es eben geht.

Der bedauernswerthe Jusio hatte sehr bald entdeckt, daß die Vorsehung ihm durch die Anwesenheit unserer jungen Offiziere eine Art von Schatz bescheert hätte. Es kam nur darauf an, denselben nutzbar zu machen. Aber wie? — Schmer war das nicht. — Schon am ersten Abend, nachdem der Regimentsstab eingerückt war, erschien Jusio gleich nach den Offizieren im Restaurant, nahm an einem Ende des Tisches Platz, mischte sich bescheiden in das Gespräch, ließ einige Liebenswürdigkeiten einfließen, wie sehr angenehm es für ihn sei, daß gerade Kavallerie, bei der bekanntlich nur Gentlemen,

lauter anständige Leute, ständen, hier in Garnison gekommen sei und verfehlte auch nicht, zu erwähnen, daß er unter den abgerückten Offizieren viele sehr liebe Freunde, den Fürsten so und so, den Major X und den Obersten Y (ob er dabei nicht etwas log?) gehabt hätte. So war die erste Bekanntschaft angebündelt, und am nächsten Tage wiederholte sich dieselbe Geschichte. Um seinen dürftigen Beutel nicht über Gebühr anzustrengen, begnügte sich der arme Jusio im Restaurant mit einem Glas Bier, erhielt aber dadurch die Möglichkeit, in guter Manier, so lange er Lust hatte, sitzen zu bleiben. Der nächste Schritt war der, daß er die Offiziere auf der Straße artig begrüßte. Als dann an einem der nächsten Festtage das polnische Publikum aus der Kirche kam, und unsere jungen Herren sich auf dem Platze zusammenfanden, um sich die Leute anzusehen und sich dabei natürlich nach dem Namen dieser oder jener hübschen Erscheinung mit dem Gebetbuch in der Hand zu erkundigen — kam ihnen der vorzüglich orientirte Pan Jusio wie gerufen und hielt ihnen über alles Wissenswerthe: Vermögensverhältnisse, Familie, Charakter, Zugänglichkeit, frühere Liebchaften, zurückgegangene Verlobnisse u. s. w. u. s. w. erschöpfende Vorträge. Mit einem Wort, nach zwei bis drei derartigen Debuts war Jusio mit den Offizieren ganz vertraut, und er galt bei ihnen als ein zwar jämmerliches, aber gutes Kerlchen, ganz unähnlich den anderen polnischen Herren, die, wenn sie einem der „verfluchten Moskowiter“ begegneten, ein finstres Gesicht aufstecften und sich abwandten. Außerdem war Jusio ein unbezahlbarer Mensch für Erkundigungen und Besorgungen aller Art. Er wußte stets am besten, wo man dieses und jenes, was seine Freunde für ihre Existenz brauchten, Möbel und dergl., am billigsten kaufen konnte. Er warnte sie vor schlechten Subjekten und Falschspielern, mietete ihnen gute, trockene Quartiere und that das Alles in so cavaliermäßiger, uneigennütziger Weise, daß er die jungen Offiziere schnell für sich einnahm und alle Gedanken an „Factorendienste“ vollständig ausgeschlossen waren. Allerdings muß man zugeben, daß die Selbstliebe des armen, von seinen Landsleuten über die Achsel angesehenen, Polacken, durch die Vertrautheit mit den Herren Offizieren, die sich beständig auf der Straße, im Restaurant und auf der Promenade mit ihm zeigten, erheblich

gewann, und daß ihm dadurch auch andere Vortheile der Außenwelt gegenüber erwachsen. Er fühlte sich mehr und mehr auf einen sicheren Boden versetzt und stand nicht mehr allein da.

Unter unseren Offizieren befand sich damals ein gewisser Tschere-myssow, der eines Duells wegen als Stabsrittmeister der Garde zum Gemeinen degradirt und dann zu unserem Regiment versetzt worden war. Er wurde dort später wieder Offizier und war eine wahre Seele von Mensch, aber ein so sorgloses, um nicht zu sagen, leichtsinniges Wesen, wie es selten in der Welt vorkommen mag, dabei aber von der größten Ehrenhaftigkeit und Vertrauensseligkeit. Jeden, mit dem er ein Mal zusammengekommen war oder gar gezecht hatte, sah er als seinen Freund und Bruder an, und der Betreffende mußte schon etwas sehr Verhängliches begangen haben, um Tschere-myssow's Vertrauen zu verlieren und seine Taschen verschlossen zu finden. Reich und freigebig, wie er war, hatte er von dem Werth des Geldes keine Ahnung, warf für seine Freunde den letzten Heller aus dem Fenster und besann sich keinen Augenblick, dem Juden für 100 Rubel bar einen Wechsel auf 500 auszustellen. Hatte er Geld, so ließ er aus, so viel man irgend wollte, und ohne jemals zu mahnen, machte es aber, wenn er selbst in Verlegenheit war, ebenso. Ansprechen und Rechnung führen that er nie.

Als Factotum diente ihm ein ehemaliger Leibeigener, Namens Nestor. Er war ein riesiger Kerl mit stets unrasirtem Gesicht, wilden Augen und schwarzen Haaren, bekleidet mit einem rothem Hemde und sah überhaupt aus wie der Ataman einer Mäuberbande von der Wolga. Dabei holte er auf Rechnung seines Junkers, wie er Tschere-myssow nannte, aus allen Kneipen und Läden Wein, Schnaps und Gewürze zusammen.

Wenn Nestor mitunter Tage lang umherbummelte, so saß unser Tschere-myssow zu Hause wie ein hilfloses Kind ohne Thee, ohne Licht, ohne reine Wäsche, kurz, er mußte thatsächlich nicht, was er anfangen sollte. Von demselben Kaliber wie Nestor waren auch der Kutscher und der Koch Tschere-myssow's, und auf gleichem Zustand der Unordnung befanden sich demgemäß seine kostbaren, mit Teppichen aus-

gelegten Equipagen, sein herrliches Dreigespann mit dem Traber in der Mitte und den beiden, wie wild dahinstürmenden, mit Glocken und Schellen behangenen Nebenpferden. Und diesem Sauserwind Tschere-myssow schloß sich der arme Jusio als Intimus an.

Das Erste, was er that, war, daß er Tschere-myssow zum Fürsten stempelte und das Lob seiner Vornehmheit, wie seines Reichthums bei allen jüdischen Factoren, Händlern, Restaurateuren, Droschkenfutschern und Geldverleihern ausposaunte: „Weißt Du, Freund, ich lebe jetzt bei dem Fürsten Tschere-myssow! Oh, das ist ein großer russischer Magnat! Wahrhaftig! Und wie viel Geld er hat, der reine Rothschild!“

Fürst hin, Fürst her — es dauerte nicht lange, so wurde Tschere-myssow nicht nur in der Stadt, sondern auch im ganzen Lande, ohne sein Hinzuthun, nie anders als Fürst genannt, so daß er sich bald selbst an diesen Titel von Jusio's Gnaden gewöhnte.

Jusio miethete seinem Freunde eine vornehme Wohnung in einem, in der Hauptstraße gelegenen, ehemals als Hotel benutzten Hause mit Stallungen, Schuppen und Garten. In einem der besten Zimmer installirte sich Jusio so ganz nebenbei und unmerklich selbst und nahm das Hauswesen in seine Obhut. Er liebte es, mit dem Fürsten in dessen Troika durch die Straßen zu sausen und verstand es ganz vortrefflich, das Angespann ins beste Licht zu setzen. Gingen sie zusammen in ein Restaurant (Traktir) speisen, so wurde auf den Namen des Fürsten angeschrieben und im Theater theilte er dessen Loge. Auf der Promenade und bei der Musik durfte Jusio ebenfalls nicht fehlen und war dort zu allen Offizieren nach wie vor artig und zuvorkommend, so daß ihn Alle gerne litten und sein Verhältniß zu Tschere-myssow, mit dem er auf Du und Du stand, und dessen Namen er stets im Munde führte, ein stabiles wurde. Jusio begann sich nach und nach besser zu bekleden und zu chaussiren, es fanden sich bei ihm Uhr, Kette und Breloques, ein Stöckchen mit silbernem Griff, und schließlich legte er sich sogar des besseren Ansehens wegen eine richtige Adelsmütze mit rothem Brähm und Kokarde zu. Alle diese „Kleinigkeiten“ waren natürlich Geschenke des „lieben Fürsten“, dem Jusio als richtiger Majordomus diente und

dem er, zum Aerger Nestor's und des übrigen Gefindes, wirklich sehr zum Nutzen gereichte.

„Nun hat sich gar so' ne Art von Rendant bei uns eingefunden! Warte nur, Du Racker!“ schimpften die Leute unter sich, ohne daß sich Jusio dadurch irgend wie stören ließ.

„Ich nehme ja nur Deine Interessen wahr,“ rechtfertigte er sich gelegentlich bei seinem Patron . . . „Mir gehört ja Dein Geld nicht, aber warum es unnütz fortzuschmeißen“, und wirklich kam jetzt Tschere-myssow viel besser aus als früher. Brauchte Jusio etwas für sich, z. B. ein Paar neue Handschuhe, oder eine Kravatte, so war er stets so gewissenhaft, seinen Freund davon zu benachrichtigen, und er durfte natürlich ansprechen lassen, so viel er wollte.

Hatte Tschere-myssow Gäste — so brachte Jusio eine Partie Whist zusammen, schaffte Cigarren und Punsch herbei, entforkte die Flaschen, goß ein, sorgte dafür, daß der Imbiß und das Abendessen anständig servirt wurden, erzählte zur Unterhaltung polnische und andere Anekdoten, natürlich meistens pikanten Inhalts, deklamirte Gedichte von Mizkewitsch, sang gefühlvolle Romanzen oder klimperte auf dem alten Klavier eine Mazurka.

Fehlte beim Spiel der vierte Mann, so setzte sich natürlich Jusio auch an den Kartentisch und behandelte die Sache großartig, wie es einem Gentleman zukam. Hatte er eine Kleinigkeit verloren, so hieß es gleich: *Cher prince, prête moi quelques roubles!* sei so gut, wir rechnen dann später ab. Gewann er jedoch, so sädelte er das Geld kaltblütig ein. „Wer kann für sein Glück, meine Herren?“

Auf diese Weise gelangte er bald auch zu eigenem Taschengeld. In diesem Stadium besuchte er gewöhnlich die Konditorei von Abdanka, spielte mit den kleinen Tschinornik's *) Billard, ponirte ihnen am Buffet sogar Cognac, wobei er eine gewisse Gönnermiene aufsetzte, und stets so, daß es Jedermann sehen konnte, haars berappte. Gott sei Dank, ich hab's ja!

„Mein Freund, der Fürst Tschere-myssow . . .“ begann er dabei fast jede Unterhaltung mit den Tschinornik's: „Ah, à propos, wissen Sie, was mein Freund, der Fürst, neulich los-

*) Beamten.

gelassen hat? . . . Charmant garçon! . . . Ah, comme je l'aime! u. s. w.“ Die Beamten trinken Cognac auf Jusio's Kosten, sie hören seine Erzählungen, sehen, daß er beständig mit dem „Fürsten“ verkehrt, und überzeugen sich, daß er wirklich sein Freund ist. Das hebt den armen Teufel und verleiht ihm sogar einen gewissen Nimbus.

„Kennen Sie einen gewissen Pan Joseph?“ fragt z. B. Einer den Anderen.

„Nein, ich kenne ihn nicht. Welchen Pan Joseph meinen Sie?“

„Nun, den Freund des Fürsten Tschere-myssow.“

„Ist er das wirklich?“

„Freilich, und zwar sehr intim. Die Beiden sind unzertrennlich.“

Im Laufe der Zeit nimmt Jusio Nichtmilitärs gegenüber einen gewissen Ton, einen Ausdruck des Gesichts und überhaupt Manieren an, die ein entschiedenes Selbstgefühl, wo nicht gar Stolz auf seine Stellung als „Freund des Fürsten“, erkennen lassen. Das imponirt sogar seiner Bettertschaft und seinen früher die Nase über ihn rümpfenden Landsleuten. Er gilt nicht mehr als Ausgestoßener, und es öffnen sich ihm selbst wieder die Thüren einiger exklusiven polnischen Häuser. Man sollte, da er jetzt beständig mit den verhassten Moskowitern verkehrte, und sogar auf Kosten eines derselben lebte, das Gegentheil vermuthen.

Aber die Zeiten des Aufstandes sind vergessen, die Leidenschaften haben sich beruhigt, und die Stellung des „Fürstendfreundes“, sowie die Aussicht, durch ihn mit einem den Rama's so erwünschten und Verbindungen in der Residenz besitzenden Freier bekannt zu werden, thun auch das Ihrige, um Jusio zu einer nicht nur geduldeten, sondern sogar gesuchten Persönlichkeit zu machen.

In der That gelang es Jusio, seinen Freund bei einigen Damen der Aristokratie einzuführen. Tschere-myssow verfehlte nicht, sich in dieses oder jenes Fräulein oder auch Frauchen leicht zu verliehen; Jusio aber „litt“ — er litt doppelt sowohl für seine eigene, als für seines Gönners Rechnung, denn er hielt es für Freundespflicht, seine Neigung stets demselben Gegenstande zuzuwenden. Natürlich war dabei von irgend

einer Nebenbuhlerschaft, von einem Vordrängen seinerseits keine Rede. Er überließ den Löwenantheil gern dem so lieben Freunde und begnügte sich nur mit Seufzern, empfindsamen Gedichten, platonischem Entzücken und fortwährenden Gesprächen über „Sie“, wie reizend, wie interessant sie sei, wie ausdrucksvoll sie Tschere-myssow bei der und der Gelegenheit angeblickt, wie sie gelächelt, mit welchem Tone sie dies und das gesagt habe u. s. w. Außer diesen ihm zum Bedürfniß gewordenen Herzensergüssen verschafften Jusio die periodischen Liebschaften seines Freundes auch Gelegenheit, sich anderweitig nützlich zu machen. Er hatte für ihn Allerlei in den Läden zu besorgen, ihn behufs Begegnung mit „ihr“ nach der Kirche zu begleiten, „ihr“ im Auftrag des Fürsten Bouquets oder auch wohl eine heimliche Botschaft zu überbringen, aus Warschau seine Konfitüren zu verschreiben, ländliche Picknicks zu arrangiren, deren Königin „sie“ sein sollte u. s. w. u. s. w. Das war aber noch nicht Alles. Wenn Tschere-myssow ein Stellbichein mit „ihr“ hatte, so begleitete ihn Jusio, doch natürlich so, daß „sie“ nichts davon merkte, und so lange das interessante tête à tête dauerte, hielt sich Jusio diskret beiseite, um sorgfältig darüber zu wachen, daß die Liebenden nicht gestört wurden. Da stand er denn und wartete und seufzte, selbst bis über die Ohren verschossen, aber in dem tröstlichen Bewußtsein, daß, wenn auch nicht er, Jusio, so doch wenigstens sein Freund glücklich sei.

Mitunter kam es vor, daß sich Tschere-myssow plötzlich aus irgend einem Grunde von seiner augenblicklichen Flamme abwandte und, wenn dann der ahnungslose Jusio fortfuhr zu seufzen und ihr Lob zu singen, den Aermsten heftig anfuhr:

„Paß Dich zum Teufel!“ hieß es dann wohl, „laß mich mit dem Frauenzimmer zufrieden! — Weißt Du denn nichts Anderes zu reden, als immer von ihr? . . .“

Eine solche unerwartete Abfertigung wirkte auf Jusio stets wie eine scharfe Parade auf ein pullendes Pferd.

„Mais mon cher . . . Du hast doch aber . . . wie ist mir denn . . . sie gefiel uns doch so?“ versuchte er ganz niedergedonnert sich zu rechtfertigen.

„Ach was gefallen! Keine Idee davon. Lauter Schwindel und alberne Einbildung von Dir!“

„Da hört Alles auf! . . . So plötzlich anderen Sinnes? Ich möchte wirklich wissen, wie das zugeht . . .“

„Halt's Maul, verstehst Du mich? Und damit Basta!“

Zufio pflegte dann im ersten Augenblick sehr verblüfft zu sein, und wie sollte er auch nicht? Anstatt nun aber, wie es das Natürlichste gewesen wäre, von dieser Wendung der Dinge für sich Vortheil zu ziehen und die Erbschaft zu übernehmen, verfuhr er ganz entgegengesetzt!

Er hielt es gewissermaßen für seine Pflicht, auch seinerseits abzuschnappen.

„Parbleu!“ konnte er schon ein, zwei Tage später, verächtlich die Achseln zuckend, ausrufen: „Ich begreife nicht, wie man diese Frau Pšchependowška hübsch finden kann . . . Mais au fond hat sie nicht das geringste Anziehende . . . wir müssen rein blind gewesen sein . . .“

„Du solltest lieber sagen ‚ich‘ und nicht wir,“ corrigirte ihn etwas bissig sein Freund.

„Bah! Voilà la chose!“ erwidert Zufio und reißt wie verwundert die Augen auf.

„Nun, ist es denn nicht so?“

„N — un! Finisse, mon cher! Quelle blague!“ vertheidigt sich der Wetterwendische: „ich habe mir nie etwas aus ihr gemacht! Ja, wenn Du auf Frau Pšchesdažka anspieltest! . . . Oh, cher prince, Du bist gestern auch nicht umsonst eine ganze Stunde mit ihr allein auf der Promenade gewesen! . . . Du denkst wohl, ich habe nichts gemerkt . . . Nun, gestehe nur, was? . . . wahrhaftig! Alle Wetter, Gott straf mich, was für ein reizendes Weib!“

Und die alte Geschichte mit dem Seufzen, dem Courmachen, dem Umherfahren nach Bouquets, kurz der ganze Elephantendienst geht wieder von vorne an.

Das Offiziercorps begegnete im Allgemeinen Zufio nicht nur mit Herablassung, sondern wirklich sehr liebenswürdig und nannte ihn, wie gesagt, seiner Ritterlichkeit halber Don Caesar de Basan. Dafür konnten ihn aber die Offiziersburschen nicht ausstehen und schimpften ebenso auf ihn wie Nestor. „Solch ein erbärmlicher Kerl,“ pflegte das in Scat gesetzte Factotum zu fluchen: „kommt das da, um uns auf die Finger zu sehen und selbst seinen Schmutz zu machen; halb Herr, halb Lakai!“

— möchte das . . . crepiren!“ . . Die Burschen benutzten denn auch jede Gelegenheit, um an Jusio ihr Mütthchen zu fühlen und ihn, so sehr auch die „Herren“ dagegen einschritten, ihre Abneigung fühlen zu lassen. Aber, o weh! alle Verweise und Prügel vermochten die Sache nicht zu ändern.

Nur ein Offizier im ganzen Regiment konnte Jusio nicht leiden und zeigte ihm das auf alle Weise. Und sonderbar, dieser unversöhnliche Widersacher war selbst ein Pole, ein Landsmann von Jusio, von dem man also doch erwarten konnte, daß er an erster Stelle Nachsicht und Mitgefühl würde walten lassen.

Jusio ertrug aber alle diese Anfeindungen mit unerschütterlicher Gelassenheit und einer so vornehmen Miene, wie etwa ein Löwe die Stiche einer naseweisen Mücke.

So vergingen einige Jahre, während deren er sich nicht nur mit Tschermyschow, sondern mit dem ganzen Regiment so vollkommen einlebte, daß er als ein unzertrennliches Besatzstück angesehen wurde. Wenn die erste Schwadron, bei der Tschermyschow stand, zur Grasfütterung oder in die Winterquartiere abrückte, fuhr Jusio, die Windhunde geleitend, auf dem Offizierbagagewagen hinten nach. Auf dieselbe Weise besorgte er auch die verschiedenen Einkäufe im Auftrage der „Kameraden“ und kehrte mit der Schwadron in das Stabsquartier oder in die Sommercantonnements zurück. Dabei trug Jusio stets die Dienstmütze mit der Kokarde und war sehr stolz, wenn die Bauern und Juden ihn für einen Offizier hielten und bei der Begegnung das Haupt vor ihm entblößten. Er unterließ es dann nie mit wohlwollender Herablassung, ganz militärisch, d. h. die Hand am Mützenschirm und mit leichtgeneigtem Haupt, wieder zu grüßen.

Reiste Tschermyschow auf Urlaub, so vetterte sich Jusio gewöhnlich bei einem der anderen Offiziere an, und man fand das ganz in der Ordnung, denn wo hätte er sonst anders bleiben sollen? Als sein Beschützer später den Abschied nahm und sich auf seine Güter im Gouvernement Kasan begab, blieb Jusio nach wie vor beim Regiment und wohnte wie ein Erbstück nacheinander zeitweise bei allen Offizieren, ohne daß er dieselben irgendwie belästigte. Wo zweie satt werden, bleibt auch noch etwas für den dritten, und so sehr Sybarit Jusio von

Natur auch war, so gerne er gut aß und trank, so gerne er sich, eine feine Cigarre im Munde, auf dem Divan herumwälzte, so bekümmerte es ihn doch nicht, wenn ihm diese Annehmlichkeiten längere Zeit verschlossen blieben und er sich bescheidener behelfen mußte. Er sprach nur gerne von den schönen Zeiten und schmazte, wie in der Erinnerung daran, behaglich mit den Lippen. Er schlief auch in einem schlechten Bette, aber desto länger, und wenn es keine Trüffeln und Bekassinen gab, mußte er sich auch mit der „eisernen“ Soldatenkost, Grütze mit Fastenöl abgemacht, ohne Störung seines Wohlbefindens und seiner Heiterkeit zu behelfen.

Häufig wurden die Offiziere von Privatpersonen mit einer gewissen Bewunderung befragt:

„Sagen Sie, bitte, was ist Ihr Fusio eigentlich für eine Pflanze?“

„Ein guter Junge,“ lautete die Antwort: „gefällig und mitunter ein sehr angenehmer Gesellschafter.“

„Bei wem lebt er denn eigentlich?“

„Bei wem? Nun, beim ganzen Regiment.“

„Komisch, was stellt er denn vor?“

„Da fragen Sie viel; gar nichts . . . Für uns ist er Fusio oder, wie wir ihn nennen, Don Caesar de Basan; einen weiteren Beruf hat er nicht.“

„Nun, er muß doch aber etwas thun? Umsonst ist nur der Tod . . .“

„Was soll ich Ihnen sagen! Er gehört zum Jamburg'schen Regiment.“

„Und sonst nichts?“

„Das genügt.“

„Wenn es aber Krieg giebt? Oder wenn Ihr Regiment auch nur in eine andere Garnison kommt. Was wird aus ihm?“

„Sehr einfach. Fusio geht mit uns. Viel Gepäck hat er nicht! Wo soll er bleiben!“

Und wirklich so war es; ohne das Regiment wäre Don Caesar de Basan im Elend verkommen.

III.

Der Baschi-Bozuk.

Wie, wann und bei welcher Gelegenheit er zum ersten Mal beim Regiment in die Erscheinung trat — darüber vermag Niemand Auskunft zu geben.

Von Jusio konnte man wenigstens sagen, daß er, nachdem er sich uns einmal angeschlossen hatte, auch bei uns blieb. Wenn er auch hier und da nomadisirte, so geschah das doch nur innerhalb des Regimentsverbandes, von Schwadron zu Schwadron, von einem Offizier zum anderen. Er war, so zu sagen, ein sesshaftes Hausthier (*bestia domestica*). Der Baschi-Bozuk führte ein ganz anderes Leben, er befand sich stets auf der Wanderschaft, erschien wie ein Zugvogel, ohne daß man ihn erwartet hätte, quartierte sich ein, machte Scandal, debauchirte (wenn es möglich war), borgte unfehlbar diesen und jenen um eine Kleinigkeit an und war dann ebenso plötzlich auf Monate und Jahre verschwunden. Ich erinnere mich meiner ersten Begegnung mit ihm.

Noch nicht lange zum Offizier befördert, reiste ich von einem in Petersburg verbrachten Urlaub zum Regiment zurück. Auf einer der Eisenbahnstationen, ich denke in Pskow, wo der Passagierzug spät am Abend fast eine Stunde Aufenthalt hat, setzte ich mich an den großen Tisch, um zur Nacht zu speisen. Mir gegenüber nahm ein etwa sechzigjähriger Greis Platz, bekleidet mit einer langzottigen Burka*) und einer schwarzen Tscherkesska mit dem Kinschal am Leibgurt. Auf seinem grauen, kurzgeschorenen Haupte saß nachlässig und fed, halb zur Seite, halb hintenüber gerückt, eine schäbige Offiziersmütze mit rothem Brähm, der man es ansah, daß sie bereits Manches durchgemacht hatte. Auch von der durch diese Mütze verzierten Physiognomie konnte man dasselbe sagen. Sie war charakteristisch genug: graue, verblichene Augen mit dreistem, ja frechem dabei aber doch sorglos gutmüthigem Ausdruck, dicke wie Bürsten starrende Brauen, von der auffälligen Art wie sie

*) Kaukasischer Filzmantel von meist schwarzer Farbe und langhaarig, ohne Kermel.

von Schauspielern in gewissen Charakterrollen getragen werden ein schwarzgrauer langer, durch Hinzunahme der Backenhaare verstärkter, Schnurrbart und dazu eine Nase wie ein Cactus Ein merkwürdiges Gewächs, diese Nase, groß, dick, mit einem Glanz, als ob sie von innen mit einer saftigen Substanz getränkt wäre, von bläulicher Färbung mit Finnen und Aederchen, kurz eine Nase, der man es sofort ansah, daß ihr Besitzer eine starke Neigung für geistige Getränke hegte. Eine wahre Bühnenfigur für ein Lustspiel, Nosdrem als alter Mann, aber anstatt des Archaluks mit der Tscherkesska bekleidet!

Der alte Knabe bestellte etwas zu essen, natürlich mit Schnaps dazu und richtete dabei auf mich unausgesetzt forschende Blicke.

„Wie es scheint, stehen Sie beim Jamburg'schen Manenregiment?“ wandte er sich schließlich an mich, mit jenem angenehmen katarrhalischen Krächzen in der Stimme, wie man es mitunter bei alten Stabsoffizieren vernimmt, und das daher, „Majorsheiserkeit“ genannt wird.

Ich antwortete bejahend.

„Sonderbar, daß ich Sie nicht kenne! . . . Vermuthlich noch nicht lange befördert?“

„Erst kürzlich.“

„Ja, ja, ich sehe, ein neues Gesicht . . . denn Sie müssen wissen, Ihr ganzes Regiment kenne ich — Gott sei Dank — wie meine fünf Finger! Lauter Freunde und Brüder! . . . Was macht Djakson? Geht es ihm gut? Und Kardasch, Buschujew, Druri, Anton Wassiljewitsch? . . .“

So nannte er mir wie aus der Pistole etwa ein Duzend Namen meiner Regimentsgenossen.

„Danke schön,“ antworte ich, „sie sind ja Alle wohl und gesund.“

„Nun, Gott sei Lob! . . . Bitte, richten Sie ihnen meine Grüße aus, sagen Sie den Leutchen, ich käme bald auch zu ihrem Regiment — werde Alle besuchen, Keinen auslassen und gehörig mit ihnen trinken, essen und nach Herzenslust plaudern.“

„Ja, von wem darf ich denn aber grüßen?“ fragte ich.

„Ach so, Sie meinen den Namen? ‚Was liegt Dir an meinem Namen!‘ sagte schon einer unserer berühmtesten Poeten.

Meinen Namen werden Sie vergessen, sagen Sie einfach, der Baschi-Bozuk läßt sich empfehlen — dann wissen Alle Bescheid. Nicht wahr, Ihnen ist diese Bezeichnung auch schon zu Ohren gekommen?“

„Ich muß gestehen, nein.“

„Wirklich nicht?“

Dabei sah mich der Greis mit verwunderten Augen an, und es kam mir vor, daß er sich durch diesen unerwarteten Umstand sogar etwas gekränkt fühlte.

„Sie haben nichts von mir gehört? . . . Ist das menschenmöglich? . . . In Ihrem Regiment soll man nicht von dem Baschi-Bozuk geredet haben! . . . Nein, Freundchen, das haben Sie nur vergessen. Da — schi-Bo — zuk sagte ich, besinnen Sie sich doch!“

„Bedauere sehr, der Name ist mir ganz unbekannt,“ erwiderte ich.

Der Alte schien das ernstlich übel zu nehmen.

„Nun, wenn Sie es sagen,“ antwortete er mit einem gemäßigten bitteren Seufzer, „so muß ich es schon glauben . . . Ein Offizier spricht die Wahrheit . . . selbstverständlich! Aber was sind das für Freunde! Sagen Sie mir?! . . . Nicht ein Mal an den Baschi-Bozuk zu denken . . . Fort aus den Augen, fort aus dem Herzen! Ja, ja, so geht's . . . Aber ich alter Esel, der ich selbst bin! Auf Andere raisonnire ich und mache es nicht besser! Hätte mich ja schon längst wieder ein Mal zeigen oder eine kurze Nachricht schicken können. Zwei Jahre bin ich dem Regiment ferngeblieben. Da mußte ja natürlich die Tradition vom Baschi-Bozuk, zumal bei der jüngeren Generation, verloren gehen. Und wo bin ich während der Zeit nicht überall im heiligen Rußland umhergestreift! Buchstäblich von Finnlands eisigen Klippen bis zur glühenden Kolchidis (Kaukasus) . . . Aber wie wäre es, wollen wir nicht aus dieser Veranlassung, und um unsere angenehme Begegnung zu feiern, eins trinken? Was? . . . Wie denken Sie darüber? . . . Trinken wir!“

„Gerne, ich bin beim Rothwein — darf ich mir erlauben?“ Mein vis-à-vis schnitt ein Gesicht und musterte argwöhnisch die Flasche.

„He, Rothwein?“ antwortete er, sich die Hände reibend,

als ob er fröre: „Meinetwegen auch Rothwein, indessen diese Schufte von Eisenbahnrestaurateuren führen ein miserabel gepanßtes Zeug . . . Nun, was macht's! In guter Gesellschaft auch das! . . . Aber wissen Sie,“ und er blickte wie nachsinnend in die Ferne: „wenn Sie einem alten Kerl etwas zu Gute thun wollen, wäre es mir lieber, Sie ließen mir zur Erwärmung eine Portion Cognac bringen — das wirkt schneller! Nachher können wir ja zu dem Rothen übergehen . . . Sie entschuldigen schon, Galubtschik,*) daß ich so wenig Umstände mache! Wenn ich aber die Uniform Ihres Regiments sehe, fühle ich mich wie zu Hause und mir geht das Herz auf . . . Weiß Gott!“

„Dann haben Sie vermuthlich früher in unserem Regiment gedient?“

„Das nicht! Ich habe immer im Kaukasus gefochten.“

Er sagte das nicht ohne einen Anflug von Stolz und schlug dabei wie unbeabsichtigt seine Burka weiter zurück, offenbar mit der Absicht, das über den linken Gafiry (Patronennestern) hängende Georgskreuz sehen zu lassen.

„Immer im Kaukasus gedient,“ fuhr er fort, „meistens beim Dragonerregiment Nishegorodsk**) . . . Uebrigens habe ich auch bei der Infanterie gestanden — wenn auch nicht mit Absicht . . . Mein ganzes Pech war aber das — ich konnte es nie weiter als bis zum Capitän bringen. Es war wie ein Fluch! Können Sie es sich vorstellen, immer wenn ich die verdammte Charge erreicht hatte, wurde ich degradirt.“

„Wie kam denn das?“ fragte ich erstaunt.

„Wie das kam, sagen Sie! . . . Sehr begreiflich! Weil ich stets Unglück hatte! . . . Ein reines Verhängniß, wie im Schicksalsbuche vorgeschrieben! . . . Denken Sie sich an, alle meine Altersgenossen gehen schon auf den Generallieutenant los, und ich bin nichts als ein abgedankter Capitän! Ist das zu glauben?!“

„Ja, aber die Ursache?“

„Kismet, wie der Türke sagt! . . . Glück, eigentlich

*) Freund, Liebling.

**) Eins der ältesten und berühmtesten Regimenter im Kaukasus.

müßte es „Klud“*) heißen. Sowie ich die Capitänscharge erreichte, stieg man mir auf's Dach — und ich wurde durch Urtheilspruch zum Gemeinen verdammt! . . . Aber denken Sie nicht etwa, daß ich jemals etwas Unehrenhaftes begangen, der Uniform Schande gemacht, die Kasse bestohlen oder gar Soldatengelder veruntreut hätte, Gott soll mich davor bewahren! In solchen Schmutz trat ich nie! . . . Lauter Tollheiten nur oder richtiger, eine fatale Verkettung von Umständen.

„Ein Mal z. B. hatte ich die Vorgesetzten etwas grob behandelt. Dann wieder, als Offizier du jour, befahl ich einem jungen wachhabenden Fähnrich auf meine Verantwortung einen adligen Arrestanten, der bei Nacht gerne sein Liebchen sehen wollte, auf Ehrenwort herauszulassen, und denken Sie, die Canaille kam nicht wieder! Und das dritte Mal . . . Doch hol's der Teufel, was kann Sie's interessiren, genug, ich mußte wieder die Epauletten hergeben! Ach, mein Liebster, nichts dabei zu machen. Glück, wie die Deutschen sagen, Klud muß es heißen. Profit!“

Und der Greis „stülpte“ auf einen Zug das ihm gebrachte Bierglas voll Cognac herunter.

„So kam es,“ fuhr er fort zu erzählen: „daß ich mich zum vierten Male zum Capitän heraufdienen mußte. Nein, denke ich, nun aber nicht wieder! Den Witz kennen wir! So alt, wie ich bin, noch mal den Kuhfuß schleppen, nicht rühr an! Sowie ich im Tagesbefehl meine Beförderung las — schickte ich sofort ein Krankheitsattest ein und bat um meinen Abschied, glattweg! Und um keiner weiteren Verführung ausgesetzt zu sein, ließ ich Niemand zu mir und schloß mich so lange in meinem Quartier ein, bis die Entlassung heraus war . . . Wer weiß sonst, ob der Satan nicht wieder Macht über mich bekommen hätte! . . . Langweilig war mir diese Einsamkeit genug, denn ich bin ein umgänglicher Mensch, aber was thut's, ich habe meinen Zweck erreicht und bin, ich darf's sagen, mit meinem Loose zufrieden! Denn, sehen Sie, Väterchen, ich habe in Rußland so viele gute Freunde und alte Bekannte. Ueberall bin ich zu Hause! . . . Auch im Kaukasus kennt mich die

*) Es ist damit der Ton beim Ausgießen einer Flüssigkeit aus einer Flasche gemeint.

ganze vornehme Gesellschaft. Selbst unser berühmter Feldmarschall, Alexander Swanitsch,*) der jetzt in Skiernewieze auf seinen Lorbeeren ausruht, verschließt dem alten Mitkämpfer seine Thür nicht.

„Er nimmt mich stets an seinen eigenen Tisch, füttert mich, trinkt mich, und wenn ich abreise, entläßt er mich nicht mit leerer Tasche. — ‚Hab Dank, alter Kamerad,‘ sagt er, ‚daß Du Deinen greisen General nicht vergißt!‘ Und ich antworte ihm mit dem Verse:

Mag Gott mich eher vergessen
Oh' Deiner mein Herz vergaß!

„Wie richtig das Sprüchwort: ‚Besser hundert Freunde, als hundert Rubel.‘ Und Freunde, Freunde habe ich, wo ich gehe und stehe, im Kaukasus, im weißsteinigen Moskau, in Piter,**) in Wilna und Warschau, wo nicht? . . . Auch ganze Regimente, die mich kennen und freundlich aufnehmen, eine schwere Menge . . . So lebe ich denn ganz vergnügt, esse mein Brod und preise Gott . . . Um mit dem alten kaukasischen Liede zu sprechen:

Der weiße Zar mein Vater
Rußland die Mutter hehr.
Und meine Anverwandten,
Das Russenvolk in Wehr.“

„Wo wohnen Sie jetzt eigentlich?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Ohm . . . das ist schwer zu sagen. Ueberall und nirgends! denn, sehen Sie, nachdem ich mich habe pensioniren lassen, besitze ich keine eigentliche feste Unterkunft, oder was man pied-à-terre nennt, sondern reise im ganze Lande umher. Theils mit der Eisenbahn, theils per Post oder mit Bauerpferden, mitunter aber auch per pedes apostolorum, den Saß auf dem Rücken, und immer von einem Regiment zum anderen . . . Es passirt wohl auch, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, daß ich bei meinen Gönnern, ehemaligen Kameraden,

*) Fürst Wariatinsky, ehemals Oberbefehlshaber im Kaukasus und Besieger Schamyls.

***) Petersburg.

jetzt schon mit Orden und Sternen behangen, einkehre — und auch sie versagen mir ihre Hülfe nicht. So lebe ich nicht schlecht und murre nicht gegen mein Loos. Ist doch mein Herz rein, mein Verstand fest und klar, meine Seele ruhig!

„Eine solche Lebensphilosophie, mein Herr Cornet, habe ich mir durch lange Erfahrung im Drangsal der Zeiten angeeignet, und nun kennen Sie mich . . .“

„Und wohin reisen Sie jetzt?“

„Jetzt? . . . Wüßte ich es selbst, vielleicht nach Wilna, vielleicht nach Warschau, oder ich komme auch zu Ihnen, wie der Wind mich treibt . . . Meine Freunde in Piter haben mir ein Billet nach Wilna genommen, aber sehr möglich, daß ich vorher noch in Dünaburg oder Räschiça Station mache. Man hat mich überall gerne dort . . . Im Allgemeinen, Väterchen, kann ich mit dem Dichter sprechen: .

Ich reise viel in Rußland
Von Kertsch bis nach Walda!
Und manches Gläschen Wodki
Ich schon verschwinden sah.

„Ja, ja, so ist's wirklich! Zürnen Sie dem Alten nicht wegen seiner soldatischen Aufrichtigkeit!“

Gleich darauf ertönte an der Eingangsthür zum Wartezimmer durchdringend das Signalglöckchen, und die halb verschlafene Stimme des den Dienst habenden Portiers rief monoton in's Zimmer hinein:

„Dünaburg, Wilna, Warschau — einsteigen!“

Ich beeilte mich am Buffet die gemeinschaftliche Beche zu bezahlen und verabschiedete mich von meinem neuen Bekannten.

„Vergessen sie ja nicht das Regiment von mir zu grüßen,“ rief er mir noch auf dem Perron nach: „sagen Sie Allen: der Baschi-Bozuk läßt sich empfehlen und wird Euch bald in Person überfallen. Prostschchaitje, leben Sie wohl!“

* * *

Einige Monate vergingen. Ich hatte bereits die zufällige Begegnung vergessen, als plötzlich an einem Winterabend die Glocke im Flur ertönte und gleich darauf eine mir unbekannt, aber autoritative Stimme fragte: „Der Herr zu Hause?“

Der Bursche hatte noch nicht Zeit zur Antwort gehabt, als auch schon eine, mit einer Burka bekleidete Gestalt, bedeckt mit nassem Schnee und einer tief in die Augen gezogenen Pelzmütze *) in's Zimmer polterte.

Ich betrachte den Ankömmling, wußte aber nicht, wen ich vor mir hatte.

„Sei gegrüßt, Freundchen!“ — ruft mir näher kommend der ungebetene Gast aufgeräumt entgegen: „Kennst Du den Alten nicht mehr? . . . Erinnerst Du Dich nicht, damals auf der Station? . . . Der Baschi-Bozuk steht vor Dir, wie geht's?!“

Nun ging mir ein Licht auf, nur wußte ich nicht, wie er auf ein Mal dazu kam, mich zu duzen? Der Greis gab mir aber keine Zeit zur Ueberlegung, sondern schloß mich unversehens in seine Arme und drückte mir ohne Rücksicht auf seinen nassen Bart drei kräftige Schmaße auf.

Erlaube mir, Galubtschik, daß ich mich hier ein Bischen aufwärme! Nur auf eine Stunde um Christi willen! Ich bin durch und durch naß, verklammert und müde — rein zum Um-sinken! Und Hunger habe ich wie vierzigtausend Wölfe!“

Wie hätte ich ihm diese geringfügige Bitte abschlagen sollen, und noch dazu in seiner Lage!

„Bitte gehorsamst!“ antwortete ich. „Machen Sie es sich bequem, was ich habe, steht zu Ihren Diensten.“

„O, mein Wohlthäter! . . . Seele von einem Menschen! Ein richtiger Kunak, wie wir im Kaukasus sagen! . . . Nimm dafür meinen Dank, den Dank eines alten Soldaten!“

„Welcher Umstand führt Sie zu uns?“ frage ich ihn.

„Sie reden da von ‚wir,‘“ entgegnete mein Gast mit einem gewissen Erstaunen. „Ich bin ja nur allein, sonst Niemand.“

„Nun, ich meine ja auch nur Sie allein.“

„Ach mich!“ begriff er nun erst. „Warum denn aber dieses förmliche ‚Sie‘? Was hast Du mich zu siezen! — dies ist nicht in der Ordnung! Ich bin ein einfacher Mensch und keine Respectsperson. Wenn ich Jemanden liebe — dann nenne ich ihn ‚Du‘! Das ist im Kaukasus so Mode. Bruderherz nenne mich Du, ich werde es auch so machen! Das ist ja viel gemüthlicher.“

*) Auf Russisch „papacha“

„Nun, je nachdem,“ erwiderte ich, unwillkürlich über die Dreistigkeit meines Besuchers lächelnd, „mir z. B. ist das peinlich, und aus Ungewohnheit werde ich mich öfters versprechen.“

„Macht nichts!“ beruhigte er mich, herablassend die Hand bewegend, „ich trage Dir einen Irrthum nicht nach und bei der nächsten Gelegenheit wollen wir in aller Form Brüderschaft trinken. Ja, richtig, Du fragtest, wie ich hierher gekommen bin? — Sehr einfach, mein Werthester, ich war in Warschau, war in Skiernewieze beim Feldmarschall auf gut russisch zum Besuch . . . Von dort ging ich nach Czestochau, dann wieder nach Warschau, Nowogeorjewsk, Zwangorod, Lublin, weiter nach Brest, von Brest nach Bialystok und von dort hierher — da hast Du meine ganze Marschrouté. Immer in den Stabsgarnisonen bei alten Freunden zu Gäste. Aber, weiß der Teufel, wie es mir gehen muß! So wie ich nur in Euer verdamntes Grodno komme — gleich Dreß, Schlackewetter, Schnee bis über die Kniee . . . Ich lasse sofort einen Zswoschtschik (Droschke) holen. . . Ach, à propos, Freundchen! Ich vergaß ganz! Der Kerl wartet draußen vor der Thüre, befehl doch, daß er sein Fahrgeld kriegt — morgen rechnen wir ab . . . Also, ich nehme einen Zswoschtschik und lasse mich zum Major Djakson fahren. Wir kommen an. — ‚Der Herr zu Hause?‘ — ‚Nein, er ist im Dorf bei der Schwadron.‘ ‚Verfluchtes Pech!‘ rufe ich, ‚bringe mich zu Druri. Zu Hause?‘ — ‚Nein, auf Urlaub.‘ — ‚Ei, dieser Aerger! — Weiter zu Tscheremyssow. ‚Im Theater!‘ und so ging es mir bei noch Zweien, Dreien. Alle ausgeflogen, der Eine im Theater, der andere in Gesellschaft. Herumtreiber, die sie sind! Was fange ich an, denke ich . . . durchgefroren, hungrig, durstig, müde wie ich war. . . ‚Mach, was Du willst,‘ rufe ich dem Zswoschtschik zu, ‚irgendwo unterkommen muß ich.‘ So kommen wir auch in Deine Straße und sehen bei Dir Licht; der Fuhrmann bleibt halten. — ‚Der muß zu Hause sein,‘ sagt er, ‚die Fenster sind hell.‘ — ‚Gut, wer wohnt hier?‘ frage ich. Er nennt Deinen Namen. ‚Heureca,‘ denke ich, ‚hier bleibst Du!‘ . . . Na, und das Uebrige weißt Du. Noch einmal, Herzallerliebster, schlage mir altem Kerl die Bitte nicht ab, nimm mich auf für eine Nacht, morgen fahre ich zu Djakson ins

Dorf — und auch das nicht auf lange! Und nun gib mir ums Himmelswillen einen Schnaps und einen Happen zu essen!“

„Sie sollen sofort bedient werden!“ beruhigte ich ihn.

„Aber wo ist Ihr Gepäck? Ich werde es gleich hereinbringen lassen.“

„Mein Gepäck?“ fragt ganz verwundert der Baschi-Bozuk.

„Nun, Sie werden doch einen Koffer oder sonst was bei sich haben.“

„Einen Kof—fer! Ha, ha, ha,“ lacht er und schlägt sich mit beiden Händen auf die Schenkel. „Was das für Ideen sind! So lange ich lebe, Freundchen, kenne ich solche Verwöhnung nicht. Ich sage mit Diogenes — omnia mea mecum porto! Kennst Du nicht das Liedchen:

Aristoteles die Krone
Aller Weisen war,
Seine letzten Pantalone
Schlug er los für bar!

So mache auch ich es, Bruder. So lange Gott lebt — lebe auch ich, und vor Hunger, heißt es, ist in dem gastfreundlichen Rußland noch Niemand gestorben. Was soll ich mit Sachen! Nur eine überflüssige Last, die man mit sich schleppen und für die man noch obenein Fracht bezahlen muß! Nein, Bruder, die dumme Mode mache ich nicht mit. Omnia mea, mecum porto — und dabei bleibt's!“

* * *

Man kann nicht sagen, daß der Baschi-bozuk irgend Jemand besonders zur Last fiel. Wenn er seine „Razzia's“ ausführte, so wurde dadurch nicht ein Einzelner, sondern das ganze Offiziercorps betroffen. Er erhob gewissermaßen eine allgemeine Steuer und beobachtete dabei einen nicht geringen Laft. Heute führte ihn der Zufall zu mir, morgen nächtigte er ebenso improvisirt bei einem Anderen: wo er gerade war, blieb er. Bei dem Einen frühstückte er, bei dem Anderen aß er zu Mittag oder trank seinen Thee, aber stets mit Rum! Dabei war er immer heiter, vergnügt und gesprächig, ja schwatzhaft, und seine Späße und Anekdoten, die er stets mit Citaten, Sprüchwörtern und Refrains aus bekannten Liedern begleitete, rissen

nie ab. Sein Hauptthema bildeten das Leben und seine Thaten im Kaukasus, und wenn er gar auf das Nishegorodski'sche Dragonerregiment, besonders auf den alten Vorfänger und Trunkenbold Malyschka zu sprechen kam, befand er sich stets in der besten Laune und rezitirte unfehlbar das traditionelle Nishegorodski'sche Lied:

Das alte Corps zweihundert Jahr
Geh't's in die Schlacht.
Viel Siege wunderbar
Hat es vollbracht.

Und zum Schluß jeder derartigen Erzählung folgte der Endreim desselben Gefanges:

Lebt das Regiment auch gleich
Zweihundert Jahr,
Bleibt es doch an Siegen reich
Jung, wie es war.

Lud man ihn zum Schnäpßchen und zur Sakuffka ein, so desklamirte er sofort, vergnügt die Hände reibend:

Ist der Dienst auch noch so schwer,
Weiß man nicht mehr aus und ein,
Freut's doch den Dragoner sehr,
Winkt ein Glas Kartoffelwein!

Hatte er dann das Glas wie gewöhnlich „mit einem Hieb hinuntergegossen“, so kam wieder das Verschen:

Das ist nun Dragonerbrauch,
Ihrem Wahlpruch sind sie treu:
Fehlt der Kopf den Braven auch,
Giebt's nur Schnaps, bleibt's einerlei.

Man mußte sich wahrhaft darüber wundern, wo er alle diese Verse, die ihm nie ausgingen, hernahm.

„Nun, Bruder, gestern warst Du etwas angerissen!“ neckte ihn am nächsten Morgen freundschaftlich ein Bechgenosse, „mir dünkt, Du hast sogar unter dem Tisch gelegen!“

„Werde ich nicht!“ antwortete er, „das gehört sich auch so!

Glücklich, wer im Kampfgewühle
Und beim Trinken als ein Held
Für des Vaterlandes Ziele
Unterm Tisch dem Tod verfällt.“

Einstmals hatte er ein Paar Juden wegen irgend einer Spitzbüberei furchtbar zugerichtet und wurde dafür beim Polizeimeister verklagt, so daß es große Mühe machte, den Baschi-Bozuk aus der Bredouille zu ziehen.

„Weshalb hast Du sie so toll gehauen!“ warfen ihm die Freunde vor.

„Nun, was denn!“ antwortete er, „wir, Bruder, sind alte Kaukasier! So machen wir es immer:

Zum Kampf, als ginge es zur Jagd,
Froh zieh'n wir aus schon wieder
Und schmetter'n der Tscherkessen Macht
Wie Hasen vor uns nieder.“

„Ja,“ antwortete man ihm, „hier handelt es sich aber nicht um Tscherkessen, sondern um Juden.“

„Juden? Dann erst recht!

Für Schamyl und seine Banden
An der Beute nun gebricht's,
Auf dem Flügel, wo wir standen,
Gab's für sie zu holen nichts.“

„Natürlich,“ lautete die gewöhnliche Antwort, „das wäre auch ein Kunststück, Dir etwas fortzunehmen, Du hast ja nichts. Aber wenn sie Dich für Deine Grobheit ins Loch stecken?“

„Wen? Mich? . . . Niemals!

Mit uns ist Gott und Freitag,*)

Mit uns ist Freitag und Gott!“

Wie bereits erwähnt, besaß der Baschi-Bozuk nur das, was er auf dem Leibe trug. Wenn seine Tscherkesska gar zu sehr aus den Nähten ging — so schenkte ihm einer seiner Freunde aus seinem eigenen Vorrath oder aus einem Magazin eine neue — und der Alte war wieder auf einige Jahre „equipirt“. Der Eine gab ihm ein Paar alte, aber noch tüchtige Stiefel, der Andere ein Paar Hosen, der Dritte — ein Hemde, der Vierte einige Taschentücher, und der Baschi-Bozuk war glücklich. Als ihm aber einmal seine Freunde eine volle Garnitur Wäsche, von jeder Sorte ein halbes Duzend, auf-

*) Ein berühmter kaukasischer General.

drängen wollten, gerieth er geradezu in Verlegenheit und verweigerte die Annahme.

Ganz besonders spaßhaft, wenn auch für europäische Begriffe fast unglaublich, war die Art und Weise, wie der Pascha-Bozuk sich einst für immer von seinen Schulden und Gläubigern befreit hatte.

„Es war kurz, ehe ich meinen Abschied nahm,“ pflegte er zu erzählen. „Meine Schulden drückten mich, und Ihr wißt ja selbst, wie sich das bei Unserinem gestaltet. Man braucht z. B. 100 Rubel, und der hülfsbereite Jude oder Armenier verlangt dafür einen Wechsel über 300 Rubel mit zehn oder gar zwanzig Prozent Zinsen auf den Monat. Bezahlt man nicht zur Zeit, so wird prolongirt, und die Schuld schwillt rapide an! . . . So hatte ich es im Laufe der Zeit auf 10 000 Rubel Wechselschulden gebracht und zwar nur im Bereich unseres Stabsquartierrayons. Denn dort im Kaukasus drängen sich die Wucherer ebenso an die Offiziere heran wie bei Euch in den Westgebieten. Der Unterschied ist nur der, daß Ihr es hier allein mit den Juden zu thun habt, während bei uns noch die Armenier, die Perser und namentlich die Griechen hinzukommen, welche letzteren die allerschlimmsten sind.“

„Ich sah deutlich meinen Ruin vor Augen und mußte fürchten, die Katastrophe noch eher hereinbrechen zu sehen, als mein erneutes Avancement zum Capitän erfolgen konnte. Dabei beliefen sich meine wirklichen Schulden, selbst wenn man jährlich 24 Prozent Zinsen in Anschlag brachte, höchstens auf 3000 Rubel. Aber auch diese ermäßigte Summe wäre für mich unerschwinglich gewesen.“

„Da wollte mir plötzlich das Geschick wohl.“

„Unser Stabsquartier wurde von einem Armeeeintendanten besucht, der dort die Marktpreise für Proviant und Fourage festzustellen hatte und der wie alle Intendanten über viel Geld verfügte. Werden doch zu diesen einträglichen Stellungen immer nur die geriebensten Leute ausgesucht. Unser Intendant, ein Pole von Geburt, war ein ganz besonders feines Herrchen, trug kostbare Ringe an den Fingern, an der Uhr eine schwere goldene Kette, trank bei Tisch nur Champagner und fuhr in einer eigenen prächtigen Equipage. In den Gasthöfen, wo er einkehrte, nahm er stets eine ganze Reihe der besten Zimmer,

lud den Quartiermeister und die ihm bei seinen Schlichen nöthigen Offiziere zu sich ein — kurzum, die richtige Sorte. Nun wollte es der Zufall, daß in unserem Stabsquartier, Zarskie Kolodzy,*) auch der Kreispolizeichef, ein ehemaliger kaukasischer Offizier und einer meiner besten Freunde, der mir schon aus mancher Noth geholfen hatte, anwesend war und in demselben Gasthose wie der Intendant logirte. Er lud mich eines Abends ein, ihn in seinem Quartier, wo ein Spielchen gemacht werden sollte, zu besuchen, und ich nahm an. Ich fand dort den Intendanten mit einer größeren Gesellschaft, und nicht lange dauerte es, so begann das Jeu, bei dem der Intendant die Bank hielt und die anderen Mitspieler pointirten. Nach längerem Schwanken betheiligte ich mich ebenfalls, die Umsätze nahmen immer größere Dimensionen an, und ich hatte ein so rafendes Glück, daß ich im Laufe von einer halben Stunde über 3000 Rubel gewann. Ich wollte weiter pointiren, fühlte aber plötzlich, wie sich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich sehe mich um — mein Freund der Kreispolizeichef.

„Hör auf, für eine Minute nur; ich habe Dir etwas zu sagen.“

Erst will ich nicht, da ich aber sehe, daß es sich um etwas Ernstes handelt, gebe ich nach, säckele meinen Gewinn ein und folge meinem Freunde in das nächste Zimmer.

„Was soll denn das heißen?“ frage ich ihn, „mich zu unterbrechen, wo ich gerade so gut im Zuge war?“

„Mach keine Redensarten und sei vernünftig!“ antwortete mein Warner. „Gieb mir das Geld in Verwahrung, sonst verspielt Du es wieder und noch mehr dazu. Du kannst es jetzt besser brauchen. Ueberlasse mir die Sache, wir bezahlen damit Deine Schulden, und Du wirst die Wucherer ein für alle Mal los.“

Ich sah, daß er es ernst meinte, und nach einigem Widerstreben meinerseits nahm er das Geld in Verwahrung.

„Geh' schlafen“, sagte er, „und komme morgen wieder.“

Gleich nach dem Exerziren begab ich mich in sein Quartier und finde dort schon zwei meiner Kameraden. Mein Freund kommt mir entgegen.

*) Ein Regimentsstandquartier östlich von Tiflis.

„Nun, ich gratulire, Kapitalist“, sagt er. „Erst wollen wir etwas genießen und dann an die Berathung gehen. Deine Kameraden müssen Bescheid.“

So geschah es, und mein Freund Polizeichef entwickelte einen Plan, wie wir mit den 3000 gewonnenen Rubeln meine Gläubiger abfinden, d. h. die Wechsel zurückkaufen wollten. Ich zweifelte an dem Gelingen, die Drei redeten aber so eifrig auf mich ein, daß ich nachgab und ihnen gestattete, das Wagstück zu versuchen.

„Wollen die Hallunken nicht“, sagte der Polizeichef, „so versuchen wir es noch auf eine andere Manier, vorläufig laß uns nur freie Hand und warte ab . . .“

Richtig, die Gläubiger wurden zusammengetrommelt: drei Armenier, anderthalb Juden und ein ganzer Grieche. Aber nicht rühr an, sie wollten von keiner Einigung etwas wissen. Vergebens war es, daß mein Freund sich den Anschein gab, als ob er das Geld aus seiner eigenen Tasche zu meiner Rettung hergeben wollte, und den Blutsaugern zu Gemüthe führte, daß sie auch so schon mehr als 24 Procent verdienten. Die Gauner hatten bereits von meinem Gewinn gehört, verlangten das Geld auf Abschlag von mir heraus und zeigten sich höchstens dazu geneigt, mir den Rest weiter zu kreditiren. „Vielleicht hat er noch ein Mal Glück“, mochten sie denken, „und dann kriegen wir auch das Uebrige!“

Mit einem Wort, wie sehr die Wucherer auch bearbeitet wurden, sie weigerten sich, Vernunft anzunehmen und dem Polizeimeister blieb nichts übrig, als sie zum Tempel hinauszujagen.

„Das wäre mißglückt“, wandte er sich sichtlich enttäuscht an mich. „Du siehst, welche Mühe ich mir gegeben habe . . . Jetzt bleibt Dir nichts übrig als zu sterben!“

„Noch besser, Du fäselst wohl, sterben, warum nicht gar! Was für ein Unsinn!“

„Durchaus kein Unsinn“, antwortete er, „Du mußt sterben, dann liquidiren wir Deine Masse, alle Gläubiger melden sich, wir kaufen Deine Wechsel auf, und Du bist blank und rein wie eine weiße Rose. Das ganze Kunststück besteht darin, daß Du stirbst. Na, wie wär's, kannst Du es in vier Tagen leisten?“

Ich weiß noch immer nicht, was ich von dem Vorschlag denken soll, sehe einen nach dem anderen verwundert an und sage nur:

„Macht mit mir, was Ihr wollt, aber haltet mich nicht für einen Narren . . . Ich werde mir doch um dieser Schwefelbande willen nicht eine Kugel vor den Kopf schießen sollen? . . .“

„Wer redet davon? . . . Ganz im Gegentheil, damit wäre uns wenig gedient. Du mußt vielmehr eines natürlichen Todes in aller Form sterben, denn ohne Dein Ableben werden Deine Gläubiger nie auf ein Arrangement eingehen.“

„Bin ich verrückt, oder seid Ihr es?“ fragte ich, immer weniger verstehend.

„Greifere Dich nicht“, beruhigten sie mich: „laß uns erst ausreden. Was hindert Dich, z. B. Dich heute oder morgen zu erkälten und Dir ein Fieber, eine Grippe oder eine Entzündung zu holen? Davor ist doch Niemand zu schützen . . .“

„Nun, meinethwegen, und was weiter?“

„Sehr einfach: stelle Dir vor, Du wirst krank, legst Dich zu Bett und stirbst. Ich, als Polizeiperson constatire Deinen Tod und lasse Deinen Nachlaß aufnehmen, verhandle unter der Hand mit Deinen Gläubigern und mache Dich, während Du mit der Nase nach oben auf dem Todtenschreine liegst, von allen Deinen Verbindlichkeiten frei!“

„Was habe ich denn davon, wenn Ihr dabei auf mein Ableben baut?!“

„Hat der Mensch einen dicken Schädel!“ verhöhnten sie mich: „begreifst Du denn noch immer nicht? Es handelt sich ja gar nicht um Deinen wirklichen Tod! . . . Wer kann Dir verbieten wieder aufzuleben? Sowie der letzte Wechsel eingelöst ist, erholst Du Dich wieder, mögen Deine Gläubiger davon denken, was sie wollen.“

„Ja, ja,“ antworte ich, „das nennt man aber doch Betrug . . .“

„Betrug hin, Betrug her! Kann es nicht eine bloße Lethargie gewesen sein? So was kommt oft genug vor, und unsere Doktoren werden keinen Anstand nehmen, es Dir zu attestiren. Das einzige und unter diesen Umständen durchaus berechnete Mittel, Dich aus der Patsche zu ziehen. Besinne Dich nicht lange!“

So überredeten sie mich wirklich, und die Idee gefiel mir schließlich derartig, daß ich mich sofort hinlegen und sterben wollte.

„Nein, nein, so fix geht das nicht“, hemmten die Freunde meinen Eifer. „Uebereile Dich nicht, bleib noch ein Paar Tage frisch und gesund. So lange werden sie Dir schon noch Ruhe lassen! Am besten ist es, Du fährst auf die Jagd und holst Dir dabei eine Erkältung. Bist Du dann zurückgekehrt, so legst Du Dich sofort hin und stirbst mit Gott, wie es einem ordentlichen Christenmenschen zukommt.“

Und wirklich so geschah es. Ich trieb mich noch einen Tag im Stabsquartier umher, fuhr am nächsten Morgen mit einigen Kameraden auf die Jagd, kehrte am dritten Tage nach Hause zurück und ließ mich gleich krank melden. Unser gutmüthiger Regimentsarzt Gottlieb Christoforowitsch, *) der in das Geheimniß eingeweiht war, besuchte mich sehr eifrig zwei Mal am Tage, trank bei jeder Visite ein Paar Gläser Thee mit Rum, und gestattete es auch, daß mir die Kameraden Gesellschaft leisteten, nur durften sie bei Leibe keinen Scandal machen. Meine Krankheit wurde bald im ganzen Orte ruchbar, die Gläubiger kriegten dicke Köpfe, erkundigten sich ein Paar Mal am Tage bei dem Burschen nach meinem Befinden, wurden aber natürlich nicht eingelassen. Auch der Regimentskommandeur wollte sich persönlich von meinem Befinden überzeugen, da aber Anton Christoforowitsch davon schlauer Weise abrieth, so unterließ er es. Am nächsten Tage verschlimmerte sich mein Zustand so, daß die Vorhänge an den Fenstern herabgelassen, und Strohunterlagen auf der Straße nöthig wurden, um das Geräusch zu dämpfen.

Am dritten Tage morgens trat endlich mein Tod ein, und ich wurde in aller Form, mit einem leichten Netz über dem Gesicht — gegen die Fliegen, aber eigentlich damit ich nicht das Niesen oder gar das Lachen kriegte und dadurch den Effect verdarb — als Leiche ausgestellt. Nun erschien auch mein Freund, der Polizeichef, zu dem gerichtlichen Akt, und natürlich auch die Gläubiger, die nicht erst gerufen zu

*) Die Militärärzte in Rußland sind häufig Deutsche, daher der deutsche Name.

werden brauchten. Da standen die Schufte mit betäubten Fragen im Vorflur und blickten durch die halbgeöffnete Thür in mein Sterbezimmer. Alle ihre Hoffnungen auf Bezahlung waren zu Wasser geworden, und ich mußte wahrhaft an mich halten, um nicht loszuplätzen.

Meinem Freunde wurde es unter diesen Umständen leicht, den Aktord zum Abschluß zu bringen, und zwar noch ehe der polizeigerichtliche Akt über den Nachlaß aufgenommen worden war. Er kaufte alle meine Wechsel für 3000 Rubel ohne weitere Präntensionen seitens der Gläubiger auf, und sie fielen ihm dafür aus Dankbarkeit beinahe zu Füßen.

Als die Sache erledigt war und alle die Schmulz, Karapetki's u. s. w. das Sterbehaus verlassen hatten, kam ich wieder zu mir!

Am nächsten Tage hatten wir einen Feiertag. Am Abend spielte auf dem Boulevard die Musik, Massen von Leuten aller Stände trieben sich auf dem Platz umher, und zum größten Erstaunen Aller erschien auch ich! Man gratulirte mir zu meiner Auferstehung, fragte lächelnd, wie es mir auf dieser Welt gefiele; wüthend waren nur meine Gläubiger, von deren Zorn und Enttäuschung man sich keine Vorstellung machen kann!..

„Verdammt wollen wir sein, wenn Sie noch eine Kopeke von uns bekommen“, drohten sie mir.

„Ganz in meinem Sinne, Ihr Schufte“, antwortete ich ihnen: „ich hoffe, Ihr werdet eine Lehre daraus ziehen, und was mich betrifft, so könnt Ihr lange warten, ehe ich mich wieder an Euch wende.“

Dabei blieb ich und habe seitdem nie wieder Schulden gemacht, es sei denn, daß ich von einem Freunde ein Paar Rubel auf Discretion annahm. Nach meiner Verabschiedung verkaufte ich alle meine überflüssige Habe, um mich weiter nicht damit zu beschweren. Mit einem Wort — omnia mea mecum porto — und ich beneide Niemand.“

* * *

Der Baschi=Bozuk hatte nicht nur die Angewohnheit, Verse zu citiren, sondern auch selbst welche zu machen, die sich aber für den Druck durchaus nicht eigneten. Ich führe hier nur die von ihm selbst verfaßte, vierzeilige Grabschrift an:

Unter diesem Steine der Baschi-Bozuk ruht
 Viel Wissen ihn nicht beschweren thut.
 Doch wußt er im Feld sich mit dem Feinde zu schlagen
 Und mit den Freunden zu zechen mit großem Behagen.

Als er einst von seinem Tode sprach, erwähnte er auch
 seines Testaments. Wir brachen dabei in ein Gelächter aus
 und fragten ihn, was er denn zu vererben hätte!?

„Welche Frage“, erwiderte er ganz ernsthaft: „Ihr meint
 wohl, ich scherze! Ich habe ein richtiges Testament gemacht
 und trage es stets mit meinen Militärpapieren bei mir. Ihr
 glaubt es nicht? — Gleich werde ich es Euch zeigen.“

Dabei holte er wirklich aus einer alten Briefftasche ein
 dienstlich zusammengefaltetes Papier hervor und las mit
 lauter Stimme Folgendes:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen
 Geistes. Im Besitz meines vollen Verstandes und ungeschwächten
 Gedächtnisses thue ich hier meinen letzten Willen kund und
 bitte alle meine Freunde, mir nichts Böses nachzutragen. Die
 befreundeten Kameraden desjenigen Regiments, bei dem mich
 der Tod ereilt, bitte ich inständigst, mir als letzten Liebesdienst
 auf ihre Kosten ein anständiges Begräbniß nach christlich-recht-
 gläubigem Ritus angedeihen zu lassen. Meine werthvollen
 Kriegswaffen: einen kaukasischen Kinschal (Dolch) und desgleichen
 Schaschka (Säbel) vermache ich demjenigen meiner zu meinem
 Begräbniß beisteuernden Freunde, der sie sich unter Anwesenheit
 aller Leidtragenden durch das Loos erwirbt. Was ich sonst
 am Leibe trage, sollen zum Gedächtniß meiner sündigen Seele
 die Armen erhalten, als deren einer ich selbst während meines
 ganzen Lebens auf dieser Erde gewandelt bin.“

Dieses Vermächtniß war mit den Unterschriften eines
 Regimentsgeistlichen und zweier Freunde als Zeugen versehen.
 Ob es zur Ausführung gekommen ist, oder ob der Baschi-
 Bozuk noch heute bei den Regimentern Gastrollen giebt, weiß
 ich nicht. Ich habe ihn seit lange aus dem Gesicht verloren.

IV.

Herr Elkes.

Von allen unseren Regiments-Befahrsstücken war Herr Elkes das allergeriebene. Abgesehen aber von dieser, dem ganzen hebräischen Stamm eigenen, Schlaueit, war er uns seiner vielen persönlichen Eigenschaften halber werth, und auch seine Geriebenheit hatte nichts Abstoßendes. Im Gegentheil amüsirte er uns oft damit, da diese Eigenschaft von einem eigenthümlichen jüdischen Scharfsinn und Witz Zeugniß ablegte.

Solange das Regiment im Gouvernement Lwew stand, hatten wir keine Idee von der jüdischen Bevölkerung der Westgebiete, sowie wir aber die Grenzen des Gouvernements Grodno betraten, lernten wir diese Race in ihrer ganzen Eigenart, in ihrer ganzen Ursprünglichkeit kennen. Als einer der ersten Hebräer in Grodno trat uns Herr Elkes entgegen, der sich den Offizieren sofort als privilegirter — er selbst sagte „perigewelirter“ — Schneider rekommandirte und nicht nur die Anfertigung neuer Uniformstücke, die Aufmunterung und Reparatur alter Sachen als sein ausschließliches Recht in Anspruch nahm, sondern auch die Lieferung aller Equipirungs- und Verbrauchsgegenstände: Weine, Liköre, geschmuggelte Cigarren u. s. w. in seine Hände zu bringen suchte.

Derartiger Candidaten zu Lieferungen und Dienstleistungen aller Art, meldeten sich gleich nach unserem Einrücken eine Masse. Elkes schlug sie aber alle und betrachtete das Regiment gewissermaßen als seine nur von ihm auszubeutende Domäne, in die sich kein anderer Mitbewerber wagen durfte. Nur mit der Concurrenz von Madame Chaika, einer alten verwittweten Jüdin, vermochte der Schlauberger nicht fertig zu werden, und diese Concurrenz war eine so starke, daß Herrn Elkes nichts übrig blieb, als mit ihr Halbpakt zu machen und ihr ein bestimmtes Gebiet des Erwerbs ganz zu überlassen.

Madame Chaika übernahm, und zwar durchaus zu unserem Vortheil, denn sie war grundehrlich, die Lieferung von Wein, Thee, Zucker, Lichten, fertiger Wäsche, Papyrossen und dergleichen Gebrauchsartikeln, während Alles, was das Schneiderhandwerk und die Anschaffung von Equipirungsgegenständen betrifft, das

Regal des Herrn Elkes blieb. Er stand sich auch dabei recht gut, denn er war ein vorzüglicher und äußerst accurater Reparatteur und hatte einen so guten Schnitt, daß viele Offiziere auch neue Kleidungsstücke bei ihm bestellten und dabei nicht schlecht fuhren. Dieser Vorzug befestigte natürlich seine Stellung als Regimentschneider nur noch mehr — ja, sein Ehrgeiz ging so weit, daß er darum petitionirte, durch Regimentsbefehl in dieser privilegierten Stellung anerkannt zu werden — „dann wird doch Jeder wissen, was der Elkes hat zu bedeuten“. Diesen offiziellen Titel erhielt er nun zwar nicht, und er mußte sich darauf beschränken, sich ein neues Firmenschild machen zu lassen, auf dem anstatt der früheren Inschrift „Kleidermacher für Militär und Civil“, die Bezeichnung als „Privilegirter Regimentschneider“ unter der in die Augen fallenden Ausbildung eines Ulanenoffiziers in Paradeuniform prangte.

Nach und nach befestigte sich seine Position derartig, daß man ihn wirklich als eine zum Regiment gehörige Persönlichkeit betrachtete und er bei allen officiellen und privaten Gelegenheiten, als Besichtigungen, Paraden, kirchlichen Handlungen, Regiments- und Schwadronsfesten, Gastmählern der Offiziere, beim Exerciren, bei den Manövern, bei der Ankunft und Abreise hoher Vorgesetzter u. s. w. in seiner Eigenschaft als privilegirter Regimentschneider zugegen sein durfte, und daß man sich sogar gewundert haben würde, ihn nicht anwesend zu sehen.

Stets führte er dabei in einer Tasche die Attribute seines Amtes: Nadeln, Zwirn, Scheere, Wachs und Fingerhut bei sich, „könnte es doch passiren, daß bei einem der Herren Offizierer reißt ab ein Knopf oder ein Hosensieg, wer sonst soll den Schaden repariren?“

So hatte man sich daran gewöhnt, den Elkes beständig irgendwo auf dem Exercirplatz, auf den Fluren der Offiziersquartiere, im Regimentsbureau, in den Ställen, in der Nähe der Küchen, bei den Burschen oder Musikern umherstreifen und seine Geschäfte besorgen zu sehen. Niemand fand etwas dabei, hatte er sich doch seine Stellung im wahren Sinne des Wortes erobert. War eine langwierige Uebung oder eine große Besichtigung vor, so erschien Elkes außer mit seinen Schneiderwerkzeugen stets mit einem Bündel oder mit einem

großen Bastkorb, der Flaschen mit Selterwasser, Schnaps, Weißbrod, Schweizerkäse, Obst und sonstige Erfrischungsmittel enthielt. Diese Last schleppte er hinter der Front her von einer Schwadron zur anderen und lud die Offiziere ein, sich zu bedienen. Und das nicht etwa gegen Bezahlung, nein, Herr Elkes that das nur aus Liebenswürdigkeit in seiner Eigenschaft als Regimentszubehör und rechnete nur auf indirekte Gegenleistungen.

Seine Hauptleidenschaft war die Neugier und der Wissensdrang. Er mußte überall mit dabei sein, Alles sehen und hören. Mitunter diente er uns sogar als socialpolitisches Organ. Jeden Morgen erschien er der Reihe nach bei allen anwesenden Offizieren, um über alle möglichen Tagesneuigkeiten Bericht zu erstatten. Kaum war man vom Schlafe erwacht, besonders an dienstfreien oder Festtagen, so ließ sich auch schon Herr Elkes melden! Er tritt in's Zimmer, wünscht guten Morgen oder gratulirt zum Feste, erkundigt sich, ob nichts für ihn zu thun sei und beginnt dann, bescheiden an der Thür stehen bleibend, seinen Rapport: wie Leib Pikower den Schmul Makower angeführt hat, wie die Frau Prokuror'sche gestern auf der Promenade mit der Frau Friedensrichtern wegen des jungen Postmeisters beinahe zu Handgreislichkeiten gekommen wäre, wie Major Djakson's Stute heute Nacht gefohlt hätte u. s. w.

Er mußte auch zu erzählen, Fürst Tscheremyssow habe dem Chaim Abramson reinweg als Zeichen seines Wohlwollens, mir nichts dir nichts, einen Wechsel auf 100 Rubel ausgestellt, und man könne sich keinen Begriff davon machen, wie schön Fräulein Elsinorskaja, in die unser Elkes selbst bis über die Ohren, wenn auch höchst platonisch, verschossen war, gestern im Theater gefungen habe. So kramt er ununterbrochen die heterogensten Dinge aus, bis man ihm, des Schwäzes müde, einen Schnaps reichen läßt und ihn höflich hinauscomplimentirt, „genug für heute, morgen kannst Du wiederkommen!“ Mitunter hatte er aber auch, wer weiß aus welcher Quelle, ganz wichtige Neuigkeiten in der Tasche. So erinnere ich mich, daß — es war im Sommer 1870 zwei Tage nach einer von Sr. Majestät dem Kaiser, bei der Durchreise vom Auslande vorgenommenen Revue über das Grodno'sche Detachement — Herr Elkes ganz ernsthaft erklärte, es würde bald Krieg geben.

„Was für ein Krieg? Dir träumt wohl? Mit wem denn?“
„Nu, nu, warten Sie nur ab! Der Franzus will mit dem Preußen anfangen und das bald — sogar ziemlich sehr bald!“

Damals lachten wir über die Prophezeiungen unserer zweibeinigen Chronik, aber es dauerte nicht zwei Wochen, so brachte der Telegraph wirklich die Nachricht von dem Bruch zwischen Deutschland und Frankreich.

„Nun, was?! . . . Was hab' ich Ihnen gesagt? . . . Ha? . . . Wer hat nun recht? . . .“

Wir konnten nur verwundert die Hände zusammenschlagen.

„Woher hast Du das so frühe gewußt?“

„Aha! . . . Wir wissen Alles! . . . Wir haben unsere eigene Pantoffelpost — die Judenpost, und die geht schneller als der Taligraf. Aus Laipßig wissen wir es, durch die Börse in Berlin — sind wir doch dafür Juden, daß wir Alles erfahren früher wie andere Lait'.“

Als sich Elkes auf diese Weise unserem Regiment attachirte, war er bereits 40 Jahre alt, lernte aber trotzdem ziemlich schnell russisch lesen und sogar ein wenig schreiben.

Bei seinem Interesse für „Palitik“, die er mit allen Juden theilte, nahm er bei seinen Besuchen bei uns stets alte Zeitungen mit nach Hause; die neuesten Nachrichten kannte er, wie gesagt, stets früher als die Tagesblätter. In Folge des beständigen Verkehrs mit Offizieren und Soldaten, hatte er mit der Zeit ganz militärische Mäuren angenommen: so trug er seine Mütze stets keck auf die Seite gerückt, wirbelte den Schnurrbart martialisch nach oben und hielt seinen rothen Kinnbart kurz verschnitten — „bin ich doch Ainer von's Militär und diene bei die Hulannersch.“

Trotz seiner Verschlagenheit von Natur aus ein guter, dienstbereiter, mitunter sogar völlig unegoistischer Mensch, der unbegrenzten Credit gewährte, konnte Elkes seine jüdische Natur und Anschauungsweise nicht verleugnen, und sie kam häufig auf die spaßhafteste Weise zum Vorschein.

Noch zu damaliger Zeit, als er den Offizieren Cigarren und verschiedene Getränke lieferte, was, wie gesagt, später Madame Chaika übernahm, hatte er uns einst mit einem aus Bialystok bezogenen Schnaps furchtbar angeschmiert, und wir

nannten ihn dafür nicht nur einen Spitzbuben, sondern nahmen auch Veranlassung, ihm unsere Kundschaft zu entziehen. Elkes war darüber sehr empört und rechtfertigte sich in folgender Weise:

„Sie schimpfen mir ‚Spitzbub‘. Nun gut. Ei, wenn ein König wird anführen den anderen, wie nennen Sie das? — Palitik? — Hab' ich recht? . . . Und wenn zwei Gesandter es machen ebenso, wie wird's genannt? — Diplomatie. Nun und wenn ein Engiral*) den anderen halbirt über den Löffel, das heißt ja wohl Strategie? Gut. Und wenn ein Kaufmann haucht an den anderen, nennen wir's Kimmerzia, Chandel. Ist's nicht so? Wenn Euch aber ein armer Jüd' nimmt ab zwai und ä halben Ripeken ze viel, wie sagen Sie dann? Ha? — Der Kerl ist ä Spitzbub, ä Masur, ä Betrüger! — Di waih waih! Haißt das 'ne Gerechtigkeit auf der Welt!“

In ganz ähnlichem, echt jüdischem Sinne faßte er auch alles Andere, so z. B. die Krylow'schen Fabeln, auf, von denen er einst ein Exemplar zum Geschenk erhalten hatte, und die ihm ihrer praktischen Tendenz halber so gefielen, daß er sie gerne vordeklamirte. Nur war seine Nußanwendung stets eine ganz besondere. Am meisten liebte er die Fabel von dem Hahn, der im Dunghaufen ein Diamantenkorn fand und daselbe als werthlos für sich bei Seite warf.

„Es folgt daraus“, pflegte Elkes beim Schluß seiner Recitation verächtlich zu sagen, „daß dieser Herr Hahn ist gewesen ein großer Schafskopf“, und so, behauptete er, müßte es auch der Dichter selbst gemeint haben.

Noch besser wurde uns die jüdische Logik und Pffiffigkeit unseres Philosophen bei folgender Gelegenheit kund, die gleichzeitig die eigenthümlichen Beziehungen unserer Offiziere zu der Judenchaft im Allgemeinen illustriert.

An einem Junimorgen des Jahres 1872 begab sich fast das gesammte Offiziercorps der 7. Kavalleriedivision aus dem Sommerlager bei Grodno nach Wilna, um an der Feier des 50 jährigen Dienstjubiläums unseres verehrten Divisionskommandeurs, des Generallieutenants Kurdumow, theilzunehmen.

*) General.

Herr Elkes, ohne den wir dabei nicht auskommen konnten, hatte sich irgendwo in der dritten Klasse eingeschmuggelt. Etwa um 10 Uhr Vormittags gelangten wir nach der Station Landworowo, der letzten vor Wilna. Zwischen beiden Orten passirt die Eisenbahn einer etwa 1¹/₂ Minuten langen Tunnel, in welchem der Kürze wegen kein Licht angesteckt wird. In Landworowo ist ein Aufenthalt von 10 Minuten, und da große Hitze herrschte, begaben wir uns Alle ans Buffet, um etwas zu trinken. In der Gesellschaft befand sich auch ein gewisser Lieutenant Tartshenko, ein Spaßmacher erster Klasse, der, zu allen Tollheiten geneigt, die Gabe hatte, fremde Stimmen nachzuahmen, und namentlich den jüdischen Jargon, diese eigenthümliche und schwer wiederzugebende Mischung von Deutsch, Hebräisch, Polnisch und Russisch, in der Vollendung beherrschte.*)

Tartshenko stand bei uns auf dem Perron im Schatten und blickte mit besonderem Interesse auf einen gerade vor uns befindlichen Wagen 3. Klasse, der ganz mit Juden — es existiren auf dieser Strecke für dieselben besondere Wagen — vollgepfropft war.

„Seht doch, wirklich ein reizender Kerl“, lachte er, die Cigarette im Munde, „habt Ihr schon jemals ein so prachtvolles Exemplar von einem Mauschel gesehen, wie der dort am Fenster mit seinem rosafarbenen Schlips, der ins Genick geschobenen Mütze und seiner Bornehmthuerei, als ob er die ganze übrige Gesellschaft nicht kennt? Mit dem muß ich mir einen Wit machen.“

„Wie denn?“ fragten wir, ebenfalls über die selbstgefällige Miene des jüdischen Dandy's belustigt.

„Wartet nur ab und thut was ich Euch sage: So wie das letzte Signal zur Abfahrt ertönt, stürmen wir Alle zu ihm ins Coupé, so daß es keine Zeit mehr ist, wieder auszu steigen.“

„Aber die Enge und der Knoblauchsduft!“

*) Wir haben dieses Kauderwelsch in der Uebersetzung durch das verdorbene Deutsch, wie es die Juden an unseren Ostgrenzen und auch in Rußland selbst sprechen, wenigstens anzudeuten versucht.

„Das läßt sich nicht vermeiden, dafür haben wir unseren Spaß! Richtet Euch jedoch so ein, daß Einer von Euch neben dem Bocher zu sitzen kommt — die Juden pflegen unsereinem stets Platz zu machen — und so wie wir in den Tunnel kommen, läßt der Betreffende neben sich nur so viel Raum frei, daß ich meinen Fuß auf die Bank stellen kann.“

So geschah es; wir drangen beim dritten Glockenzeichen wie ein Mann in das Coupé und richtig drängten sich die Juden, obwohl widerwillig, so zusammen, daß sich einer der Kameraden neben das Opfer zu setzen vermochte, während wir Anderen, darunter Tarttschenko, stehen mußten. Nur der Elegant mit dem rosa Schlips machte keine Miene, sich von seinem Platz am Fenster zu rühren, sondern steckte nur ein über die Störung sehr ärgerliches Gesicht auf.

Tarttschenko blieb zuerst, seine Cigarette rauchend, ruhig vor ihm stehen, als er aber fertig war mit Rauchen, schlug er dem Judenjüngling vertraulich auf die Schulter mit den Worten:

„Bitte, Freund, nun laß mich ein Bißchen sitzen.“

„Fällt mir gar nicht ein“, entgegnete mit beleidigter Miene der Jude, „der Platz gehört mir, sehen Sie, wo Sie bleiben“, — und anscheinend gleichmüthig wandte er sich wieder dem Fenster zu und sog an seiner Cigarre weiter.

Alle weiteren Aufforderungen Tarttschenko's, ihm Platz zu machen, hatten dasselbe Resultat. Der Jude erklärte, er sei Kaufmann 2. Gilde, hätte sein Billet bezahlt wie wir, und würde sich, wenn man ihn nicht in Ruhe ließe, beschweren! Natürlich lenkte der Wortwechsel die Aufmerksamkeit aller übrigen Juden auf sich, da aber zunächst weiter nichts erfolgte, so trat eine Zeit lang Ruhe ein. Nach etwa 5 Minuten, der Zug hatte sich derweile dem Tunnel genähert, ging Tarttschenko auf's Neue zum Angriff über und wurde mit seinem Verlangen immer dringlicher. Der Herr Kaufmann aus Bialystok blieb auf seiner Weigerung bestehen und drohte schließlich den Conducteur herbeizurufen. Seine sämtlichen Glaubensgenossen spitzten erregt die Ohren, begannen zu flüstern und ahnten eine Katastrophe. Der Bocher aber, um seinen Muth zu zeigen, machte ein festes Gesicht und sang halblaut ein

Liedchen. Noch ein Mal versuchte Tarttschenko, wenn auch nur scheinbar, mit Gutem zum Zweck zu kommen.

Neue Weigerung.

In demselben Augenblick fuhr der Zug in den Tunnel ein, und uns umfing völlige Dunkelheit.

„Also Du willst mir wirklich nicht Deinen Platz abtreten, trotzdem ich so lange gestanden habe?“ hörte man in der uns umgebenden Finsterniß die drohende, das Geräusch der Maschine übertönende Stimme Tarttschenko's: „Du willst nicht? . . . Du willst nicht? . . . Nun dann nimm dies!“

Und gleichzeitig fiel ein Schlag, der täuschend einer fürchterlichen Ohrfeige glich und von einem durchdringenden Wehgeschrei mit genau dem Tonsalle des selbstbewußten Judenjünglings beantwortet wurde:

Klitsch, Klatsch folgten die Ohrfeigen aufeinander. Von der Stimme Tarttschenko's war dabei nichts zu hören, wohl aber wurde das Geschrei und Gewimmer des Geschlagenen immer lauter und kläglich:

„O waih! O waih! . . . das dürfen Se nicht! . . . Was hab' ich Ihnen gethan! . . . Ich bin Kaufmann! . . . Kandidator! . . . Kandidator—o—o—r!! . . .“

„Tarttschenko! Was beginnst Du, höre auf um Gotteswillen!“ riefen entsetzt die Kameraden und bemühten sich den vermeintlichen Mißhandlungen ein Ende zu machen, bis sie zu ihrer Verwunderung bemerkten, daß der Spaßvogel immer noch ruhig auf seinem Platze stand und nur mit der flachen Hand sein eigenes auf die Bank gestelltes Bein bearbeitete. Die gehörten Schmerzenslaute kamen ebenfalls aus seinem eigenen Munde und machten die Täuschung nur um so vollkommener.

Als der Zug den Tunnel verließ und es wieder ganz hell wurde, hatte sich die Situation gar nicht verändert. Tarttschenko stand ruhig vor dem Juden, und dieser sah, als ob ihn die ganze Sache nicht das Mindeste anginge, zum Fenster hinaus und qualmte seine Cigarre.

Eine um so lautere Empörung brach aber nun bei den gesammten jüdischen Insassen des Wagens aus, die sich in ihrem Stammesgenossen beleidigt fühlten und unter großem Gezeter und Gewaltgeschrei Satisfaction verlangten. Der feine

Herr aus Bialystok, anstatt darauf zu reagiren, behielt aber seine unbefangene Haltung bei und that, als ob er nichts höre, noch sehe. Endlich ermannte sich einer der muthigsten Hebräer aus dem Nachbarcoupé und wandte sich, den Körper über die hohe Scheidewand hinüberlehrend, an den vermeintlich Geohrfeigten mit der Frage:

„Moische! Haben Se Dir verhaueu?“

„Mir? — warum nich gar? — wie sollt' ich dazu kommen? . . . Du bist wohl meschugge! . . .“ erwiderte, verächtlich mit den Achseln zuckend, der Bialystoker.

„Nu, haben wir's doch Alle gehört! Die Offiziere haben Dich geschlagen!“

„Die Offiziere? . . . Mir?? Psch! . . . Ich weiß von nichts! . . . Möglich haben sie sich geprügelt untereinander! . . . Soll mir einer schlagen!“

„Was, nun wirst Du auch noch lügen! . . .“ mischten sich verschiedene andere Juden in die Auseinandersetzung: „sollen Se sich haben geschlagen selbst, und dabei geschrieen wie wir Juden? . . . Stuß! Ein Lumpenhund bist Du, daß Du die Lait' noch willst entschuldigen, ein Lumpenhund, ä Schlemihl, aber kein Kaufmann!“

Nun erfolgte ein fürchterliches Geschimpfe von beiden Seiten, bei dem ein Theil der Hebräer für den Ankläger, der andere für den Glaubensgenossen Partei nahm, und das schon im Waggon fast zur allgemeinen Rauferei geführt hätte, bei dem sich aber die höchlich belustigten Offiziere gänzlich neutral verhielten. Endlich, die Leidenschaft war in ihr höchstes Stadium gelangt, hielt der Zug auf der Station Wilna, die Thüren des Waggon's öffneten sich, und die gesammten ehrenwerthen Hirsch's, Schmul's, Schliom's, Fzigs und mit ihnen auch das corpus delicti, Moische, polterten auf den Perron hinaus, wo sie sich sofort, ohne Unterschied ob Freund und Feind, in die Haare und Bärte zu fassen bekamen, und unter dem üblichen Geschrei eine allgemeine Schlacht in Scene setzten, die nur durch die Dazwischenkunft der Gensdarmen ein unblutiges Ende fand. Natürlich war auch unser Elkes, der irgendwo in einem entfernten Waggon gesessen hatte, sofort auf dem Kampfplatz, um sich bei den Offizieren nach der Ursache des Scandals zu erkundigen.

„Warte nur ab“, gaben wir ihm zur Antwort: „wir werden es Dir nachher schon erzählen! Erst laufe und besorge uns Droschken, sonst werden sie uns fortgenommen.“

Im Hôtel angelangt, und nachdem er uns dort bei der Anlegung der Paradeuniform geholfen hatte, theilten wir Elkes, der seine Neugierde kaum zu zügeln vermochte und durchaus wissen wollte, wer der Urheber des Streits, der „Hauptschubjak“, gewesen sei, den Thatbestand mit.

Unser Regimentschneider schüttelte dazu nur mißbilligend den Kopf.

„Schade nur“, sagte er dabei, „daß der Narr nicht wirklich hat gekriegt die Ohrfeigen, es wär' ihm geschehen ganz recht.“

„Wieso denn?“ fragten wir ihn, einigermaßen über diese Auffassung der Sache verwundert.

„Weil er, entschuldigen Sie, nicht hat gehandelt wie ein kluger Jüd, sondern als der Hansnarr, der er ist! . . . Lassen Sie sich's sagen, ich an seiner Stell' hätt's gemacht ganz anders.“

„Nun, wie denn? Erzähle, was hättest Du gethan?“

„Oho! . . . Wär mir das passirt, ich hätt es betrachtet wie ä Glück. Hätten mich unsre Lait' gefragt wie ihn: ‚Moische, haben Sie Dir verhauen?‘ würd' ich haben geantwurt: ‚Freilich haben Sie mir verhauen.‘ Und was dann, bedenken Sie! . . . Dann wäre gekommen die Palizei, die Gensdarmen, sie hätten aufgeschrieben ä großes Pretakol — ne Masse von Zeugen! Das wär gegangen zum Friedensgericht und geworden 'ne gewaltige Geschichte, die Zeitungen hätten gemacht Lärm, man hätt gesprochen von nichts Anderem und das Alles zu derselben Zeit, wo sollt werden gefeiert das Jubiläum des Herrn Kommandeurs von der Division mit Essen, Trinken, und Musikum, und noch dazu der Generalgouverneur selbst am Ort. Und bei Ihnen dann dieser Schkandal! . . . Gott der Gerechte! Und weshalb? Bloß weil der Moische wär gewesen so gescheidt und hätt' gesagt: ‚Ja, Sie haben mir verhauen!‘ . . . Was meinen Sie wohl was Sie hätten gezahlt, um die Sach' zu machen todt? Hätten Sie mir nicht gegeben die schönsten Worte und 500 Rubel obendrein, wenn nicht tausend, und dann noch Gott gedankt? So hätt's gefingert ain echter verständiger Jüd, und hätt gemacht ain gutes Geschäft. Er, der Moische, aber ist, dabei bleib ich, kein Jüd, kein

Kaufmann, ich ästimir ihn nur für 'nen aufgeblasenen Schafskopf!"

"Wahrhaftig, der Elkes hat recht!" mußten wir ihm wider Willen zugeben: „Hätte der Jude seinen Vortheil so wahrzunehmen gewußt — wären wir in eine schöne Patsche gekommen!"

„Das will ich meinen, bei dem Jubiläum konnte der Dalles schöner nicht sein!" — bestätigte Elkes triumphirend.

„Doch vergiß eins nicht, Freundchen!" suchten wir die Medaille umzukehren. „Es wäre Dir doch auch als Kaufmann nicht angenehm gewesen, vor Deiner ganzen Sippschaft als geohrfeigt dazustehen."

„Entschuldigen Se, so dumm sind wer nicht! Sowie ich hätt' bekommen von Ihnen die 500 Rubel, hätt ich gegeben Hals, und erzählt die ganze Geschichte, wie se ist wirklich gewesen! Haben Se mir doch nicht umsonst gegeben den Titel: „Herr Elkes — perivelegirter Schneider-Hallunke und Cavalier vom Schelmenorden!"

Gleich seinen übrigen Glaubensgenossen hatte Freund Elkes auch sehr eigenthümliche Auffassungen über den Krieg und den militärischen Beruf, ohne doch zugeben zu wollen, daß sein Stamm sich für das Waffenhandwerk nicht ebenso gut eigne sollte als andere Nationen.

„Krieg, hm" — sagte er einst, als wir gerade von den Siegen der Preußen über die Franzosen sprachen und ich die Meinung vertrat, daß im Kriege manches erlaubt sei, was sich mit der Friedensmoral nicht verträge. „Wie heißt Krieg? Das ist gerade so als ob Sie schlagen mir in die Fresse und ich schlage Ihnen wieder . . . Nennen Sie das 'ne Ordnung? was? 'Ne ganz gemeine Mördererei! . . ."

Ich vermochte darauf nichts Rechtes zu erwidern und Elkes, höchst zufrieden über seine philosophische Beweiskraft, sog eifrig an seiner nie Luft habenden Cigarre weiter.

„Nu, und haben Se gehört!" fuhr er nach einer Minute des Schweigens bedeutungsvoll und geheimnißvoll fort. „Haben Se gehört von Gambetta? . . . Ainer von unsre Lait! . . ."

„Was, Gambetta ein Jude?"

„Nun freilich! . . . Hat es doch gestanden in der Laipziger Zeitung! Ain spanischer Jsraelit. Und nun haben ihn die Franzosen gemacht zum Diktator! Was sagen Sie dazu?"

„Ja, dick that er,“ mußte ich bestätigen.

„Und von Abel Doué,“ fragte Elkes, ohne den in meiner Antwort liegenden Sinn zu verstehen, weiter. „Wissen Sie, was ist Abel Doué?“

„Freilich, ein französischer General.“

„Auch Ainer von unsre Lait!!!“ Elkes war dabei so von Stolz geschwollen, daß er sogar sein Sammetkäppchen küßte.

„Wissen Se, was das hat zu bedeuten?“

„Nun was denn, Verehrtester?“

„Daß de Franzosen sind ain cibulifirtes Volk. Bei ihnen kann es auch ein Jüd bringen zum Engiral *) . . . Frag' ich Sie, wär so was auch bei uns in Rußland möglich?“

„Nein,“ mußte ich lächelnd zugeben.

„Aha!“ schloß mein Philosoph. „Nun müssen Sie's selbst gestehen zu: Unsre Lait brauchen sich zu verstecken vor Niemand, und wenn man sie immer drängt zurück, wie hier bei uns, das bedeutet nichts weiter als was man nennt: barbarische Sitten! . . . Entschuldigen Se!“

Dieses Gespräch mit Herrn Elkes erinnert mich immer an den Jubel, mit welchem einige liberale Petersburger Zeitungschreiber die Nachricht aufnahmen, daß fortan auch die im Besitz des Reisezeugnisses befindlichen Seminaristen und Juden, bereits nach halbjähriger Dienstzeit Offizier werden könnten. Hinsichtlich der Seminaristen hat sich diese Absicht verwirklicht und warum auch nicht? **) Die Juden sind aber bisher von der Offizierscarriere noch ausgeschlossen, und das ist für die Armee als ein Glück zu betrachten. Zum Soldaten muß man geboren und erzogen sein, und wo wäre das, verschwindende Ausnahmen abgerechnet, bei den Juden zu finden? An der Religion allein liegt es nicht, das beweisen unsere vortrefflichen Offiziere mahomedanischer Confession. Wehe der

*) General.

**) Es sind hiermit die jetzt auch in Rußland eingeführten Reserveoffiziere gemeint, die aber jetzt mindestens ein Jahr bei der Truppe dienen müssen.

Truppe, die im Frieden von jüdischen Vorgesetzten ausgebeutet, und im Kriege gegen den Feind geführt würde. Das könnte eine nette Wirthschaft werden. —

Mein Nachbar Bujanow.*)

So nannten wir im N.'schen Ulanenregiment einen der Offiziere. Er war von guter Familie, besaß ein gutes Pferd und war selbst ein guter, dabei schneidiger Mensch. Man nannte ihn aber, weiß Gott warum und seit wann, nie bei seinem eigentlichen Namen, sondern, seinem eigenartigen Charakter gemäß, nur mit dem Pseudonym Bujanow, und er war daran so gewöhnt, daß er sich sogar ein Mal in einem Rapport an den Regimentskommandeur als „Cornet Bujanow“ unterschrieb.

Bujanow konnte man als eine typische Persönlichkeit, gewissermaßen als „den Letzten der Mohikaner“ bezeichnen, wie sie früher bei der Armeekavallerie häufig vorkamen und auch jetzt noch hier und da anzutreffen sind: Ungezähmt aber — liebenswürdig.

Als ich Cornet Bujanow kennen lernte, mochte er bereits dreißig Jahre und mehr alt sein. Wie es kam, daß er noch immer die Cornetcharge bekleidete, will ich in der Folge erzählen.

Man denke sich einen großen, breitschultrigen, wohlgebauten Mann, aber mit ausgesprochenen Kavalleriebeinen. Dabei graue gutmüthige Augen mit offenem, kühnem Blick und ein blonder Schnurrbart von einer solchen Länge, daß er sich denselben hinter den Ohren zusammenbinden konnte. Das war das Portrait des Cornets Apollon Bujanow.

Die Juden hatten vor ihm höllische Manschetten, aber sie liebten ihn trotzdem.

Ich muß hier, wie bei anderen Gelegenheiten, so viel von den Israeliten sprechen, weil sie von unseren Westgebieten unzertrennlich sind, ihnen gewissermaßen das Colorit geben, und

*) Zu deutsch etwa mit Brausekopf oder Nadaumacher zu übersetzen. Der Zusatz „Mein Nachbar“ kennzeichnet nur die allgemeine Popularität der geschilderten Persönlichkeit.

weil man sich das Leben der Truppe in den kleinen Garnisonen ohne diese Bevölkerungsmischung gar nicht vorzustellen vermag.

Fragte man irgend einen Hebräer in den Standquartieren des Regiments, ob er den Cornet Bujanow kenne, so antwortete er sicher, indem er mechanisch an seine Seitenlocken griff und hastig den Kopf bewegte:

„O wahr, werde ich den nicht kennen? Kennt ihn doch ein Jeder von uns.“

„Wieso denn das?“

„Nu, wie heißt! — Er macht sich schon bekannt! Giebt er doch Geld aus der Tasch und nicht nur mit dem Munde. Was er auch ist für ein sonderbarer, ganz verdrehter und gefährlicher Mensch, bleibt er doch ein Baron, wie er steht im Buch.“

„Haut er Euch denn?“

„Wird er uns hauen! . . . niemals hauen thut er nicht, aber was kann der Herr reißen für schreckliche Augen! . . . Gar sehr schrecklich!“

„Dann fürchtet Ihr Euch wohl vor ihm!“

„Nu, natürlich! . . . Wie sollen wir nicht! . . . Haben doch selbst die Herren Stabsoffiziere Angst vor ihm; aber wir lieben ihn auch, denn er ist zu uns Juden sehr gut, und wenn er hat Geld, kann man mit ihm machen einen profitlichen Handel . . . Er kauft Alles was nur hat 'nen Namen und dingt nie — Ein echter Baron!“

So urtheilten über Bujanow diese großen Menschenkenner, die Israeliten.

Auch die Soldaten schwärmten für ihn; denn er trat ihnen stets einfach und wohlwollend gegenüber, spielte nicht den vornehmen Mann, ließ sich aber auch nur soviel mit ihnen ein, wie es einem rechten Offizier und Gentleman zukommt. Die Soldaten haben für diese Charakterzüge eine sehr feine Empfindung, man vermag sie durch Vornehmthueri oder nur gemachte Herablassung nicht zu täuschen und wenn sie von einem ihrer Vorgesetzten sagen „er ist einfach“, oder richtiger „Sie sind einfach“, so bedeutete das für den Betreffenden das größte Lob.

Bujanow stand in der Welt ganz einsam da und hatte sich — unter Umständen eine beneidenswerthe Wohlthat — um

Niemand zu bekümmern. Dieser Umstand trug zu seiner Fröhlichkeit und zu seinem sorglosen Wesen bei. Er existirte wie die Lilie auf dem Felde, wie der Vogel in der Luft.

An etwas muß der Mensch sein Herz aber doch hängen, irgend einen Anhalt, eine Passion muß er haben. Bei einer alten Jungfer ist es ein Hündchen oder ein Kanarienvogel, andere einsame Leute ergeben sich dem Geiz oder sammeln seltene Bücher und andere Merkwürdigkeiten. Wärmere, breiter angelegte Naturen sehnen sich nach einer lebendigeren Gemeinschaft und finden sie, man wundere sich nicht über die anscheinend heterogene Zusammenstellung, im Schooße eines Klosters oder in ihrer Truppe, im Regiment. In beiden Gemeinschaften mit ihren besonderen Regeln und Lebensanschauungen, mit ihrer in sich ein organisches Ganze darstellenden Abgeschlossenheit, bei der neben den seelischen auch materielle Interessen zur Geltung kommen, ist man in einem gewissen Grade der übrigen Welt entrückt und geht in dem erwählten Verbande völlig auf. Er ersetzt dem einsamen Erdenpilger Haus, Hof, Freunde, Kinder, in gewisser Art sogar ein geliebtes Weib. Wer mehr zur stillen Beschaulichkeit neigt, wählt das Kloster, thatkräftigere, energischer angelegte Naturen finden ihre Heimath im Regiment.*)

Des Cornets Apollon Bujanow einzige Leidenschaft, sein ganzes Dichten und Trachten beschränkte sich auf das N.'sche Ulanenregiment, und er war ein sehr zärtlicher, ja eifersüchtiger Liebhaber. Alles, was die Ehre seines Regiments betraf, erschien ihm von äußerster Wichtigkeit, und er wachte darüber mit einem solchen geschärften, alle sonstigen Grenzen und Bedenken überschreitendem Empfinden, daß alles Leid, welches ihn überhaupt im Leben betraf, das er aber bei seinem elastischen Temperament für nicht der Rede werth erachtete, nur aus diesem übermäßigen Gefühl für den esprit de corps herrührte.

*) Diese Skizze erscheint uns von besonderem Werth, weil sie geeignet ist, das bei uns vielfach herrschende Vorurtheil abzuschwächen, wonach bei der russischen Armee das Gefühl für Kameradschaft fehlt oder doch nur in sehr geringem Maße vorhanden sein soll. Unsere Erzählung beweist das Gegentheil.

Wehe demjenigen, der sich in Bujanows Gegenwart unterstand, etwas Nachtheiliges über sein Regiment zu sagen. Lob dagegen nahm er als etwas Selbstverständliches, mit äußerer Ruhe hin, fühlte sich aber doch im Innern tief geschmeichelt und betrachtete den Lobspender sofort als seinen Freund.

In den Augen Bujanows stand das N.'sche Ulanenregiment allen anderen in jeder Hinsicht weit voraus. Das Offiziercorps hatte den besten Zuwachs, die Kameradschaft konnte nirgends inniger sein! Die Pferde, die Musik waren außer Concurs und zwar nicht bloß bei der Division, sondern bei der ganzen Armee. Einen schöneren Regimentsmarsch gab es gar nicht, das Exerciren, der Schulunterricht, die Gymnastik, das Reiten standen in seinen Augen nirgends auf solcher Höhe, wie bei dem N.'schen Ulanenregiment. Selbst hinsichtlich anderer, weniger rühmenswerther Eigenschaften erkannte Bujanow keiner anderen Truppe den Vorrang zu.

Passirte es z. B., daß irgend ein Fremder gelegentlich erzählte, daß bei dem oder dem Dragonerregiment eine noch nie dagewesene Virtuosität in der Vertilgung geistiger Getränke herrsche, so war schon diese Aeußerung genügend, um die Eifersucht Bujanows zu erregen.

„Meinen Sie wirklich?“ erwiderte er dann wohl, ärgerlich an seinem Schnurrbart drehend und argwöhnisch von unten herauf blickend: „Ist das so notorisch? . . . Hm! . . . Bitte sagen Sie doch, was trinken eigentlich die Dragoner?“

„Nun, Alles was vorkommt!“

„Hm! . . . Also universeller Soff . . . In gewisser Hinsicht nicht übel . . . Hm, ja. Aber, Alles . . . will sagen — untereinander, Mischmasch und kennzeichnet den Mangel eines Systems, eines verfeinerten Geschmacks. Nein, verehrter Herr,“ fährt Bujanow mit der Miene eines Sachkenners in seiner Entgegnung fort: „Das hat keine rechte Art! Wenn Sie z. B. das N.'sche Ulanenregiment dagegen nehmen, dessen Uniform zu tragen ich die Ehre habe . . . (letzteres sehr eindringlich gesprochen), da würden Sie doch zu einer anderen Auffassung über das Trinken gelangen!“

„Nicht etwa, daß wir Feinde der Universalität auch in dieser Kunst wären, Gott bewahre! das keineswegs! Wir schätzen jedes Getränk, beobachten dabei aber ein strenges

System: haben wir z. B. heute mit Schnaps angefangen, so fahren wir damit fort und trinken den ganzen Tag nichts Anderes; morgen machen wir es ebenso, sagen wir mit Porter, übermorgen mit Madeira und so rundum, die ganze Weinkarte durch. Auf diese Weise lassen wir allen flüssigen Gottesgaben Gerechtigkeit widerfahren, vermeiden aber das schädliche Unter-einermischen und haben genügende Zeit, die Güte jedes einzelnen Stoffs eingehend zu prüfen.

„Ich hoffe, geehrter Herr,“ schloß Bujanow seinen Sermon, „Sie werden jetzt einsehen, daß die R.'schen Ulanen im Trinken nicht weniger leisten, als Ihre gerühmten Dragoner, nur daß wir viel rationeller zu Werke gehen. Nicht wahr, Sie sind einverstanden, oder? . . .“

Natürlich vermochte der Fremde auf so unbestreitbare Argumente nichts weiter zu erwidern und gab vorsichtigerweise klein bei.

Oder man erzählte Bujanow, bei dem oder jenem Husarenregiment wäre das Kartenspiel schrecklich in der Mode.

„Hm! . . . Also die Husaren sind solche Spieltrazen?“ legt Bujanow sofort Protest ein und zwirbelt nachdenklich an seinem Bart. „Mag schon sein, aber gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß beim R.'schen Ulanenregiment (dessen Uniform ich zu tragen die Ehre habe), so gejeut wird, daß . . . na . . .“

„Um's Himmelswillen, reden Sie sich nichts an den Hals . . .“ unterbricht ihn ein anderer Zuhörer, „bei den Husaren giebt es ja bekanntlich die ärgsten schuleri (Falschspieler).“

„Ah! . . . So! . . . schuleri? . . . Hm . . . Freilich! . . . damit können wir allerdings nicht dienen!“ gesteht Bujanow halb widerwillig diesen Mangel zu: „was nicht ist, ist nicht, — da muß ich die Segel streichen.“

Wenn bei einer Besichtigung der inspicirende Vorgesetzte die Dragoner oder die Husaren mehr lobte als sein Regiment, so betrachtete das Cornet Bujanow als eine den Ulanen angethane persönliche Kränkung und offenbare Parteilichkeit.

Ueberhaupt konnte er irgend welchen sich auf das Regiment beziehenden Tadel, eine Nichtbeachtung desselben oder auch nur einen leichten Scherz über ein beliebiges Vorkommniß, durchaus nicht vertragen, und es roch dann gleich nach Pulver.

Uebrigens war Bujanow durchaus kein Händelsucher oder

Säbelkrasseler. Er betrachtete die damals bei der Armee und namentlich bei der Kavallerie herrschende Duellwuth als Albernheit, und doch war es ihm dreimal beschieden, seinen Gegner vor die Barriere zu fordern, lediglich weil er in seiner übertriebenen Empfindlichkeit die Ehre des Regiments für verlegt hielt.

In seiner militärischen Laufbahn hatte Bujanow wenig Glück. Schnelles Avancement und Auszeichnungen waren ihm nicht bescheert. Im N.'schen Ulanenregiment als Offiziersaspirant eingetreten, blieb er volle vier Jahre Junker, weil er das Examen nicht zu bestehen vermochte und sich auch so in seiner Haut ganz wohl fühlte. *)

Kam ihm einer seiner jüngeren Kameraden bei der Beförderung zuvor, so machte er sich wenig daraus. „Weshalb, Bruder, soll man da erst noch lange intriguiren?“ pflegte er in solchen Fällen zu sagen: „in der Armee (im Gegensatz zur Garde) hat das doch keinen Zweck, weiter als bis zum Major bringt es Niemand — so bleibe ich ruhig was ich bin!“ Dabei galt Bujanow für einen vortrefflichen Offizier, der Dienst war so zu sagen sein Steckenpferd. Wenn der Kaiser zu Besichtigungen kam, mußte er stets bei ihm ordonnanziren. Aber weiter kam er deshalb doch nicht und lediglich wegen seines Fanatismus für „die Ehre seines Regiments“.

Das erste Mißgeschick ereilte Bujanow, als er eben erst zum Offizier avancirt war.

Um seine neuen Epauletten zu zeigen und ein wenig das Leben zu genießen, nahm er nach der Beförderung einen vierwöchentlichen Urlaub nach Moskau.

Ein Mensch von dem Charakter Bujanows mußte natürlich ein leidenschaftlicher Verehrer der Zigeunerinnen und ähnlicher Genüsse sein. **) So galt denn auch sein erster Besuch nach

*) Namentlich bei der Kavallerie wuroen und werden die Junker fast wie Gleichberechtigte in den Kreis der Offiziere gezogen.

**) Bekanntlich spielen in Rußland die Sängerschöre der sogenannten „Moskauer Zigeuner“ eine große Rolle, weniger wegen ihrer künstlerischen Leistungen, so eigenartig sie sind, als wegen der Schönheit und Coquetterie ihrer Frauen. Man sehe darüber auch die Skizze „Die Remonteure“.

abgestatteter Meldung dem an den sogenannten Patriarchenteichen (außerhalb des Weichbildes) aufgeschlagenen Tabor (Wohnsitz), in welchem der berühmte Zigeunerchor des Ivan Wassiljewitsch hauste und namentlich durch die vielumschwärmte Solistin Manja die jeunesse dorée anzog.

Bujanow war sofort bis über die Ohren in die Gluthaugen und die sinnberückende Altstimme der Zigeunerin verliebt und dujourirte in dem Tabor Tag und Nacht.

Dort machte er die Bekanntschaft mit einem ähnlichen Zwecke verfolgenden, auf Urlaub befindlichen Offizier der Gardehusaren, und die jungen Leute wurden sogar befreundet.

Inzwischen hatte Bujanows Urlaub sein Ende erreicht, und er hatte bereits sein Billet zur Rückreise genommen. Sein Herz war aber nicht von Stein, und so blieb er noch einen Tag länger, um sich im Tabor von seiner Flamme zu verabschieden.

Da sitzt er nun in der Singhalle, rittlings auf einem Stuhl, das Kinn über den gekreuzten Armen auf die Lehne gestützt und hört traurig nachdenklich zu, wie Manja, die großen ausdrucksvollen Augen auf ihn gerichtet und nachlässig auf der Guitarre klimpernd, ihn schmachtend ansingt: „o zieh nicht fort, Geliebter mein! . . .“ — Und Bujanow fühlt oder glaubt es wenigstens, daß diese Worte nur ihm, ihm ganz allein gelten, und er denkt: „Was thut's, wenn ich noch einen Tag, noch einen kurzen Tag zulege? — sie werden mir dafür den Kopf nicht abreißen!“ So blieb er.

„Weißt Du was,“ schlug ihm bei dieser Gelegenheit sein Freund, der Husar, vor, „laß Dich zu uns in die Garde versetzen! Da lebt sich's viel angenehmer, und Du bist wenigstens nicht ganz aus der Welt.“

„Warum nicht gar! — auch in der Armee dient sich's gut,“ lehnte Bujanow ab.

„Das begreife ich nicht, wie kann man bei einem so koddrigen Ulanenregiment dienen . . . Fi! . . . Wenn es noch wenigstens Husaren wären!“

Bujanow fuhr auf. Die Ehre seines Regiments war verletzt, und den Husaren kühl, aber herausfordernd anblickend, erwiderte er nur:

„Mir scheint, Du bist betrunken.“

„Bis jetzt leider noch nicht. Was willst Du damit sagen?“

„Daß ich, wenn Du besoffen wärst, Deine Worte nicht beachten würde. Nun aber bitte ich mir aus, daß Du sie sofort zurücknimmst.“

Der Gardist brach in ein Gelächter aus.

„Fällt mir auch nicht im Traume ein, irgend etwas zurückzunehmen, bester Freund!“ erwiderte er. „Gar keine Ursache: mach' Dich nicht zum Narren. Trink aus!“

„Keinen Tropfen mehr mit Dir. Du beharrst also auf Deinem Entschluß?“

„Selbstverständlich.“

„Nun, dann laß Dir sagen,“ Bujanow blieb dabei ganz ruhig auf seinem Stuhle sitzen, „daß das N.'sche Ulanenregiment, dessen Uniform ich zu tragen die Ehre habe, nicht erst, weiß der Teufel, was, sondern mindestens so viel werth ist, als Euere ganze Garde, und um Dich davon deutlicher zu überzeugen — werde ich als Offizier des Regiments Dir morgen früh meine Secundanten schicken.“

Der Husar, auf eine so unerwartete Wendung des Gesprächs nicht gefaßt, versuchte den erzürnten Kameraden zu begütigen. Bujanow aber schnitt alle weiteren Auseinandersetzungen kurz ab:

„Sprich von anderen Dingen, so viel Du willst; damit wären wir fertig.“

Und kaltblütig, als ob ihn die ganze Sache nichts weiter angehe, fuhr er fort dem Gesang der Zigeuner zu lauschen.

Am anderen Tage fand das Duell wirklich im Park von Esokolniki statt. Bujanow verwundete den Husaren leicht in der Schulter und wurde noch an demselben Nachmittag von dem Platzadjutanten arretirt.

Das Kriegsgericht dauerte nicht lange — Bujanow kam, zum Gemeinen degradirte, in ein kaukasisches Linienbataillon.

Dort that er ohne zu murren zweieinhalb Jahre seine Pflicht wie jeder andere Soldat, erhielt dann die Unteroffizierstreffen und avancirte nach einer erfolgreichen Expedition gegen die Tschetschenzen zum Fähnrich (in Rußland, ebenso wie der Cornet der Kavallerie, die jüngste Offizierscharge).

Die Sehnsucht nach seinem Regiment verließ ihn aber

nicht, und es gelang ihm seine Zurückversetzung zu demselben, natürlich wieder als Cornet, zu bewerkstelligen.

Die Kameraden feierten seine Rückkehr mit einem großen Festgelage, und Alles war wieder beim Alten. Bujanow fühlte sich glücklich.

Das dauerte leider nur ein Jahr.

Das Regiment stand damals im Innern Rußlands, in einer reichen Gegend mit vielen Gutsbesitzern. Die Bälle, Schwelgereien und sonstigen Feste hörten den ganzen Winter hindurch nicht auf. Die Courmacherei blühte. Es gab unter den Offizieren viele Verliebte und sogar einen Verlobten. Der Bräutigam gehörte dem N.'schen Ulanenregiment erst kurze Zeit an, und Bujanow war ihm noch gar nicht näher getreten. Auch die Braut kannte er wenig, da er sie nur einige Male in Gesellschaft flüchtig gesehen hatte und ihr noch gar nicht vorgestellt war.

Eines Abends befand sich Bujanow, eben aus seinem 30 Werst entfernten Quartier eingetroffen, in der Stabs garnison im größeren Kreise in dem allgemeinen Versammlungslocal der Honoratioren — es hieß wie fast immer in den kleineren Provinzstädten „Hôtel de Moskow“ — und hatte sich, hungrig und erfroren wie er war, eben eine Moskauer (Sjeljanka,*) dazu natürlich Punsch und Wodki, bestellt. Der Cornet, von allen Anwesenden mit lautem Halloh begrüßt, befand sich in der alleraufgeräumtesten Stimmung, erkundigte sich nach den Regimentsneuigkeiten, sah im Billardzimmer dem Spiele der Kameraden zu und begab sich dann in den Speisesaal mit der unvermeidlichen „Maschine“,**) wo das Essen für ihn aufgetragen war.

An demselben Tisch nahm auch ein ihm bekannter Gutsbesitzer, übrigens ein sehr alberner Schwätzer, Plaß.

Das Gespräch berührte auch die erst kürzlich vor sich gegangene Verlobung, und der Gutsbesitzer war unvorsichtig

*) Ein nationales Gericht aus Fisch, Fleisch, saurer Sahne, Gurken und Kohl.

**) Fast in allen Traktiren oder Restaurationen in Rußland findet man größere oder kleinere Musikwerke „Maschinen“, die zur Unterhaltung der Gäste stets im Gange sind.

genug die jungfräuliche Enthaltfamkeit der Braut in Zweifel zu ziehen, ohne zu bemerken, daß Bujanow dabei sehr ernst wurde.

„Haben Sie für das, was Sie sagen, faktische Beweise?“ fragte der Cornet schließlich ganz ruhig.

„Mais mon cher! das weiß ja die ganze Welt, wozu da noch Beweise?“ versuchte der Gutsbesitzer ihn zu begütigen.

„Erstens bin ich für Sie nicht, mon cher, zweitens beantworten Sie gefälligst meine direkte Frage. Ich mache nur Sie verantwortlich,“ fuhr Bujanow, eindringlicher werdend, fort.

„Aber ich bitte Sie! Allons donc! Blagueur der Sie sind! . . . Was um Himmelswillen geht Sie denn die Geschichte an!“

„Sie betrifft die Ehre meines Regiments. Verstehen Sie mich?“

„Was hat das Regiment damit zu thun? Ich begreife Sie nicht!“ erwiderte der Gutsbesitzer, sehr verwundert thugend.

„Sehr viel, mein Herr! — Der Bräutigam ist einer meiner Kameraden und wird bald heirathen. Die Dame, über die Sie so leichtfertig sprechen, gehört also bereits jetzt zu unserem Offiziercorps, und in Abwesenheit ihres Verlobten verbitte ich mir dergleichen Redensarten und fordere Zurücknahme der Verläumdung. Verstanden?“

„Sie sind zu empfindlich und ich weise Ihr Ansinnen zurück,“ erwiderte mit nachlässig lächelnder Miene und nun seinerseits den Beleidigten spielend der Gutsbesitzer: „Ich finde Ihr ganzes Benehmen ist nichts weiter als eine lächerliche Donquixotterie.“

Doch kaum war ihm das Wort entfahren, so flog ihm die Schüssel mit der Eseljanka ins Gesicht. Ein Schrei der Angst und des Schmerzes ertönte.

Die ganze Gesellschaft, das Hauspersonal, die Ulanenoffiziere mit den Queues in den Händen, liefen zusammen, um zu sehen, was los wäre. Mit der ganzen Sauce im Gesicht, die Haare und die Kleider voller Stücken Fleischs und Kohls — stand der Gutsbesitzer als ein Bild des Jammers und der Lächerlichkeit da.

Bujanow aber saß, als ob er kein Wässerchen getrübt

hätte, das Kinn auf die Hände gestützt, am Tisch und rief nur dem Kellner zu:

„Eine andere Portion davon!“

Ein neues Duell war die unausbleibliche Folge dieser Katastrophe, und drei Monate später mußte Bujanow wieder den grauen Soldatenmantel anziehen; er wurde aber dieses Mal zu einem Dragonerregiment versetzt.

Während der drei Jahre seines Verbleibs bei demselben ertrug Bujanow geduldig und pflichtgetreu alle Beschwerden des Kavalleriedienstes, einschließlich Pferdeputzen, Stallreinigung u. s. w. Dabei hatte er aber keinen anderen Gedanken, als sich, wenn im erneuten Besiz der Epauletten, wieder in das R.'sche Ulanenregiment versetzen zu lassen. — „Zum Dragoner taugte ich nicht,“ schrieb er einst an seine alten Kameraden, die ihn schmerzlich vermißten, „ich bin hier nur ein Passant. Bei den Dragonern weilt nur mein sterblicher Leib, meine Seele ist nur bei Euch.“

Nach vier Jahren wurde sein Wunsch richtig erfüllt, und man sollte nun meinen, der Brausekopf hätte an der zweimaligen üblen Erfahrung genug gehabt. Aber derartige Charaktere sind nun einmal, sowohl was ihre guten, als ihre schlechten Seiten anbetrifft, constant und unverbesserlich.

Von Bujanow's unglaublicher Gutherzigkeit und seiner Verachtung des Mammons könnte ich Wunderdinge erzählen. Er gab für die Kameraden sein letztes Hemde, seinen letzten Rubel fort, und die Juden verdienten an ihm viel Geld. Seine Gefälligkeit ging so weit, daß er einst einem Regimentsgenossen, der zum Ordonnanziren beim Divisionskommandeur eines Cartouchebandoliers bedurfte, das seinige lieh, ohne Cartouche zum Exerciren ausrückte und dafür natürlich Arrest erhielt.

Gleich nach seiner Entlassung aus der Hauptwache passirte folgende komische Geschichte.

In der Stabs garnison des Regiments, natürlich ein elendes Judennest mit zusammengedrängten, mit allem möglichen Trödel vollgepfropften Holzhäusern, brach Feuer aus und griff mit reißender Schnelligkeit um sich.

Bujanow war als einer der Ersten auf der Brandstätte und rettete, keine Gefahr achtend, für zehn. Als endlich die

Sprizen eintrafen, übernahm er die Leitung einer derselben, schöpfte selbst Wasser, richtete den Schlauch, arbeitete am Druckwerk und verließ den Platz, über und über naß und besudelt, nicht eher, als bis die letzten Balken verglimmt waren.

Am anderen Tage trifft auf dem Regimentsbureau folgendes Schreiben von der Polizeiverwaltung ein: In voller Anerkennung der verdienstlichen Thätigkeit des Cornets Bujanow vom N. schen Ulanenregiment beim gestrigen Brande, giebt sich die Polizeiverwaltung die Ehre zu melden, daß in Folge des übermäßig energischen Eingreifens genannten Offiziers beim Löschen, der Schlauch der Spritze an mehreren Stellen geplatzt, das Pumpwerk aber verdorben ist. Auf Grund dieser der Reparatur bedürftigen Beschädigungen bittet die Polizeiverwaltung im Interesse der Krone ganz gehorsamst den Cornet Bujanow zur Zahlung von 83 Rubeln $\frac{3}{4}$ Kopfen gefälligst veranlassen zu wollen.

Und unglaublich aber wahr, Bujanow ließ sich diese fast den dritten Theil seiner ganzen Jahresgage betragende Summe nach und nach abziehen. Und dergleichen Dinge kommen alle Tage vor.

Seine Unverbesserlichkeit brachte es dahin, daß er auch dieses Mal nicht lange beim Regiment blieb.

Seine Zurückversetzung datirte erst von Anfang Mai und in den ersten Tagen des August rückte die Ulanenbrigade zu den Herbstübungen ab. Die Zusammenziehung fand in der Umgegend eines erbärmlichen Städtchens — selbstverständlich wieder über zwei Drittel Juden enthaltend — statt. Im Orte selbst standen die beiden Regimentsstäbe und von jedem Regiment eine Schwadron. Die übrigen waren in den benachbarten Dörfern einquartirt. Bujanow blieb in der Stadt, und da alle Wohnräume in derselben über und über besetzt waren, so mußte er sich als Jüngster mit einem Quartier begnügen, das kaum den Namen einer menschlichen Unterkunft verdiente. Es befand sich auf einem schmutzigen Judenhofe und bestand aus einem engen Verschlage ohne Dach, dessen Stelle Querbalken mit darüber gelegten Zweigen von Tannen und Erlen vertraten. Die wohlhabenderen Hebräer pflegen während der unter dem Namen „Kutschki“ bekannten und der Erinnerung

an die 40jährige Wanderung in der Wüste geweihten Herbstfeiertage in diesen Hütten zu kampiren.

Also in einer solchen Bude quartirte sich Cornet Bujanow ein und ließ dieselbe so viel wie möglich herrichten. Es wurden eine Thüre und ein Fenster eingefetzt, das Dach dichter gemacht; bei Regenwetter tropfte aber doch das Wasser von oben in den Raum. Hier wurde das Feldbett aufgeschlagen, an die Wand hing er einen Teppich, darüber seine zwei Säbel, die Tasche mit dem Revolver, die Paradekandare und auf einem besonderen Pflock die schwarze Exerirczapfa. In einem Winkel stand der geräumige Marsch-Vorrathskasten mit dem Samowar, den Tellern, Gläsern, Kasserollen, Flaschen und sonstigen Speiseutensilien. Daneben waren ein Paar Messingleuchter, Tintenbehälter, Streusandbüchse, ein Präsentirt Brett und verschiedene Bürsten untergebracht. Außerdem hatte Bujanow an das improvisirte Fenster einen Tisch mit drei Beinen gestellt. An der einen Seite desselben erblickte man eine hölzerne Bank, auf der anderen Seite einen mit einem Rand beschlagenen Koffer, der auf diese Manier als Stuhl diente, und damit war das ganze Meublement vollzählig.

Obshon man diese, ein Zelt vertretende Wohnung nicht üppig nennen kann, so braucht man doch während der Lagerzeit keine bessere, und zumal Bujanow war damit bei seiner Anspruchslosigkeit ganz zufrieden.

Eines Tages befand er sich aber in sehr schlechter Stimmung.

Bei dem am Vormittag abgehaltenen Manöver — Schwadron gegen Schwadron — waren die R.'schen Ulanen, Bujanow mit dabei, von der dem anderen Regiment angehörigen feindlichen Schwadron, unvermuthet angegriffen und zurückgetrieben worden. Die Sieger machten sich natürlich ein Vergnügen daraus, über die R.'schen Ulanen zu spotten, und zwar geschah das in Gegenwart Bujanows in der als Restaurationslocal und Brigadeclub dienenden Schenke. Bujanow mußte diese Späße, da sie begründet waren, mit verhaltenem Ingrimmit anhören und sogar gute Miene zum bösen Spiel machen, um nicht noch mehr ausgelacht zu werden.

In seine Bude zurückgekehrt, ließ er aber seiner schlechten Laune freien Lauf, befahl dem Burschen einsilbig den

Samowar aufzustellen, warf sich auf's Bett und vertiefte sich in die Lectüre des „Russischen Invaliden“, was er stets that, wenn er bald einschlafen wollte.

Nicht lange dauerte es, so vernahm er dicht an seinem Fenster einen Lärm, Pfeifen, Hundegebell, Hezrufe und Gelächter.

„Dgnew!“ rief er ärgerlich dem Burschen zu: „sieh nach, was da zum Teufel los ist!“

„Sie zürgen unsern Rjabka, Ew. Wohlgeboren.“

„Was, unseren Schwadronshund?“

„Sehr wohl, Ew. Wohlgeboren, ihn selbst.“

„Wer untersteht sich so was?“

„Der Ziegenbock von die Trompeter von's andere Regiment.“

„Womit ärgert er ihn denn?“

„Mit den Hörnern, Ew. Wohlgeboren. Die Burschenferls hezen das Vieh an.“

„Welche Burschen? Unsere?“

„Ach wo doch, Ew. Wohlgeboren, die Lämmels vom anderen Regiment . . . der Reitknecht vom Herrn Schwidanten (Adjutant) ist der dollste dabei.“

„Da soll gleich der Satan dreinschlagen!“ Bujanow eilte an das Fenster. Was sah er dort?

Draußen auf der Gasse standen etwa sieben Offiziersburschen im Kreise herum; in dessen Mitte ein langhaariger, weißer Ziegenbock höchst komisch mit gesenkten Hörnern im Galopp auf einen armseligen grauen Köter losprang und ihm Stöße beizubringen suchte. Der Hund bellte und setzte sich zur Wehr, konnte aber nichts ausrichten, da die Burschen ihren Regimentsbock, sowie ihm Gefahr drohte, in Schutz nahmen und den Feind festhielten.

„Hole den Rjabka her,“ befahl Bujanow.

Dgnew ging,kehrte aber ohne den Hund zurück.

„Sie lassen ihn nicht fort, Ew. Wohlgeboren.“

Bujanow sprang vom Bett auf mit der Absicht, selbst nach dem Mechten zu sehen. Da stehen aber außer den Burschen etwas seitwärts, drei soeben hinzugekommene Offiziere aus der Zahl der Sieger von heute Morgen und betrachten höchlichst amüsirt den wirklich drolligen Zweikampf zwischen Ziegenbock und Hund.

„Nun, Väterchen, es scheint, Euer Regiment zieht überall den Kürzeren!“ scherzte, sich Bujanow zuwendend, einer der Offiziere: „nicht nur die Leute, sondern auch die Thiere werden geschlagen.“

Allgemeines Gelächter.

Diese an sich unschuldige Aeußerung im Verein mit der dadurch hervorgerufenen Heiterkeit, genügten aber, um die Reizbarkeit Bujanow's zu entflammen.

„Im Nothfall wissen auch wir uns unserer Haut zu wehren,“ erwiderte er in noch leidlich friedlichem Ton: „dann hört aber auch der Spaß auf.“

Der Wink wurde verstanden, ein Wort gab das andere, aus dem Spaß wurde Ernst, aus dem Ernst Grobheit — es fielen ein Paar sehr unparlamentarische Redensarten, und die Auseinandersetzung endigte schließlich damit, daß Bujanow eine Herausforderung zugeing, die natürlich von ihm angenommen wurde.

Die Strafe dafür war dieses Mal der Abschub weit nach der Grenze von Buchara, in die Steppen von Centralasien.

Wo ist unser Freund jetzt? Wie geht es ihm? Wie lebt er dort, wo birgt er sein Haupt?

Ist er gesund, oder im Kriege geblieben, oder ein Opfer der tödtlichen Steppenfieber geworden? Gott weiß es! Wir haben nichts wieder von ihm gehört. Man darf aber mit der größten Zuversicht annehmen, daß er, falls noch lebend und gesund, seinen Soldatendienst mit derselben Hingebung wie stets zuvor ableisten und auch in der Schlacht seinem alten Regiment nie Schande machen wird.

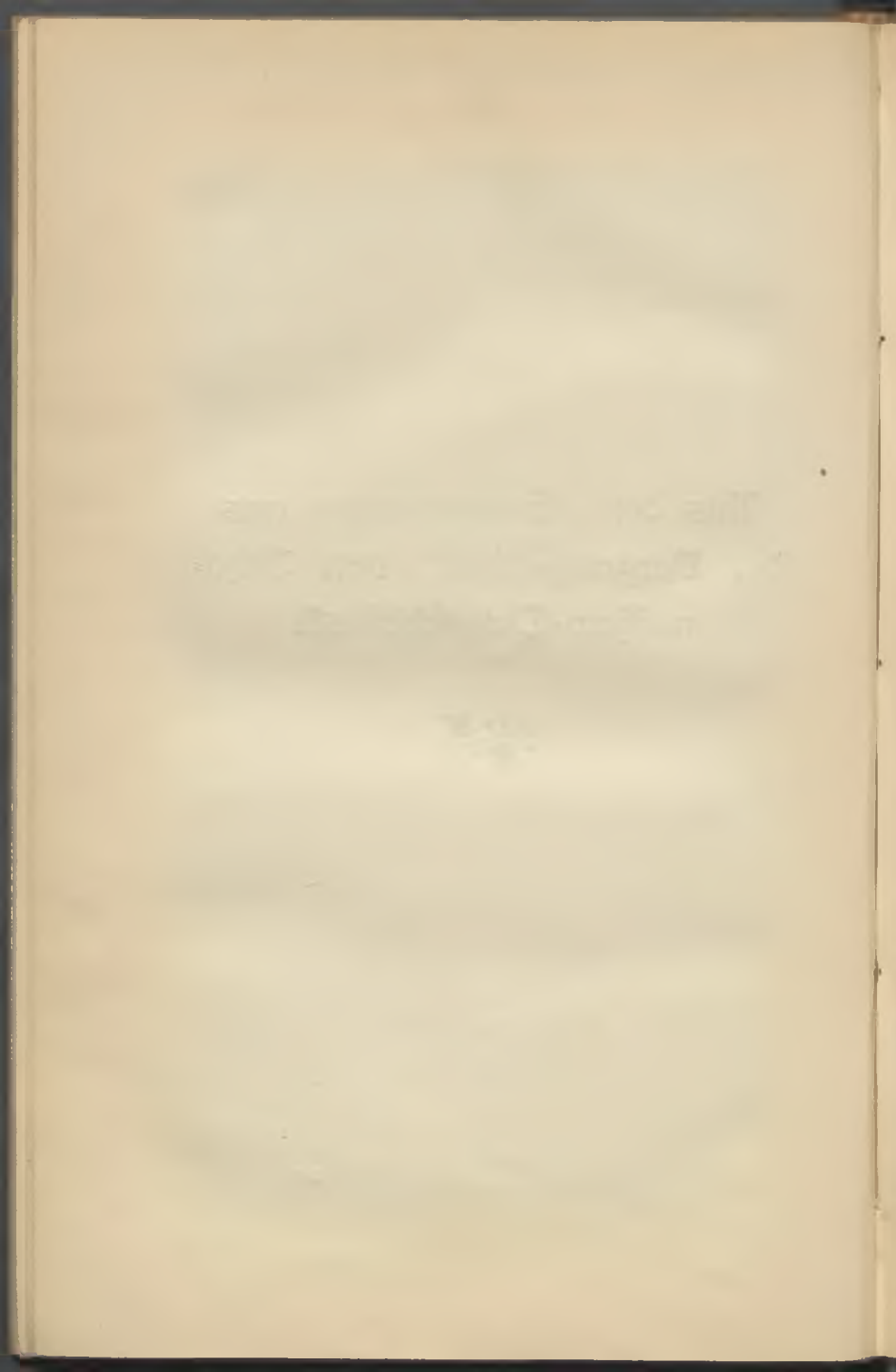
Mancher Leser ist vielleicht der Meinung, daß Bujanow einen Typ darstellt, der in die heutige, fortgeschrittenere Umgebung nicht mehr hineinpaßt. Zugegeben. Man mag ihn verdreht, lächerlich finden, ihn einen Don Quixote nennen. Dafür hielt er aber seinen Beruf heilig, war in idealer Weise in sein Regiment verliebt, ein treuer Kamerad, ein uneigennütziger, durch und durch ehrenwerther, dabei dienstfertiger Mensch und Offizier. Man könnte sagen, warum hat er nie daran gedacht, sich einen ernsteren Beruf mit mehr praktischem Nutzen zu erwählen? Nun, meine Herren — wir können nicht Alle Friedensrichter, Schöppen, Journalisten, Zoll- oder Kontroll-

beamten sein; es muß auch Ulanencornets geben. Sie fragen vielleicht, wozu sind denn diese Leute nöthig? Unnütze Brod-esser, nicht wahr? — Aber morgen, übermorgen kann in dem Leben einer Nation ein so kritischer Moment eintreten, daß auch die Friedensrichter, die Schöppen, die Beamten bei den neuen Wohlfahrtseinrichtungen, ja am Ende wohl gar der verehrte Leser selbst, die dringende Nothwendigkeit der Existenz von Ulanencornets à la Bujanow fühlen . . . Und auf dem grünen Felde, dem Feinde gegenüber, da wird Bujanow an seinem Platze sein. So geringfügig auch seine Rolle als Zugführer erscheinen mag, als Glied des großen Ganzen ist auch sie wichtig und nothwendig. Solche Führer sind es, denen die Soldaten gerne folgen. — *Suum cuique, meine Herren!*

Ihm aber, dem Braven, wo er jetzt auch weile, überall und für immer meinen wärmsten Gruß! Vielleicht . . . vielleicht sieht ihn einst das N.'sche Ulanenregiment in seinem kameradschaftlichen Kreise in der alten Uniform, mit demselben martialischen, aber mittlerweile ergrauten Schnurrbart und in der ihm vom Schicksal bestimmten, radaubeflissenen Cornetcharge wieder.

Aus den „Erinnerungen aus
der Vergangenheit“ von Atha-
nassjew-Tschuschbinski.





I.

Auf Remontekommando.

Während heute die Beschaffung der Remonten für die Cavallerie durch die sogenannten Cadres des Cavallerieersatzes bewirkt wird und einer einheitlicheren, strenger geregelten Controlle unterliegt, mußten die einzelnen Regimenter bezw. Divisionen früher ihre Remonten selbst ankaufen lassen, was einen Hauptzweig der Regimentsökonomie bildete. Man nahm daher zu den Remonteoffizieren stets solche Persönlichkeiten, die eine große Pferdekennniß und auch in Geldangelegenheiten das vollste Vertrauen ihrer Vorgesetzten besaßen. Handelte es sich dabei doch immer um große Summen. Andere Anforderungen wurden an den Remonteoffizier nicht gestellt. Mochte er Graf oder Baron oder aus dem Cantonistenstande hervorgegangen sein, mochte er etwas vom Frontdienst verstehen oder nicht, es blieb sich ganz gleich. Die oben angegebenen beiden Eigenschaften dienten ihm als Patent für seinen einträglichen, unabhängigen und viel beneideten Posten. Da nämlich die damaligen Pferdepreise, einschließlich der Futter- und Transportkosten, sehr gering waren, so gelang es den früheren Remonteueroffizieren von der ihnen gezahlten und nicht zu verrechnenden kleinen Pauschalsumme einen erklecklichen Theil für sich zu erübrigen und sich so mit der Zeit ein Vermögen zu erwerben. Es kam nur, wie noch jetzt bei dem neuen Ankaufsmodus, darauf an, die erforderliche Zahl der Pferde in der vorgeschriebenen Qualität zu liefern; wie der Remonteoffizier das anstellte, war seine Sache. Ein Hauptreiz für den Remonteur bestand auch darin, daß er mit einer Kronsbefcheinigung, eine

sogenannten Podoroshnaja, die ihm besondere Begünstigungen bei der Erlangung von Postpferden sicherte, alle Gouvernements und namentlich alle Märkte in Polen, Litthauen, Kleinrußland, Neurußland und im Dongebiet, bereisen durfte. Der Remonteur war mit Ausnahme der etwa 2 Wochen erforderlichen Uebergabe der Pferde an die Regimenter, von allem anderen Dienst befreit und konnte sich die übrige Zeit aufhalten, wo er wollte. Daraus resultirte eine ganz besonders genaue Kenntniß des Landes und seiner Sitten. Es waren ihm überdies Gehülfsen beigegeben, von denen es zwei Arten gab. Solche, die wirklich Interesse an der Sache hatten, etwas lernen wollten und ihren älteren Genossen eifrig zur Seite standen, und solche, die dem Remonteur ihre Gage überlieferten, nur um sich das ganze Jahr nach ihrem Belieben umhertreiben zu können. Es gab auch reiche Leute, die sich von den Regimentskommandeuren mit der Beschaffung von nur 20 Remonten beauftragen ließen und ebenfalls beständig zu ihrem Vergnügen unterwegs waren, aber doch großen Nutzen brachten, da die Hälfte der von diesen „Dilettanten“ gelieferten Pferde so fein mußte, daß sie sich für Unteroffiziere, bezw. Offiziere eigneten. Die meisten dieser Dilettanten stellte natürlich die Garde. Solch ein Remonteur wirthschaftete natürlich zu seinem Schaden, aber was machten sich diese Rabobs daraus, wenn sie sich nur amüsiren und ihre Uniform, die damals noch ein besonderer Nimbus umgab, im ganzen Lande bei Bällen und anderen Festlichkeiten zeigen und die Herzen der Damen berücken durften. So repräsentirten der Remonteur-Specialist und der Remonteur-Dilettant zwei ganz verschiedene Klassen, die zwar an dem auf den Marktplätzen üblichen lieberlichen Leben gemeinschaftlich theilnahmen, sich aber in den Gasthöfen und auf dem Parket wesentlich trennten. Als Schauplatz der Vereinigungen der Remonteurs dienten die verschiedenen, in ihrer Bedeutung jetzt etwas herabgekommenen, Jahrmärkte oder Messen in Charkow, Romny, Poltawa, Werdischew u. s. w. Dort fanden sich in der für die Pferdemärkte bestimmten Zeit die Remonteurs aller Regimenter zusammen, suchten einander zu übertvorthellen und vergeudeten oft bei den Traktirs (Restaurateurs) und in anderen noch schlimmeren Vergnügungsalocalen nicht nur ihren Jahresverdienst, sondern auch einen Theil der

Kronsgelder. Es wurde dort namentlich sehr stark gespielt, und ganze Banden von Glückszittern (russisch schuleri), von den ordinärsten bis zu den elegantesten, suchten auf den Märkten ihre Beute.

Eine nicht geringere Rolle spielten dabei die gewerbsmäßigen Roßtäuscher und Agenten, die alle Remonteure, namentlich die Dilettanten, kannten. Letztere, die nichts von Pferden verstanden und keinen Schund liefern wollten, übertrugen die Bestellung den Commissionären natürlich für sehr hohe Preise.

Wiederum gab es auch solche Offiziere, die ganze Landgüter in Pacht nahmen, um dort ihre Depots zu errichten, Hafer zu bauen und sogar Getreidehandel nach den südlichen Häfen zu treiben. Solche Leute kauften oft die dreifache Anzahl der von ihnen zu liefernden Pferde und ließen den anderen Kameraden gegen großen Gewinn davon ab. Wieder andere, die mit den größeren und kleineren Pferdezüchtern bekannt waren, kauften denselben nicht nur Remonten, sondern auch zweijährige, mitunter sogar Füllen, ab, unter der Bedingung, daß sie der Züchter bis zur Abnahme (3 $\frac{1}{2}$ jährig) bei sich behielt und fütterte.

Um gleich Geld zu erhalten, thaten das die Besitzer gerne, um so mehr, da das Futter, meistens Heu, in den Steppengebieten so gut wie gar keinen Werth hatte.

Mitunter gewährten die Remonteure den Züchtern auch Vorschüsse und Darlehn, und wenn die Schuldner nicht baar bezahlen konnten, mußten sie dafür später die Pferde zu einem Spottpreis liefern. Manche Remonteure machten dabei auch gründlich Bankerott, aber das kam sehr selten vor.

Jeder Remonteur, mochte er nun die volle Remonte oder nur 20 Pferde zu liefern haben, hatte ein Kommando von Unteroffizieren und Soldaten zu seiner vollen Verfügung. Diese Soldaten versahen die Pferdepflege und mußten die Thiere von den Märkten und Gestüten nach den Depots und von dort zu den Regimentern selbst bringen. Meistens im Frontdienst nicht besonders brauchbar und von zweifelhafter Führung, eigneten sich diese Leute unter der Anleitung der alten Routiniers, die fast ihre ganze Dienstzeit bei den Remontekommando's verblieben, sehr schnell ganz besondere, kaum

militärisch zu nennende, Manieren an. Sie bekleideten ihrem Offizier gegenüber fast die Stellung von Leibeigenen und beschäftigten sich mit allen möglichen Arbeiten. Dafür sah der Remonteur ihnen bei all ihren Excessen durch die Finger, schützte sie vor der Polizei und bestrafte sie nur dann, wenn sie sich direct gegen ihn und den Dienst vergingen. Für Diebstahl gab es zwar damals auch Strafen, aber eigentlich nicht dafür, daß gestohlen wurde, sondern dafür, daß der Betreffende sich hatte erwischt lassen. Am meisten handelte es sich dabei um die Entwendung von Eßwaaren, wozu übrigens auch ganze Hammel, Kälber u. s. w. gehörten, und bei der Cavallerie um Fourage. Das galt eigentlich gar nicht als Stehlen. Es gab sogar Schwadronschefs, die alljährlich mit größter Gemüthsruhe vier Fünfstel der Fouragegelder in die Tasche steckten, Heu und Hafer, nur um den Schein zu retten, in geringer Quantität ankauften und sich darum, was die Pferde fraßen, nicht im mindesten bekümmerten. Wenn sie nur bei den Besichtigungen hübsch dick ausfahen.

Natürlich waren die Soldaten bei diesem — auch heute noch nicht ganz ausgerotteten — System genöthigt, selbst für die Verpflegung ihrer Pferde zu sorgen, weil man sich lediglich an sie hielt. Sie vermieden es dabei in ihrem eigenen Einquartierungsrayon zu stehlen; aber in den benachbarten Dörfern verschwanden ganze Heuschuber und Lasten von Hafer. Vergebens beschwerten sich die Besitzer über derartige Requisitionen: fasse den Dieb, hieß es, und bringe ihn mir her. Das war nun schwer zu erreichen, denn die Soldaten besaßen in diesem Geschäft eine wahre Virtuosität. Sie zogen ihre Stiefel verkehrt an und verdeckten dadurch, namentlich im Winter, jede Spur; man sah im Schnee, daß Jemand gekommen war, aber keine Merkmale führten wieder zurück. Derartige Vorsichtsmaßregeln beobachtete man aber nur in der Nähe der Dörfer, während in der Steppe, namentlich bei Schlackenmetter, ganze Züge das Heu einfach auf Pferde verpackten oder auf große Schlitten verluden. Von Lebensmitteln will ich erst gar nicht reden, speciell wenn die Regimenter ihre Sommerübungen abhielten und, anstatt wie sonst von den Quartierwirthen, von der Menage bespeist wurden. Dann gab es meistens nur Grütze, bei der, wie die Soldaten sich treffend

ausdrückten, „ein Korn das andere mit dem Knüppel suchte“. Wie oft passirte es nicht, daß ich, wenn ich du jour hatte, die Küchen revidirte und in den Kesseln Hammelschinken oder Gänsebeine in dem Grüßbrot kochen sah.

„Womit ist die Grüße heute angemacht, Kinder?“ fragte ich dann wohl die Leute.

„Wie immer, Euer Wohlgeboren, ohne Fleisch: nur Grüße und Wasserchen.“

Ich that dann stets so, als ob ich nichts von dem Fleisch bemerkte; denn wie wollte man es dem Soldaten, der schon um 4 Uhr des Morgens zum Exerciren ausrückte und einen halben Tag lang hungern mußte, verdenken, daß er nahm, wo er etwas fand. Es gab im Stehlen solche Matadore, die während des Marsches Lämmer oder Ferkel mitnahmen, sie sofort zerschnitten und so geschickt im Gepäck verbargen, daß auch bei der schärfsten Nachforschung nichts gefunden wurde.

Wenn solche Räubereien schon bei den übrigen, in festen Quartieren stehenden Theilen der Armee vorkamen, so kann man sich denken, welche Ausdehnung dieselben bei den Remontekommandos annahmen, die schlechter disciplinirt und mitunter halbe Jahre lang ganz ohne Aufsicht waren. Besonders geschah das bei den Remonteurdilettanten, die die Pferde durch die Händler ankaufen ließen. Die Depots mit den Unterkunftsräumen für die Mannschaften und Pferde befanden sich gewöhnlich in Klein-Rußland, seltener in Neu-Rußland und in den Gouvernements Kurland und Woronjesch, in denen noch heute die meisten Depots liegen.

Es war Gebrauch in der Umgegend der Depots, keine der in dem Gouvernement oder in den Kreisen sonst dislocirten Truppen unterzubringen. So hatte jeder Remonteur sein bestimmtes Gebiet, in dem er, namentlich in den Kronsdörfern, fast unumschränkt waltete und auch die Bauern regierte. Die ordentlichen Soldaten beschäftigten sich, wenn sie sonst nichts zu thun hatten, mit Handwerken oder ländlichen Arbeiten. Die meisten aber lagen den ganzen Tag auf der Bärenhaut und betranken sich um so öfter, als der Branntwein damals ungläublich billig war.

Die Offiziere machten es auf ihre Weise nicht viel besser und wurden in ihrer Willkür von den ihnen ganz ergebenden,

weil mit Nachsicht behandelten und oft reich beschenkten Leuten unterstützt. Den Kerls machte es gar nichts, auf Befehl ihres Offiziers ein ganzes Dorf anzustechen, Mädchen zu rauben oder dergleichen. Noch vor 10 Jahren konnte man in den Provinzen die Anekdoten über die Heldenthaten dieser Durchgänger hören, die sich oft über alle Gouvernements verbreiteten und mitunter geradezu unglaublich waren. Alle diese wüsten Sachen kamen natürlich meistens bei der von reicheren Leuten bevorzugten Cavallerie vor und zwar nicht etwa nur in den abgelegenen Ortschaften, sondern sogar in den Stabsquartieren der Regimenter und Divisionen. Nur natürlich daß die gänzlich unabhängigen Remonteure diese meistens in der entfernten Hauptstadt zuerst ausgeheckten Tollheiten auf die Spitze trieben. Den verbreitetsten Ruf in dieser Hinsicht hatten die Husaren, die sich für forscher hielten als alle übrigen Regimenter und der Meinung waren, daß ein solcher Unfug zum guten Ton gehöre. Die anderen Waffengattungen suchten ihnen nachzueifern, galten aber bei den Husaren nicht für voll. So wollten z. B. die Husaren eine ehemalige Dragoner-, jetzt Husarendivision absolut nicht für ihresgleichen gelten lassen, und es gab aus diesem Anlaß viele Duelle. Ich erinnere mich bei meinem Regimente eines jungen, bescheidenen und nicht ungebildeten Offiziers, den man, weil er noch nie Urheber eines Scandals gewesen war, „kleines Mädchen“ nannte. Freilich hatte er einmal im Rausch dem Bezirkslehrer die Schöße vom Rock gerissen und den Kameraden damit viel Vergnügen bereitet, aber das kam neben anderweitigen Leistungen dieser Art gar nicht in Betracht. Der junge Mensch wurde nach wie vor mit seiner Zimperlichkeit geneckt. Als wir einst nach Charkow fuhren, um uns dort zu amüsiren, gab der darüber Getränkte den Kameraden das Versprechen, eine That zu vollführen, die sein Renommee endgültig feststellen sollte. Im deutschen Club — Schusterclub genannt — aus dem bereits viele unserer Offiziere mit Pauken und Trompeten an die Luft gesetzt worden waren, forderte er einen ihm bekannten Commis eines großen Militärgarderobengeschäfts bei der Quadrille zum vis-à-vis auf und schlug ihm dabei ohne ernste Veranlassung vor aller Welt ins Gesicht. Seit jener Zeit war sein guter Ruf besetztigt. Noch eine andere ähnliche Geschichte, die ebenfalls in

Charkow spielte. Ein Cavalleriedivisionskommandeur wollte die zur Beförderung zum Offizier vorgeschlagenen Junker seiner Division inspizieren, und da er keine Lust hatte, dieserhalb die verschiedenen Divisionen zu bereisen, ließ er sie Alle nach Charkow kommen.

Natürlich benutzten die meist wohlhabenden jungen Leute die günstige Gelegenheit, um alle in der Gouvernementsstadt gebotenen Genüsse auszukosten. Nach einer gründlich durchschwelgten Nacht gingen etwa 20 Junker in der Absicht noch weitere Localitäten aufzusuchen, über einen Marktplatz, wo ihnen eine von einem Polizeioffizier geführte Nachtpatrouille entgegen kam. Der Polizeioffizier war unvorsichtig genug seine Autorität geltend machen und die Junker wegen Ruhestörung arretiren zu wollen.

Es kam zum Handgemenge, bei dem die Polizisten das Feld räumen mußten und ihren Führer in den Händen der Sieger ließen. Zufällig standen in der Nähe einige Tonnen mit Theer. Die Junker steckten den Beamten in voller Uniform in eine derselben und ließen ihn nicht eher heraus, als bis der Aermste das Wort gegeben hatte, über den ganzen Vorfall zu schweigen. Am ärgsten wurde es in den Garnisonen mit jüdischer Bevölkerung getrieben. Da ging kein Tag ohne Gewalt, Scandal und Wehgeschrei ab, aber das Publikum fand dabei nichts Anstößiges und entschuldigte die Missethäter. Es durften dabei nur keine „Gemeinheiten“ vorkommen, ein ebenfalls sehr weit ausgedehnter Begriff, bei dem überdies Trunkenheit stets als mildernder Umstand galt. Und wer trank damals nicht? Es wurde hierin von Einzelnen geradezu Unglaubliches geleistet, und keine Schilderung würde der Wirklichkeit auch nur nahe kommen. Hier nur ein Paar kleine Beispiele unter Hunderten.

Unser Regimentskommandeur war sehr geizig, und wenn einer der Offiziere bei ihm zu Tisch geladen wurde, bestellte er sich vorher immer eine gehörige Mahlzeit zu Hause oder sagte sich bei einem Kameraden zum Essen an. Natürlich gab es bei dem Obersten auch knapp zu trinken. Rittmeister B., ein renommirter Zecher, auf den der Spiritus bereits gar keine Wirkung mehr ausübte, war einst auch mit noch anderen Gästen zu dem Obersten eingeladen. Auf dem Tische mit dem

Vorimbiß auf russisch sakusska genannt und aus pikanten Sachen bestehend, stand die übliche Flasche mit Branntwein, etwa mit 12 Gläser Inhalt. Während der Unterhaltung mußte sich der Rittmeister unbemerkt dem Zimbistisch zu nähern, trank die Flasche mit einem Zuge aus und stellte sie wieder an ihren Platz. Nun wurden auch die übrigen Gäste zum Schnäpßchen genöthigt. Großes Erstaunen, die Quelle war versiegt. Der Oberst schalt den Diener und ließ eine neue Flasche bringen. Derweile erschien ein neuer Besucher vom Lande, mit dem der Wirth sich in eine längere Unterhaltung einließ. B. machte dasselbe Kunststück wie vorher, mit genau demselben Erfolge. Dabei war dieser Offizier, der bereits sein ganzes Vermögen durch die Kehle gejagt hatte, im Dienst tadellos, sogar ein Muster, so daß man ihm nichts anhaben konnte.

Besonders berühmt war im Trinken und in der Verübung von allerhand Schelmenstreichen eine ganze Husarendivision, ohne daß es gelang, das Offiziercorps irgendwie in Ordnung zu bringen. Der Corpskommandeur konnte nicht mit den Wildfängen fertig werden, und da die Mißstimmung auf Gegenseitigkeit beruhte, so stand der Scandal vor der Thür. Der General war ein Deutscher und verstand, da aus der Infanterie hervorgegangen, von dem Cavalleriedienst gar nichts, nahm aber doch bei einer Besichtigung Veranlassung, die Husaren grob zu tadeln. Was thaten sie? Als der Nämjez (Deutsche) an demselben Abend in seinem Quartier am offenen Fenster saß, zog an demselben ein Leichenzug mit Trompetern, Trauerparade und allen Offizieren in voller Uniform vorüber. Der Corpskommandeur, neugierig, schickte einen Adjutanten hinaus, um sich zu erkundigen, wer da mit solchem Pomp bestattet würde. Man antwortete ihm: der Kommandeur des 11. Corps und nannte dabei des Generals vollen Namen. In dem glänzend decorirten Sarge lagen — ein Paar Duzend Flaschen Champagner! Selbstverständlich rief diese Demonstration eine große Untersuchung hervor, aber die Sache wurde beigelegt, und es kam nicht viel dabei heraus.

Schließlich noch eine die damaligen Sitten, es ist hier von den 50 er Jahren die Rede, charakterisirende Geschichte aus meinem eigenen Regiment.

Wir hatten einen zwar tollen, aber sonst sehr netten, gutmüthigen Junker, den wir Alle sehr gerne mochten, der aber durchaus die Civilisten nicht leiden konnte. Eine damals und noch heute sehr verbreitete Erscheinung. Als er Offizier wurde, versetzte man ihn zu einer anderen Division. Auf dem Wege zu seiner neuen Garnison prügelte der neugebackene Cornet in einer Kreisstadt den Postgehülfsen fürchterlich durch, weil dieser ihn auf die Pferde zu lange warten ließ. Nun muß man wissen, daß diese Postgehülfsen zur 14. Rangklasse gehören und daher als Beamte geachtet und behandelt werden müssen. Mankehrte sich aber in damaliger Zeit nicht daran, und dergleichen Auseinandersetzungen mit der Faust kamen, wie wir noch später sehen werden, auf den Stationen besonders häufig vor. Unser Freund hatte aber, wie er selbst zugab, die Züchtigung etwas zu gründlich besorgt; der Gehülfe beklagte sich bei dem Postmeister, und Cornet J. mußte auf die Polizei. Sich für vollständig in seinem Recht haltend und durch die Anwesenheit so vieler Tschinowniks (Beamten) noch mehr gereizt, brauchte J. bei seiner Vernehmung so unparlamentarische Redensarten, daß der Secretär ihm erklärte, er müsse, wenn er nicht damit aufhörte, für jeden unpassenden Ausdruck 5 Rubel Strafe zahlen. J. schimpfte in seiner Heftigkeit innerhalb einer Viertelstunde genau für 20 Rubel. Der Secretär stellte die Rechnung auf und verlangte nach Schluß der Untersuchung Bezahlung. Unser Cornet holte ruhig einen Fünfundzwanzigrubelschein hervor und bat um Herausgabe. Der Secretär hatte aber kein kleines Geld.

„Da Sie nicht herausgeben können und ich Ihnen die 5 Rubel nicht umsonst geben will,“ erwiderte da von oben herunter unser Grobian, „so können Sie mich . . .“ und lachend verließ er das Local.

Dieser Scherz kam indessen dem Cornet ziemlich theuer zu stehen.

Ich führe diese Thatsache deshalb an, damit der heutige Leser sich eine Vorstellung davon machen kann, aus welchen Sphären die damaligen Remonteure hervorgingen, und was sie sich erlauben durften. Die folgende Erzählung giebt dazu noch weitere, der vollen Wirklichkeit entnommene Illustrationen.

An einer der schönen, mit üppigen Bäumen eingefassten Poststraßen Kleinrußlands stand eine niedrige haufällige Poststation, die sich von einem gewöhnlichen Krüge nur durch die mit den Landesfarben angestrichene Säule und die auf dem Hofe oder vor den Thoren angehäuften Posttelegen*) unterschied. Rings in weiter Ferne gab es keine einzige menschliche Wohnung außer einer naheliegenden Schänke, in der die Jämschtschiks (Postillone) ihr Trinkgeld an den Juden zu bringen pflegten, überdies offenen Kredit hatten. Solcher Erfrischungsstätten giebt es namentlich in Kleinrußland, an den auch von Lastfuhrern in ganzen Karavanen benutzten und häufig völlig versperreten Hauptstraßen eine schwere Menge.

An einem glühend heißen Julitag, Zugthiere und Menschen lagen im Schatten und schliefen oder hielten ihre Mittagsmahlzeit, fuhr an dieser Station eine mit vier müden Pferden (breit) bespannte zweifelhige Kalesche vor. Ihr entstieg ein junger Husarenoffizier, der sich, nachdem er seinem Diener befohlen hatte den Frühstücksköber heraus zu nehmen, auf die kleine, ein Pfeilerdach tragende und mit zwei Bänken ausgestattete Vortreppe begab.

Ihm trat auf der Schwelle der Postgehülfe entgegen, eine so urfomische Persönlichkeit, daß der Husar sich bei seinem Anblick des Lachens nicht enthalten konnte und kaum das Verlangen nach frischen Pferden herausbrachte.

„Bitte, warten Sie einen Augenblick,“ lautete die Antwort, „die Pferde müssen erst noch Futter haben.“

„Gut, Du hast Zeit, bis ich mit dem Frühstück fertig bin.“

„Haben Sie einen Kronreisepaß?“

„Natürlich, für das ganze Reich!“ Und der junge Offizier überreichte triumphirend das ihm den Vorzug bei der Pferdegestellung sichernde, noch ganz neue Papier.

Die Persönlichkeit des Postbeamten mußte wirklich zur Heiterkeit herausfordern. Man denke sich sehr lange, ganz schief gestellte Beine, dicke, sich nach oben sträubende Haare und das ganze blasse, etwas angeschwollene Gesicht über und über mit Schrammen bedeckt. Wenn der Mensch den Mund

*) Unter einer Telega hat man einen hölzernen Wagen ohne Federn zu verstehen.

öffnete, um zu sprechen, so schnitt er eine so furchtbare Grimasse, daß man nicht wußte, ob er lachen oder weinen wollte. Zum Ueberfluß fehlte dem Kerl das rechte Auge, und die schlecht zugeheilte Höhle war so lang, daß die ganze Seite dadurch etwas Thierisches erhielt, während die linke volle Gutmüthigkeit ausdrückte.

Der Offizier trat in das einzige, sehr dürftig eingerichtete Passagierzimmer und nahm auf einem schiefgefessenen Divan mit davorstehendem wackligem Tisch Platz. Der Burſche brachte die gestopfte Pfeife, ein zierliches Flaschenfuttural und einen Kober mit kalten Speisen, wie man ihn in Rußland auf längeren Touren stets mitführt. Der Husar trank zur Einleitung einen Schnaps und machte sich dann an das Frühstück.

„Wohl bekomm's!“ ertönte ganz in seiner Nähe eine Stimme.

Der Offizier sah auf und mußte wieder lachen. Vor ihm stand, den Kronspieß in der Hand, der Postgehülfe.

„Ew. Wohlgeboren haben vier Rubel (Papier) zu zahlen,“ sagte er, mit dem rechten Auge zwinkernd.

„Was, vier Rubel? Wieviel Werst sind es bis zur nächsten Station?“

„Genau zwanzig.“

„Für zwei Pferde, auf die ich nach dem Paß Anspruch habe, ist das ja viel zu theuer; drei mußt Du mir dafür mindestens stellen.“

„Es ist Bestimmung — Sie fahren mit einer eigenen Kalesche . . .“

„Ich werde Dir was mit Deiner Kalesche!“ protestirte der Husar, „fällt mir nicht ein, das zu bezahlen! Wenn Du mir vier Pferde und von den besten giebst, mag es bei den vier Rubeln bleiben; Du sollst auch noch obenein ein Trinkgeld haben . . .“

„Gut denn — danke ganz gehorsamst . . . Aber wenn Ew. Wohlgeboren außerdem . . .“

„Was denn?“

Der Postmensch liebäugelte mit dem Flaschenetui und schnalzte mit der Zunge. „In dem Fläschchen ist gewiß ein Tropfen, wie ich ihn noch nie über meine Lippen gebracht habe; möchten Sie nicht gütigst . . .“

„Ach so, nun dann hole ein Glas her, aber nicht gleich ein Stof!“

Das geschah, der Offizier goß ein, und mit Entzücken trank der Lüsterne den feinen Likör tropfenweise hinunter.

„Hier hast Du auch noch ein Stück Pastete dazu,“ ließ sich der Husar herab. „Nun sage mir aber in aller Welt, wer Dir die Bisage so entseßlich zugerichtet hat . . . vielleicht die Bocken?“

Der Postgehülfe machte eine unwillige Bewegung mit dem Arm: „Schöne Bocken! Alles im Dienst.“

„Wie denn das?“

„Nun, ich meine Ihre Offiziere, die Remonteuere und noch mehr die verfluchten Feldjäger . . .“

„Also die Reisenden sind es, die Dir so das Fell verfohlt haben?“

„Wer sonst? Ein Remonteur hat mir das Ohrläppchen abgerissen und nur 10 Rubel dafür gezahlt. Für die sonstigen Hiebe nicht eine Kopeke . . . das blieb er mir schuldig, Ew. Wohlgeboren.“

„Dann bist Du gewiß ein gehöriger Spizbube und hast es verdient?“

„Ganz und gar nicht! Die Sorte mißhandelt unsereinen ganz ohne Grund, nur zum Zeitvertreib . . . Da ist namentlich ein Feldjäger, wenn ich den zu sehen kriege, verliere ich fast die Besinnung . . . Er hat mir das Auge ausgeschlagen und mich schon fünf Mal fast zu Tode geprügelt, weil ich ihm, wie er meint, nicht schnell genug Pferde gegeben habe. Wenn ich ihn nur von weitem kommen sehe, laufe ich in den Wald, sonst macht er mich noch ganz zum Krüppel, oder ich selbst werde wüthend und schlage ihn todt wie einen tollen Hund.“

„Na, na, man sagt, mit Euerem Gelichter muß man so umspringen. Sieh zu, daß meine Pferde zur Zeit da sind, sonst . . .“

In demselben Augenblick hörte man draußen das Glöckchen eines neuen Gefährts erklingen. Der Postgehülfe gerieth in einige Aufregung, und in das Zimmer trat ein schöner, hochgewachsener, bärtiger Ulanenoffizier, der sich zunächst nur leicht vor dem fremden Kameraden verbeugte.

„Ah, Du bist es?“ redete er den Beamten an.

„Ja, ich, Euer Hochwohlgeboren,“ erwiderte dieser mit zitternder Stimme.

„Erlauben Sie mir, Ihnen hier mein Patentkind vorzustellen,“ wandte sich der Ulan lachend an den Husaren.

Der Postgehülfe wußte vor Angst nicht, wo er bleiben sollte und trippelte von einem Fuß auf den anderen.

„Also, da wären wir ja wieder einmal bei einander,“ spottete der Ulan, „und es wird Dir gewiß angenehm sein zu hören, daß ich noch immer denselben Unteroffizier Sosulenko bei mir habe, mit ganz derselben Nagaika (Beitsche) wie damals. Du Erinnerst Dich doch noch . . . ha, ha, ha! Marsch hinaus, und daß mir nach zehn Minuten die Pferde vor der Thür stehen!“

Der Ulan sah nach der Uhr, und der Postgehülfe verließ mehr todt wie lebendig das Zimmer.

Die Offiziere machten Bekanntschaft, und da es sich ergab, daß beide zu demselben Zweck und in derselben Richtung reisten, fand man dieses Zusammentreffen sehr angenehm. Die Herren saßen noch beim Frühstück, als der Postverwalter mit der Bodoroshnaja wieder eintrat.

„Sehen Sie sich den Spitzbuben an, Väterchen,“ sagte der Ulan zu dem Husaren. „Während meiner Remontezeit habe ich den Kerl schon mindestens auf 16 verschiedenen Stationen angetroffen, und kein Jahr ist vergangen, ohne daß ich ihn nicht eigenhändig durchgeprügelt hätte oder durch meine Ordonnanz hätte durchprügeln lassen. Einen größeren Taugenichts giebt es nicht.“

„Es scheint ja aber, daß er sich Mühe giebt . . .“

„Wird er nicht? Das letzte Mal hat er es so abgekrigt, daß er fast liegen blieb, und ich gab mein Wort, daß, wenn er mir noch einmal in die Finger käme, sein letztes Stündlein geschlagen hätte. Da hütet er sich schon, nicht so, Du Schuft?“

„Weiß Gott, Ew. Hochwohlgeboren, ich geben Ihnen heute meine letzten Courirpferde.“

„Das glaube ich schon. Du weißt, wenn die Pferde nichts taugen, komme ich zurück und hole mir andere. Ha, ha, ha!“

„Ei, wenn ein Feldjäger kommt, dessen Ansprüche vorgehen?“

„Mir gleich! Wenn er keine Pferde findet, so sieh, wo

Du sonst welche herbekommst. Denken Sie sich,“ fuhr der Ulan, sich an seinen Kameraden wendend, fort, „was der Mensch mit mir einst in der Ukraine für ein freches Stück losgelassen hat. Meine Reise erforderte Eile; ich machte den Postverwaltern und Fuhrknechten überall gehörig Dampf, und es ging ja auch so lange Alles gut. In einer Station treffe ich diesen Patron, der schon vor zwei Jahren in der Nähe von Kijew mit meiner Reitpeitsche Bekanntschaft gemacht hatte. Ich fasse ihn ohne weiteres am Kragen, schüttele ihn tüchtig ab und befehle ihm, sofort frische Pferde zu stellen. Meine Peitsche war noch nicht ausgeraucht, da standen sie auch schon vor der Thüre. Ich setze mich in die Telege, meine Ordonnanz haut dem Kutscher, um ihn anzutreiben, eins ins Genick. Wir fahren ab, aber die Pferde kommen kaum von der Stelle. — ‚Was ist nun los?‘ schreie ich den Fuhrmann an. — ‚Nichts,‘ antwortet er, ‚warten Sie noch ein wenig, die lieben Pferdchen werden sich schon einlaufen.‘ Nun so was kommt ja vor. Aber auf der zweiten Werst können sie kaum mehr traben. Was blieb mir übrig, ich kehrte um und bearbeitete den Hallunken so, daß sie ihn mit Wasser begießen mußten. Na,“ wandte sich der Ulan zum Schluß an den Verwalter, „dieses Mal wirst Du mir hoffentlich das Wiederkommen ersparen?“

„Erbarmen Sie sich, Courirpferde.“

„Und Du hast Dich damals nicht über mich beschwert?“

„Wie werde ich mich!“ entgegnete mit Thränen in den Augen der Beamte. „Fünf Wochen habe ich zu Bett gelegen und fast meinen Posten verloren.“

„Aha! merke Dir das; ein anderes Mal kommst Du nicht so gut ab. Hier nimm Dein Geld, und nun fort . . .“

Die Pferde für zwei Fuhrwerke standen draußen bereit, und der Husar bot dem Ulanen an, sich mit ihm in seinen bequemerem Wagen zu setzen.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte dieser. „Es scheint, Sie sind einer von den Bornehmen — eine eigene Kalesche, das lobe ich mir! Natürlich haben Sie nur für das Regiment Remonten zu kaufen?“

„Ja wohl, darunter acht für Unteroffiziere.“

„Also ein Neuling, der dem Obersten das Regiment ausputzen hilft. Ich kaufe für die ganze Division. Sollten Sie

noch nichts von Bubnjafschew gehört haben? Der bin ich, Paul Paulowitsch Bubnjafschew. Doch steigen wir ein, unterwegs haben wir ja Zeit zum Plaudern, und, wissen Sie was, wir nehmen meinen Sosulento zu uns auf den Bock, vor dem haben die Postillone einen Heidenrespekt."

Man setzte sich, steckte die Peisen in Brand, und da der Postverwalter den Jämschtschik schon im Voraus gehörig instruirt hatte, fauste das Biergespann von der Stelle in der Carrière los.

Noch einige Minuten lang stand der Verwalter demüthig mit abgenommener Mütze auf der Treppe. Dann erst bedeckte er sich und sagte, die Faust hinter den Reisenden ballend, zu dem Postknecht, der beim Anschirren mitgeholfen hatte:

"Solch ein Hundsfott, mehr wie fünfzehn Mal hat er mich in den 17 Jahren meiner Dienstzeit schon vorgehabt und das muß man sich bieten lassen!"

"Ja, ja, ich kenne ihn auch," erwiderte lachend der Jämschtschik, „auch mir hat er ein Paar Zähne ausgeschlagen, aber sein Unteroffizier macht es noch schlimmer.“

"Na, dann sind wir ja Leidensgefährten. Da hast Du 10 Kopeken, lauf hin zum Juden und hole uns auf den Schreck was zu trinken!"

Während der Fahrt machten sich die beiden Reisenden mit ihren Lebensläufen bekannt.

Cornet Solonikin, ein junger, wohlgebildeter Mann von 22 Jahren, war der Sohn reicher Eltern und, nachdem er zu Hause eine leidliche Erziehung genossen hatte, bei einem Husarenregiment eingetreten, weil damals jeder Edelmann es für seine Pflicht hielt, als Offizier zu dienen. Die Beamtenkarrière, außer der Diplomatie, galt als nicht standesgemäß. Im Kreise seiner Kameraden hatte er alle guten und noch mehr schlechten Gewohnheiten seines Standes angenommen, d. h. gespielt, getrunken, sich duellirt, verliebt und Schulden gemacht, konnte dabei aber seinen gut angelegten, vor den äußersten Debauchen und Rohheiten zurückschreckenden Charakter nie recht verleugnen. Namentlich übten die Damen aller Sorten eine große Anziehungskraft auf den jungen Mann aus. Er hätte sich am

liebsten verheirathet und schmachtete beständig. Nur um seinen Ruf als echter Husar zu begründen und sich bei seinen Kameraden in Achtung zu setzen, hatte er unlängst ein junges Mädchen, die Tochter eines angesehenen Gutsbesizers, öffentlich so beleidigt, daß ein Duell und andere sehr unangenehme Geschichten daraus entstanden, denen sich der Cornet nur dadurch zu entziehen vermochte, daß er ein Jahr auf Remontekommando ging.

Der Ulan, Rittmeister Bubenjaschew, gehörte einem ganz anderen Schlage an. Türke von Geburt, war er, noch ein Knabe, im Kriege in Gefangenschaft gerathen und von einem russischen Obersten, der sich seiner annahm und ihn taufen ließ, mitgenommen worden. Sein Gönner setzte ihm ein kleines Vermögen aus und brachte ihn, als er das nöthige Alter erreicht hatte, bei einem Cavallerieregiment als Junker an. Dort zeichnete er sich durch seinen Diensteifer, seine Tüchtigkeit und ein ungewöhnliches Verständniß für Pferde aus, so daß er seine ganze Unteroffizierszeit bei den Remontekommandos verbrachte und, nachdem er Cornet geworden war, einem Remonteueroffizier als Gehülfe zugetheilt wurde. So hatte er sich nach und nach zu einer der ersten Autoritäten auf diesem Gebiet emporgeschwungen und genoß nicht nur seiner Sachkenntniß, sondern auch seiner verhältnißmäßig anständigen Gesinnungen wegen, einen weit verbreiteten Ruf.

Pferdehändler und andere Concurrenten, die sich etwas auf ihre Erfahrung einbildeten, zu übervorthellen, machte sich der Rittmeister gar kein Gewissen. Unerfahrene Kameraden, die sich vertrauensvoll an ihn wandten, konnten aber auf ihn bauen. Er betrog sie nie, stellte ihnen sehr billige Preise und gewährte ihnen unbegrenzten Credit. Seine Sitten waren dabei soldatisch rauh, und obwohl sonst kein Kostverächter, scheute er namentlich die Gesellschaft gebildeter Damen wie das höllische Feuer. Aber auch für Orgien war seine im Allgemeinen nüchterne und mäßige Natur nicht besonders empfänglich, und er machte sie auf den Märkten nur mit, weil das gewissermaßen zum Handwerk gehörte. Paul Paulowitsch, wie man ihn gewöhnlich nannte, war also ein Remonteurspecialist in der vollsten Bedeutung des Wortes und besaß zur Zeit bereits ein vortrefflich eingerichtetes eigenes Gut in einem der südlichen

Gouvernements mit ungeheueren Ställen und weiten Wiesenflächen, auf denen die von ihm angekauften oder selbst gezogenen Pferde in großen Tabunen (Heerden) weideten. Die Bewirthschaftung dieses Eigenthums, die Beaufsichtigung seines sehr starken Kommandos, sowie die fortwährenden Reisen zu den Märkten und zu den Züchtern nahmen seine ganze Zeit in Anspruch, und es gehörte eine wahrhaft eiserne Natur dazu, um das Geschäft so in großem Styl und mit solchem Erfolg zu betreiben, wie er es that. Bubnjasschew's Persönlichkeit war denn auch im ganzen Lande bekannt, die Postverwalter zitterten vor ihm, und auf den Märkten machte er die Preise.

Der Ulan befragte unterwegs seinen jungen Gefährten, ob er etwas vom Pferdekauf verstehe oder nicht, in welchem Falle er ihm gerne helfen würde. Der Husar, der sich nichts vergeben wollte, lehnte jedoch dies Anerbieten dankend ab, da er selbst Kenner sei und außerdem einen erfahrenen Unteroffizier bei sich habe.

„Um so besser,“ erwiderte mit einem zweifelnden Seitenblick der Rittmeister und befahl seinem Sofulenko, der neben dem Jämschtschik auf dem Boocke saß, denselben mit der Knote etwas aufzumuntern.

Man fuhr so, die meiste Zeit im Halbschlaf und dem Unteroffizier die Besorgung der Postpferde auf den Stationen überlassend, die ganze Nacht hindurch, und erst um 10 Uhr des nächsten Morgens gelangten die Reisenden an den Fluß Sula, an dessen bergigem Ufer sich die Gebäude von Romny, malerisch und mehr versprechend als haltend, erheben.

Der großartige, sogenannte Zljinski'sche Jahrmart (eine Art Messe), der jetzt zur Hebung der Gouvernementsstadt Poltawa dorthin verlegt ist, bestand in Romny seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Trotz des Zusammenströmens von so vielen Menschen, und der dort umgesetzten ungeheuren Summen, bewahrte aber die Stadt bis auf die letzte Zeit einen ziemlich dürftigen Charakter. Nur der Markt brachte ein vorübergehendes, dann aber auch um so rauschenderes Leben. Auf der Zljinski'schen Messe, der der Pferdemarkt vorausging, versammelten sich außer den aus ganz Rußland zureisenden Kaufleuten, die

Gutsbesitzer aus den umliegenden Gouvernements, theils zu Einkäufen, mehr aber noch zum Vergnügen. Es gab dann dort Theater, Concerte, Bälle im Adelsclub und andere Belustigungen der verschiedensten Art. Die Besitzer und ihre Damen lernten dort die neuen Moden kennen, besorgten sich Bücher, kauften Moskauer und Warschauer Equipagen, suchten ihre Töchter an den Mann zu bringen, statteten die Bräute aus und verspielten häufig ihr ganzes Vermögen. Die Kaufleute, namentlich die Moskauer, ergaben sich hier nach Beendigung der Geschäfte den ärgsten Ausschweifungen. Noch toller trieben es die Kaufmannsöhne und Commis, die in den Restaurants und anderen Unterhaltungslocalen die ganzen Nächte mit Spiel, Trunk und Frauenzimmern verjubelten und nicht nur das väterliche Vermögen, sondern häufig auch die Geschäftsgelder sitzen ließen.

Ueberall hörte man Musik, Chorgesang, der Champagner floss in Strömen, und die aus Poltawa, Kremenschug, Kursk und Charkow mit ihren Droschken herbeigekommenen Iswoptschiks jagten mit ihren fast sämmtlich bezechten Fahrgästen wie der Wirbelwind durch die Straßen. Von dem auf der Fljinski'schen Messe herrschenden wüsten Treiben kann man sich gar keinen Begriff machen; die großen Märkte in Charkow und sogar in Nishny-Nowgorod, halten damit gar keinen Vergleich aus. Namentlich während der Nächte herrschte ein wahrhafter Hexensabbath, zu dem die jüdischen Musikbanden mit ihren Cymbalschlägern aufspielten, und dem die Chöre der Moskauer Zigeunersänger und Sängerinnen ein besonders wildes, phantastisches Colorit gaben. Eines großes Aufsehen erregte sich namentlich die durch die Schönheit ihrer Mädchen hervorragende Truppe des Zigeuners Iljuscha, mit der wir noch nähere Bekanntschaft machen werden. Nach Beendigung des Theaters erreichte das Getümmel auf den Straßen, je näher dieselben dem großen Markt lagen, seine größte Höhe. Der Gesang, Tanz, das Lachen und Geschrei verdoppelten ihre Kraft. Ueber der ganzen Stadt schwebte es wie ein Brausen und die Feuer der Illumination leuchteten bis weit in die Vorstädte hinaus. Hatten dann auch die Reunions im Adelsclub ihr Ende erreicht, und hatten die vom Tanz ermüdeten Landfräulein ihre Köpfe auf die Kissen gelegt, um von den um sie beflissenen

hübschen Offizieren weiter zu träumen, so begaben sich diese und sämtliche Vertreter der Herrenwelt, die sich irgendwie der Beaufsichtigung ihrer Väter und Gattinnen zu entziehen vermochten, Dahin! Dahin!, wo ihnen an den Grenzen des Weichbildes leichtgeschürztere Freuden winkten! Der Zustrom der Cavaliere war dann mitunter so groß, daß sogar die Kaufmannschaft vor ihnen das Feld räumen mußte.

Inmitten des städtischen Jahrmartplatzes, um den sich die permanenten und provisorischen Meßlocale reiheten, stand ein von einem Kaufmann aus Kremenischug errichtetes, nur dem Vergnügen der besseren Gesellschaft geweihtes, riesiges Gebäude, das außer dem Adelscasino, Restaurationen, Spielsäle und eine Musikbühne enthielt, auf der namentlich der berühmte Moskauer Zigeunerchor die Kunstliebhaber anlockte. Man nannte dieserhalb den Besitzer des Etablissements mit Vorliebe den Egypterfürsten. Hier herrschten fast unumschränkt die Remonteure, denen sich auch die vielen anderen an den Meßvergnügungen theilnehmenden Offiziere und sonstigen Gäste fügen mußten. Auch bei den Zigeunerinnen standen sie in hohem Ansehen. Um dieser auf alle Männer eine besondere Anziehungskraft ausübenden Schönen willen, die in Rußland noch heute eine besondere Specialität des Künstlerthums oder besser gesagt der Halbwelt bilden, fanden häufig genug Duelle statt, die jedoch meistens nur mit leichten Verwundungen und nachfolgenden Versöhnungsgelagen endigten, bei denen die Zigeunerinnen und der Wirth natürlich am besten fort kamen. Da aber die Moskauer Kaufleute, speciell wenn sie im Rausch waren, zehn Mal mehr Geld fortwarfen, als die reichsten Offiziere und dadurch Oberwasser erhielten, so kam es häufig zu viel ernstern Handgreislichkeiten, als zu leichten Säbelduells, auf die sich die Kaufleute überhaupt nicht einließen. Man gerieth mit Fäusten und Stuhlbeinen aneinander, der Wortkampf entbrannte in echt homerischer Weise, aber es gelang den darin geübten Egyptern (Zigeunern) meistens Frieden zu stiften, und dann erreichte das Bacchanal erst recht seine Apotheose.

Cornet Ssolonikin hatte bereits viel von der Fljinski'schen Messe gehört und war der Erwartung voll. Bei der Ankunft sagte ihm aber Bubnjaschew, das rechte Leben hätte noch nicht

begonnen, vorläufig wären erst die Großhändler und Pferdezüchter da. Die Gutsbesitzer kämen erst in einigen Tagen.

„Wie schade,“ rief der junge Husar, „kein Vergnügen ohne die Damen! . . .“

„Geduld, beunruhigen Sie sich nicht,“ fuhr der Ulan tröstend fort. „Langweilen sollen Sie sich deshalb nicht. Heute noch werden Sie alle Remonteurs der Armee und der Garde kennen lernen, das Theater, der Club und die anderen Locale sind bereits geöffnet und Iljuscha mit seinem Tabor (Stamm) ist sicher auch längst da. Aber zunächst, wo steigen Sie ab?“

„Bei Molodanow, einem Offizier meiner Division, der ebenfalls für sein Regiment Pferde zu kaufen hat. Ich habe mich bereits durch meinen Unteroffizier anmelden lassen.“

„Ah, bei Molodanow! ich kenne ihn sehr gut und weiß wo er wohnt. Ich bringe Sie gleich zu ihm hin.“

Das war aber leichter gesagt als gethan; denn je mehr man sich der Stadt näherte, desto mehr häuften sich auf der Straße die Karavanen; Sosulenko mochte die Peitsche rechts und links sausen lassen, soviel er wollte, die Kalesche mußte Schritt fahren.

Auf dem Jahrmarktsplatz wurden die Waaren ausgeladen, provisorische Magazine aufgeschlagen; man sah bereits einige leichte Droschken umherschwirren, aber noch keine einzige herrschaftliche Equipage.

Der Marktplatz erinnerte in dieser Periode an eine Theaterbühne kurz vor der Vorstellung, und ein Neuling konnte sich keinen Begriff davon machen, wie dieses Chaos je in Ordnung kommen sollte. Bubnjatschew befahl neben einem Hause in der Nähe des Pferdemarktes zu halten und beauftragte seine Ordonnanz sich zu erkundigen, ob Stabsrittmeister Molodanow noch sein altes Quartier inne hätte. Gleich darauf trat der Gefuchte, der das Haupt mit einem blauen Käppchen bedeckt hatte und aus einer langen Pfeife rauchte, aus der Thür und begrüßte die Kameraden.

„Nun, wie gehen die Geschäfte?“ fragte Bubnjatschew. —

„Bis jetzt schlecht,“ lautete die Antwort.

„Du flunkerst wohl? — „Durchaus nicht, die Hallunken

halten an den Preisen fest, als ob sie sich mit einander verschworen hätten.“

„Und die Gardisten?“

„Versuchen wie immer die Feinen herauszubeißen. Aber ich denke, Du wirst schon auf Deine Art mit ihnen umspringen. Gut, daß Du da bist. Warum kommst Du so spät?“

„Ich hatte Geschäfte. Vorläufig auf Wiedersehen!“ entgegnete, seine Telega besteigend, Bubnjafschew.

„Nun, nicht mal einen Schnaps zum Willkomm'!“

„Hol der Teufel das Geföf! Macht nur, daß Ihr bald auf den Markt kommt.“

Vergerlich, daß er in den dicht gepropften Straßen nicht schneller fortkam und daß selbst die Peitsche seines Unteroffiziers vergebens auf die Fuhrleute rechts und links einhieb, begab sich der Rittmeister nach seinem eigenen Absteigequartier jenseits des Schlagbaums.

Solonikin folgte dem Gastfreunde in dessen Wohnung. Dieselbe bestand aus zwei Zimmern, in deren einem die Burschen und die Sachen untergebracht waren, während das andere, außer dem Platz für die Feldbetten, nur noch die notwendigsten Möbel enthielt. Auf dem Tische standen und lagen verschiedene Toilettegegenstände, auf dem Sopha und den Stühlen häuften sich in größter Unordnung die Uniformstücke, Dollmans, Spenzer, Reithosen, Stiefel, Säbel u. s. w. Reitgerten und lange Peitschen standen in den Ecken oder steckten hinter dem Spiegel.

„Nun, wenigstens ein Bett für Dich ist da,“ tröstete Molodanow seinen Wohnungsgenossen, „mache es Dir bequem. Laß die Sachen heraufbringen, wasch Dich, schlafe wenn Du willst, oder wenn es Dir recht ist, komme mit auf den Markt.“

„Wozu noch erst schlafen, ich ziehe mich um, und dann gehen wir! Hat sich übrigens mein Unteroffizier bei Dir gemeldet?“

„Schon seit drei Tagen treibt er sich hier mit zwei Husaren herum. Ich höre ihn bereits im Hausflur.“

Ein kleiner Unteroffizier im leinenen Kittel mit umgeschlalltem Säbel trat ins Zimmer und stattete seinen Rapport ab. Der Cornet händigte ihm eine Zehnrubelnote ein und

befahl ihm, mit seinen Leuten bei der Herauffchaffung seines Gepäcks aus der Kalesche zu helfen.

Eine Woche war vergangen. Solonikin hatte täglich den Markt besucht und mit allen Remonteuren Bekanntschaft gemacht. Die meisten waren Kameraden nach seinem Sinn, aber einige Gardeoffiziere mißfielen ihm durch ihren gesuchten Ton und eine gewisse, den Armeesoffizieren unsympathische, eisige Höflichkeit. Im Ueberrock ohne Epauletten, die Gerte oder die Peitsche in der Hand, der in Dienstreithosen, der andere in leinenen Pantalons, in Ritteln und Feldmütze, wie Jeder wollte, schlenderten die Remonteure auf dem Platz umher, stets umringt von ganzen Cohorten von Händlern und jüdischen Factoren. Dabei wollten durchaus nicht Alle wirklich kaufen. Viele hatten keinen anderen Zweck, als mit ihren langen Peitschen und mit geschäftsmäßigen Mäuren, zu denen auch die leinenen Beinkleider gehörten, zu imponiren. Nur etwa 10 Offiziere waren die eigentlichen Macher, und unter ihnen nahm Paul Paulowitsch Bubnjaschew die erste Stelle ein. Gleich bei seinem ersten Erscheinen auf dem Markt stimmten die gewiegtesten, hartnäckigsten Pferdehändler den Ton bedeutend herab; sogar der berühmte Saposchkow fühlte, daß ein Stärkerer über ihn gekommen sei und wurde kleinlaut. Aber, kein Wunder, man brauchte Bubnjaschew nur bei seinem Auftreten auf dem Markt zu betrachten: es schien, als ob er noch um zwei Zoll gewachsen wäre. Mit der längsten Peitsche und einer ungeheuren Peise ausgerüstet, schritt er, als ob ihm die ganze Welt gehöre, auf dem Platz umher, suchte sich die ihm passenden Pferde aus, lachte über die unerfahrenen Neulinge und hatte schon am ersten Tage einen als Kenner geltenden Gutsbesitzer fürchterlich reingelegt. Alle Pferdehändler, Commissionsäre und kleineren Züchter suchten sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen; waren ihm doch die meisten Geldschuldig und wußten, daß sie nur dann auf seine fernere Hülfe bauen konnten, wenn sie weiter Hand in Hand mit ihm arbeiteten. Er nahm von ihnen auch nie Schuldscheine und riskirte dabei oft große Summen.

Auch dieses Mal glückte unserem Matador Alles. Nur

ein Gardeoffizier, Namens Walunow, verursachte ihm Aerger. Obwohl der Gardist keinen Schimmer von Pferden verstand, hatte er Bubnjatschew doch 12 sehr werthvolle Schimmel vorweg gekauft, die ein neuer Züchter auf den Markt gebracht hatte, ohne daß der Rittmeister es gewahr geworden war. Der Kauf war nämlich schon außerhalb der Stadt zum Abschluß gekommen. Bubnjatschew ärgerte sich über die Geschichte weniger, weil ihm dadurch ein Paar hundert Rubel Profit verloren gingen, sondern weil der Käufer ein Gardeoffizier war und er dadurch an seinem Renomme als Hauptperson auf dem Marke Einbuße zu leiden fürchtete. Zwar ließ er sich seinen Verdruß trotz der beständigen Neckereien der übrigen Remonteuere nicht anmerken und trat nach wie vor mit demselben Selbstbewußtsein auf, aber innerlich vermochte er sich nicht zu beruhigen und sann fortwährend nach, wie er „die verfluchten Schimmel“ in seine Hand bekommen könnte. Sein erfinderischer Sinn sollte denn auch bald ein Mittel ausfindig machen, wie es bisher noch nie erhört worden war.

Inzwischen war Cornet Esolonikin auf Molodanows Rath klug genug gewesen, Bubnjatschew seine Unkenntniß in Pferdeangelegenheiten reumüthig zu gestehen und ihn um seine Unterstützung beim Ankauf der Remonten zu bitten. Paul Paulowitsch ging darauf in kameradschaftlicher Weise ein, und bald war die dem Husaren nöthige Zahl, unter der sich sogar ein Paar für den Offiziersgebrauch geeignete Thiere befanden, zu einem ganz angemessenen Preise beschafft. Esolonikin schickte die Pferde gleich nach seinem Depot ab und händigte Bubnjatschew das Ankaufsgeld um so lieber aus, als er sich nicht stark genug fühlte, bei voller Tasche den mannigfachen Versuchungen des Marktlebens, namentlich den Karten und der „Liebe“ zu widerstehen.

Der Remontemarkt hatte sein Ende erreicht, die allgemeine Messe trat in ihr Recht, und von allen Seiten trafen die Gutsbesitzer mit ihren Fuhrwerken, ihrer Dienerschaft, allerlei Kram und einige von ihnen nach damaliger Sitte sogar mit eigenen Musikanten und Sängern, in Komny ein. Gelegentlich der Beendigung ihrer Geschäfte hatten die Remonteuere bei dem Ägypterfürsten im Clubhause ein Banket angesetzt, zu dem nur die Offiziere, etwa 40 an der Zahl, Zutritt hatten, und das

durch die Anwesenheit eines Orchesters sowie des Zigeunerchors unter Njuscha in Nationaltracht ein besonders festliches Gepräge erhielt. Alle die schönen, jungen Zigeunerinnen prangten in kostbaren, bunten Gewändern, Shawls, goldenem und silbernem Geschmeide, und einige der beliebtesten trugen sogar an den Fingern und in den Ohren ziemlich werthvolle Brillanten. Ungefähr um zwei Uhr versammelten sich die Remonteure, um, ehe es zum Essen ging, mit den Zigeunermädchen zu charmiren und dem mit reichlichem Getränk gewürzten Vorimbis zuzusprechen.

Noch fehlten einige Festtheilnehmer, darunter der Bubnjaschew's Eigenliebe so empfindlich verletzt habende Gardist Walunow. Endlich erschien auch er, augenscheinlich sehr verstimmt. Paul Paulowitsch, der gerade mit einem langen Cuirassier bei einer Mischung von Porter und Champagner um die Meisterschaft kämpfte, wurde sofort von dem Bekümmerten bei Seite gerufen, und Beide begannen ein halbblautes Gespräch.

„Ich hörte schon davon,“ sagte der Ulan, „aber das ist offenbar dummes Zeug.“

„Keineswegs; kein Thierarzt vermag die Sache zu begreifen, und es wird von Stunde zu Stunde schlimmer.“

„Hm! ein unangenehmer Fall.“

„Thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie mit mir, um sich selbst zu überzeugen.“

„Sehr gerne.“

„Meine Herren,“ rief laut Walunow, entschuldigend Sie uns eine halbe Stunde: eine unaufschiebbare Angelegenheit. Gestatten Sie mir als Buße ein Duzend Flaschen Champagner zu offeriren.“

Alle erklärten ihre Zustimmung, und ein alter Dragoner-major, der gerade eine junge Zigeunerin auf seinen Knien wiegte, fügte hinzu: „Meinetwegen geht zum Teufel: wir amüsiren uns auch ohne Diner ganz con amore.“

Erst nach geraumer Zeit kamen Bubnjaschew und Walunow in die immer noch mit dem Imbis beschäftigten und mit den Zigeunerinnen tändelnde Gesellschaft zurück. Walunow sah bleich und mürrisch aus und vermied es augenscheinlich, die vielen Fragen der Kameraden zu beantworten. Die Neugierde von 40 Menschen läßt sich aber nicht so leicht beschwich.

tigen, und der Gardist mußte endlich doch beichten. Es ergab sich, daß ein Theil der von ihm gekauften Remonten und darunter fast alle Schimmel, von einer bisher ganz unbekanntem Krankheit befallen worden waren. In den Mäulern und namentlich in den Nasenlöchern hatte sich ein ganz eigenthümlicher Ausschlag gezeigt, der trotz aller angewandten Gegenmittel nicht weichen wollte, sondern immer stärker wurde. Bubnjafschew erklärte, er hätte diese Erscheinung nur einmal in der Krim wahrgenommen, sie wäre aber sehr gefährlich und ansteckend und nur dann zu heilen, wenn man die von der Krankheit befallenen Pferde sofort strenge isolirte.

„Was denkst Du zu thun, Walunow?“ fragte ein Kamerad.

„Todtschießen, die Kanailen, sonst gehen mir die anderen Pferde auch noch drauf. Ich habe sie den Händlern schon für den halben Preis angeboten; kein Mensch will sie aber nehmen.“

„Eine böse Geschichte,“ bemerkte der alte Herr von den Dragonern, „Du hättest Deine Remonten früher abschicken sollen, jetzt steckst Du uns am Ende noch die unsrigen mit an. Du bist ein reicher Kerl, dem der Verlust von 30 Pferden nichts ausmacht, aber sollen wir Habenichtse auch darunter leiden?“

„Ach was, davon ist gar nicht die Rede. Ich schaffe sie Euch schon vom Halse und lasse sie meinetwegen dem Schinder, aber wo bekomme ich neue Remonten her?“ erwiderte Walunow, seinen Platz an der Tafel einnehmend.

„Deshalb beunruhige Dich nicht,“ suchte ihn der lange Cuirassier zu trösten, „wir helfen Dir aus. Wie es heißt, hat Bubnjafschew noch seine ganze Heerde hier.“

„Ja, aber Paul Paulowitsch ist mir nicht sonderlich grün, weil er meint, ich hätte ihn überlistet.“

Bubnjafschew that auf diese Neußerung des Gardisten so erregt, daß er sein Glas mit dem Suppenlöffel in Stücke schlug.

„Wofür haltet Ihr mich denn?“ rief er, die ganze Tafelrunde streng überschauend. „Bin ich etwa ein Roßkamm, und habe ich je einem Kameraden einen Dienst verweigert? Aergerlich auf ihn, das wäre mir was Neues! Freilich hat er mir die Schimmel weggeschnappt — aber was macht das! Wieviel Pferde brauchst Du?“ wandte er sich großmüthig an Walunow.

„Von meinen Remonten sind jetzt schon sechsundzwanzig krank.“

„Nun gut, nach Tisch Aber nein, hol' mich der Teufel! nach Tisch sind wir Alle zum Kaustragen voll; schicke mir lieber gleich morgen früh Deine pomadisirten Gardederls mit den Halsstern, Du kannst Dir von meinen Pferden aussuchen so viel Du willst; ich lasse sie Dir billig.“

„Bravo! Bravo!“ riefen die Offiziere.

„Ich will ja gerne zahlen, was Du verlangst; aber scherzest Du auch nicht, Bubnjatschew?“ fragte ungläubig Walunow.

„Was? ich scherzen? Ihr sollt Paul Paulowitsch Bubnjatschew kennen lernen. Du sagst, die Pferdehändler wollen Dir nicht den halben Preis wiedergeben?“

„So ist es.“

„Nun gut, ich nehme alle Deine kranken Pferde für das halbe Geld.“

Die übrigen Remonteuere wollten ihren Ohren nicht trauen.

„Was willst Du mit den Thieren anfangen?“ fragten einige von ihnen den Rittmeister.

„Gesund machen will ich sie. Bildet Ihr Euch ein, daß Bubnjatschew dazu irgend einen hergelaufenen Viehdoctor braucht?“

Walunow stand von seinem Platze auf, um den großmüthigen Concurrenten zu umarmen.

„Ich danke Dir,“ sagte er gerührt, „machen wir das Geschäft.“

„Wenn Du einwilligst, so laß uns auch nicht lange zaudern. Morgen erhältst Du Deine Remonten, und mit dem Gelde hat es Zeit bis zum nächsten Markt. Deine Pferde nehme ich aber gleich an mich. Heda! mein Iswoschtschik (Droschkenkutscher) soll gleich abfahren und den Unteroffizier Telitschka herholen. Und Du, Walunow, schicke auch nach Deinem Wachtmeister.“

Die Tafelfreuden gestalteten sich nun rauschender, die Musik spielte, und nach der Suppe trank man auf Bubnjatschew's Gesundheit. Eine halbe Stunde später erschienen die beiden Unteroffiziere und erhielten die nöthigen Befehle zur vorläufigen Ausscheidung und Behandlung der kranken Pferde.

Erst dann kam das Gelage in den richtigen Schwung und nahm einen solchen Verlauf, daß zum Schluß höchstens noch fünf, sechs der Theilnehmer sich mit den Zigeunerinnen zu beschäftigen vermochten, während die Uebrigen wie todt in allen Winkeln umherlagen und schliefen. Die männlichen Mitglieder des Zigeunerchors befanden sich in Folge des ihnen reichlich gespendeten Schaumweins in derselben Verfassung wie ihre Gastgeber.

Nach drei Tagen hatte Komny ein ganz anderes Gesicht angenommen, und auf dem großen Jahrmarktsplatz sah man anstatt der Droschken und Judenfuhrwerke mit Waaren, von 11 Uhr des Morgens bis in die Nacht hinein mehr oder minder glänzende Equipagen aber auch an die Arche Noah's erinnernde Familienkutschen umherstehen und fahren. Der Landadel hatte sich ungewöhnlich zahlreich eingefunden, und Niemand vermochte sich zu erinnern, je so viele schöne und reiche junge Mädchen auf einem Fleck vereinigt gesehen zu haben. Auch an Cavalieren, namentlich Offizieren, war kein Mangel, weil diese es mit dem Urlaubnehmen keineswegs streng nahmen, es sei denn, daß die Entfernung von der Garnison mehr als 200 Werst betrug. Die Kommandeure verlangten von ihnen in den meisten Fällen keine besonderen Eingaben, sondern begnügten sich mit dem Ehrenwort. Die Remonteuere stellten ihrerseits zu den Bällen und sonstigen Festen mit Damen nur ein geringes Contingent. Sie blieben zwar meistens noch am Ort, zogen es aber in der Mehrzahl vor, mit den Gutsbesitzern zu spielen und zu trinken oder die bewußten, einen freieren Ton erlaubenden und meistens in den Vorstädten gelegenen, Vergnügungsorte zu besuchen.

Unser junger Bekannter, Cornet Esolonikin, war jedoch anderen Sinnes und konnte die zarteren Regungen seines Herzens, die er bereits ganz geschwunden und eines echten Husaren für unwürdig hielt, nicht beschwichtigen. Sein Freund Molodanow dachte darüber praktischer und hatte den Cornet, als er ihn eines Abends den Reizen einer Zigeunerin sehr eifrig huldigen sah, dafür gelobt.

„Nur immer zu,“ sagte er zu dem Verliebten, „das kann

auch dem Besten passiren, aber mit dem feinen Weibervolk sich einlassen, nicht rühr' an! Verheirathet man sich aber, dann auch nicht unter einer halben Million! Für Geld kann man Alles kaufen; ein Herz und eine Hütte ist ein — Unsinn.“

Solonikin folgte diesen Lehren und setzte seine Bewerbungen bei der reizenden Ljubascha fort, die sich ihrerseits das Girren und die Geschenke des hübschen Cornets gefallen ließ, aber nach Art der Moskauer Zigeunerinnen mit ihren Gunstbeweisen sehr ökonomisch umging. Der Cornet hätte sich in der Hoffnung auf endlichen Sieg vielleicht ganz ruinirt, wäre nicht Paul Paulowitsch beflissen gewesen, ihm die Augen zu öffnen. Als der Rittmeister einst im Spiel eine hübsche Summe gewonnen hatte, beschloß er, die Nacht bei den Zigeunern in deren als Versammlungsort der Lebewelt dienendem Quartier zu beendigen. Dort fand er den Husaren, der in einer Ecke bei Ljubascha saß und ein sehr intimes Gespräch mit ihr führte. Bald darauf erschien im Saale ein zugereister Adjutant, ebenfalls ein Courmacher der braunen Schönen. Als er dieselbe unter den anderen Zigeunern nicht entdeckte und nach ihr fragte, wurde ihm das Pärchen gezeigt, und es glückte ihm denn auch bald, sich seiner Flamme bemerklich zu machen. Sofort ließ sie den Cornet unter dem Vorwande, der Chor würde gleich anfangen zu singen, im Stich und begab sich direkt zu ihrem neuen Verehrer, der sie um die Taille faßte und mit ihr lachend im Saale auf und ab ging. Solonikin wurde darüber fuchswild, sprang auf, fühlte aber in demselben Augenblick, daß ihn Bubnjaschew am Arm festhielt.

„Wohin, Husar?“ fragte er ihn.

„Nur so, ohne Zweck.“

„He, Bruder! ich weiß schon: Du hast Dich vergafft.“

„Nein, ganz gewiß nicht . . .“

„Rede kein Blech, Bruder! Laß Dir rathen, laß das schwarze Frauenzimmer laufen!“

„Wenn sie nur nicht so hübsch wäre . . .“

Bubnjaschew zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Glaube mir, ich habe mich lange genug in der Welt umhergetrieben und kannte schon die Mütter von diesen Sirenen: Wenn Du das Mädel heirathen, oder sie von ihrem Stamm loskaufen willst — dann kann's Dir glücken; so aber,

Du weißt, was ich meine, erreichst Du gar nichts bei dem Volk.“

„Sie scheint mir aber doch gewogen.“

„Ja wohl, das Geld lockt sie Dir aus der Tasche, beschwindelt Dich, stürzt Dich wohl gar in Schulden, aber nachher kannst Du ihr nachpfeifen . . .“

Ssolonikin, immer noch in dem Glauben, Ljubascha sei in ihn vernarrt, wollte keine Vernunft annehmen.

„Hast Du, Milchbart, denn keine Augen?“ fuhr Bubnjaschew in seinen wohlgemeinten Ernüchterungsversuchen fort, „siehst Du denn gar nicht, daß ihr die ganze Männerwelt, alt und jung, wie närrisch nachläuft?“

„Sie sagt, sie muß zu Allen freundlich sein des Verdienstes wegen, aber wirklich lieben thäte sie nur mich . . .“

„Ich wette mit Dir, dasselbe Lied singt sie auch jenem Adjutanten, Duzenden von anderen Offizieren und jedem Tölpel von Kaufmann vor, der eine gut gespickte Brieftasche hat. Mach, was Du willst, meine Absicht ist nur, Dich zu warnen. Ich, Bruder, habe Mord und Todtschlag wegen der Zigeunerinnen gesehen, ich habe es erlebt, daß sie reiche Leute zu Bettlern gemacht haben, aber noch nie ist mir eine Zigeunerin vorgekommen, die sich aus Liebe hätte verführen lassen. Spucke auf das Schwarzauge, Freund, sonst, weiß Gott, bist Du der größte Dummkopf auf Gottes Erdboden.“

Irgend Jemand aus dem Publikum verlangte von den Zigeunern ein Lied, und bald hallte der Saal von den melancholisch-wilden Weisen wider.*) Bubnjaschew war bereits fort. Ssolonikin stand nachdenklich da und wandte kein Auge von Ljubascha, die sich von ihren Genossinnen nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch einen ganz besonderen Magnetismus auszeichnete. Ihre großen, schwarzen, mandelförmigen Augen, das ovale, leicht gebräunte Gesicht, das kleine, rothe Mündchen und die lose herabhängenden, mit Perlschnüren durchflochtenen Haare, die herrliche, aber noch zarte Gestalt, alle diese Reize mußten ein für Frauenschönheit empfängliches

*) Die sogenannten Moskauer Zigeuner sind nur Sänger und nicht, wie ihre ungarischen Stammesgenossen, auch Musiker. Die Zigeunerkapellen werden in Rußland durch die Juden ersetzt.

Herz entflammen, um so mehr, da das erst siebenjährige Mädchen eine geradezu raffinierte Coquetterie besaß. Obwohl Ljubascha sich ebenso bunt und phantastisch kleidete wie ihre jungen Genossinnen, zeigte sie jedoch in ihren Costümen das feinste Verständniß für ihre Individualität und sah wirklich wie eine orientalische Prinzessin aus. Kein anderes Zigeunermädchen brachte denn auch ihrem Tabor (Stamm) so viele Reichthümer ein wie Ljubascha, dafür wurde aber auch keines so von den älteren Stammgenossen bewacht, obwohl dieselben alle jüngeren und hübscheren Choristinnen, nicht etwa aus moralischen Gründen, sondern lediglich aus Berechnung, mit wahren Argusaugen zu hüten pflegen. Anderen Mädchen aus dem Chor wurde es wohl mitunter erlaubt, sich mit ihren Anbetern auf kurze Zeit in ein anstoßendes Zimmer zu begeben. Ljubascha durfte auch das nicht. Somie sie sich nur auf einen Augenblick entfernte oder irgend einem Verehrer eine Zärtlichkeit gewährte, zeigte sich in ihrer Nähe gleich eine alte, hegenhafte Megäre oder ein härtiger Guitarrenspieler, die sie, ohne ein Wort zu sagen, nicht aus den Augen ließen und nachher den dem ganzen Stamm zugut kommenden Tribut von Geld- und anderen Geschenken von ihr einforderten. Das ist noch heute in allen Localen in Moskau, Petersburg, Kiew u. s. w., wo die Zigeuner als Sänger auftreten, so Sitte, obwohl die Zügel der Disciplin vielleicht etwas lockerer geworden sein mögen.

Nachdem der Chor zwei, drei Lieder gesungen und seine Kräfte durch ein Paar von einem Mäcen gespendete Flaschen Champagner gestärkt hatte, betrat den Saal ein Kaufmann in mittleren Jahren und ging direkt auf die Zigeuner zu.

Die ganze Bande, Männer wie Frauen, neigte sich vor ihm fast bis zur Erde. Der Kaufmann aber, ohne davon Notiz zu nehmen, wandte sich nur an Ljubascha, zog, ohne ein Wort zu sagen, ein Etui aus der Tasche und überreichte es der Schönen. Kaum hatte Ljubascha das Etui geöffnet, so warf sie sich auch schon dem neuen Ankömmling um den Hals, setzte sich ihm dann ohne Umstände auf den Schooß und ließ das kostbare Geschenk von ihren laute Rufe des Entzückens ausstößenden Gefährtinnen bewundern.

Das Alles mußte Esolonikin ansehen, und sein empfind-

James Herz zog sich dabei schmerzhaft zusammen. Nun erst wurde ihm klar, wie recht Bubnjaschew mit seinen Warnungen gehabt hatte. Nicht weit davon stand mit ähnlichen Gefühlen der Adjutant, und beide eben noch auf einander so eifersüchtigen jungen Leute wechselten mit einander einen fast freundschaftlichen Blick des Verständnisses. Als aber Ljubascha ihren Platz auf des Kaufmanns Knien verließ, um sich wieder zu dem Sängerkhor auf die Tribüne zu begeben, konnte sich der Cornet doch nicht enthalten, sie einen Augenblick für sich in Anspruch zu nehmen.

„Also solch eine bist Du, Ljubascha!“ raunte er ihr leise zu.

„Was soll ich denn thun, wenn er mir einen Ring für 1200 Rubel schenkt?“

„Mit anderen Worten, je mehr Geld, desto mehr Liebe?“

„Das geht nicht anders, Schätzchen. Ich bin Dir gut, und wenn Du mir die Uhr bringst, von der ich neulich sprach, so umarme ich Dich vor allen Leuten.“

„Und unter vier Augen?“

„Unmöglich, mein Täuber, Du weißt ja selbst . . .“

Zu derselben Zeit zupfte sie der Adjutant auf der anderen Seite am Kleide. Ljubascha sah sich um, that aber als merkte sie nichts, und neigte sich zärtlich zu dem Husaren.

„Ich komme nachher noch zu Dir, jetzt aber geh', wir werden beobachtet.“

Der leichtgläubige Jüngling entfernte sich mit einem Seufzer, und die Zigeunerin trieb nun dasselbe Spiel mit dem Adjutanten.

„Hast Du mir nicht gestern versprochen, Dich mit keinem Anderen einzulassen?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Beschenke erst unsere Häupter und kaufe mir wenigstens eine Perlenkette, sonst darf ich Dir nichts gewähren. Ich liebe Dich, mein Falke, aber . . . unsere Leute lachen mich schon aus, sie sagen, Du bringst mir nur Zuckerdüten.“

„Du weißt ja, daß ich nicht reich bin.“

„Einerlei, Liebling, der Tabor verlangt es, wir haben unsere Gesetze.“

Eine Minute später saß das Mädchen bereits wieder auf den Knien des dicken Kaufmanns, der dem Chor ein paar

Hundertrubelnoten zuwarf und sich von Zjubascha ein besonders pikantes Sololied vorsingen ließ.

„Morgen, Kleine, bringe ich Dir dafür etwas Besseres mit, als den lumpigen Ring!“

So ging es bei den Zigeunern jede Nacht zu. Die reichen Kaufleute behaupteten das Feld, und Ssolonikin, obwohl ihm Zjubascha immer noch dann und wann zärtliche Blicke zuwarf, ja selbst einen verstohlenen Kuß gewährte, mußte einsehen, daß hier für ihn nichts zu machen sei.

Ueberdieß beabsichtigte ein polnischer Graf das Mädchen von ihrem Stamme für sich loszukaufen und war bereits mit den „Häuptern“ dieserhalb in Unterhandlungen getreten. Zur Ablenkung seiner Leidenschaft, die ihn bereits über 1000 Rubel gekostet hatte, versuchte es unser Cornet, sein Herz bei einer neu in der Adels-Gesellschaft aufgetretenen schönen und reichen Erbin, dem Fräulein Korobowska, an den Markt zu bringen. Der Erfolg begünstigte ihn aber auch hier nicht. Die sehr umschwärmte Dame tanzte zwar gerne mit dem hübschen Husaren und ließ sich von ihm den Hof machen, wandte aber ihre Gunst mehr und mehr einem als reellen Freier auftretenden jugendlichen Infanteriegeneral und einigen eleganten Gardisten zu. In Peterssburg erzogen und stets von einem Aufenthalt in Paris träumend, entsprach ein einfacher „Armeehusar“ ihren Ansprüchen an Vornehmheit nicht. Er war für sie nur ein Zeitvertreib und gerieth schließlich ganz in den Hintergrund. Die Neckereien seiner Kameraden brachten Ssolonikin fast zur Verzweiflung, und es machte ihm große Mühe, seine Rolle als sorgloser Lovelace weiter zu spielen.

Der Jahrmarkt ging seinem Ende entgegen. Viele Gutsbesitzer waren bereits abgereist, ohne den von den Tanzenthusiasten geplanten letzten Ball abzuwarten. Auch die Remonteure mit Ausnahme der eifrigsten Kartenspieler und der vergnügungsfüchtigeren jungen Leute, hatten die Stadt verlassen. Es blieb nur noch die kleinere Hälfte zurück, unter ihnen Ssolonikin, der seinerseits abwarten wollte, wie die Sache mit Fräulein Korobowska ablaufen würde und immer noch geheime Hoff-

nungen hegte. Auch Bubnjäschew, obwohl kein Damenheld und kein passionirter Spieler, mußte noch zurückbleiben, da ihm ein Gutsbesitzer, der sein ganzes Geld am grünen Tisch verloren hatte, 3000 Rubel schuldete und dafür Pferde zur Auswahl stellte, die aber erst nach Komny transportirt werden mußten.

Während eines der letzten Mittagessen in dem Local des Egypterfürsten, wo sich der Rest der guten Gesellschaft versammelte, betrat den Saal ein schon ältlicher Remonteur von den Ulanen und begrüßte die an dem einen Ende der Tafel sitzenden Kameraden. Laute Willkommenrufe und Fragen, weshalb er erst jetzt am Thoreschluß zum Markte käme, schallten ihm entgegen. Es ergab sich, daß die Eintreibung einer gefährdeten Schuld die Ursache der Verspätung gewesen war. Rittmeister Bubnjäschew brachte Perelygin, so hieß der neue Ankömmling, sofort einen großen Pokal voll Champagner und rief lustig:

„Da nimm, Bruder, zum Dank, daß Du mir hier keine Concurrnz gemacht hast.“

„Das wäre ja auch vergebene Mühe gewesen, Paul Paulowitsch,“ entgegnete Perelygin: „Du übertölpelst ja Deinen leibhaftigen Vater.“

„Da irren Sie sich,“ fiel Walunow lustig ein. „Bei diesem Markt hat Bubnjäschew Großmuth und Uneigennützigkeit bewiesen, Ihr gehorsamer Diener kann es bezeugen.“

Perelygin blickte erst Bubnjäschew, dann Walunow an, stürzte schnell noch ein Paar Gläser herunter, wischte sich den Bart ab und griff zum Löffel.

„Da muß etwas nicht in Ordnung sein,“ sagte er dabei ungläubig, „die Großmuth Bubnjäschew's hat sicher einen Hafen.“

„Bertheidige Dich, Bubnjäschew,“ riefen einige der Offiziere.

„Sollte mir noch fehlen! Solch ein Schwäzker wie Perelygin ist . . . sag lieber, hast Du schon Pferde? Nein? so kannst Du welche von mir bekommen.“

„Werd's mir überlegen, Freund, Deine Remonten habe ich bereits gesehen, prachtvolle Thiere alle zusammen. Du hast wieder ein Mal den Vogel abgeschossen.“

„Ja, Bubnjafschew kann heren,“ rief ein Gutsbesitzer vom anderen Ende der Tafel, „gegen den kommt keiner auf.“

„Das muß wahr sein,“ fuhr Berelygin fort. „Hat da der Mensch bei seiner Heerde zwölf Apfelschimmel, ich sage Euch zum Küssen, die Hälfte Offizierspferde — sogar für die Garde.“

„Sind die Schimmel denn wieder gesund geworden?“ fragte aufmerksam werdend Walunow.

„Gesund geworden? Gar nichts fehlt ihnen. Nur bei einem Hengst und einer Stute ist so etwas wie Schorf an den Nasenlöchern zu sehen. Aber er trocknet schon.“

„Das ist schnell gegangen! Eben dieses Ausschlags wegen habe ich die Schimmel ja Bubnjafschew überlassen,“ erwiderte der Gardist und blickte dabei Paul Paulowitsch mißtrauisch von der Seite an.

„Also das ist seine Großmuth!“ rief Berelygin und schüttelte sich vor Lachen. . . . „Nun wird mir die Sache klar. . . . Heba!“ rief er, „ein Duzend Flaschen Champagner! — Meine Herren, Bubnjafschew soll leben! er hat sich selbst übertroffen. . .“

Paul Paulowitsch schmunzelte vergnügt. Walunow wollte aufbrausen, die Kameraden hielten ihn jedoch zurück und Bubnjafschew ergriff kaltblütig das Wort:

„Früher oder später hätten Sie es ja doch erfahren. Nichts für ungut, Walunow, ich habe Sie angeführt, aber im Pferdehandel ist Alles erlaubt, und ich biete Ihnen jede Revanche!“

„Bravo, Bravo!“ riefen die Offiziere, „aber erst soll Bubnjafschew erzählen, wie er es angestellt hat.“

„Sei's denn,“ stimmte der Rittmeister zu, „hört mich an: Ich wollte und mußte die Schimmel haben. Mein Renommee erforderte es, und Walunow, anstatt mir die Pferde gegen hohes Angebot abzulassen, machte sich noch über mich lustig. Ihr Anderen auch, sogar Esolonikin, der nicht ein Mal eine Stute von einem Wallach unterscheiden kann. Da kam mir ein Gedanke. Ich habe bei meinem Kommando einen Zigeuner Namens Stantschuk. Als Curschmidt ist der Kerl nichts werth, außerdem ein Säufer, aber sonst mit allen Hunden geheßt. Ich lasse den Menschen gleich am Morgen zu mir rufen. Er tritt an, noch halb betrunken vom Abend vorher und zittert vor Angst, was ich mit ihm so früh vorhaben könnte.“

„Höre, Du schwarzer Satan,“ sage ich zu ihm: „was willst Du lieber, 25 Rubel oder 500 Hiebe?“

„Denn schon eher das Geld,“ erwiderte er grinsend.

„Kennst Du Jemand vom Kommando Walunow's?“

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren.“

„Und kennst Du dort im Stall auch die 12 Schimmel, einer schöner wie der andere?“

„Ah! die Pferde, Ew. Hochwohlgeboren? Wohl habe ich sie gesehen, aber das wird ein Bißchen schwierig sein . . .“

„Was meinst Du damit? Sprich!“

„Stehlen, Ew. Hochwohlgeboren. Ja, wenn es zwei, drei Stück wären . . .“

„Ich mußte lachen.“

„Ach Du Canaille,“ sage ich, „hältst Du mich für einen Dieb?“

„Berzeihen, Ew. Hochwohlgeboren, ich dachte . . .“

„Nun höre, was ich Dir sage. Ich werde Dir eine Salbe geben, die steckst Du in die Tasche. Hier hast Du außerdem 10 Rubel extra. Heute Abend gehst Du mit der Salbe nach dem Stalle Walunow's und machst das ganze Kommando so betrunken, daß Niemand seine Sinne behält. Dann reibst Du, ohne daß es Jemand sieht, mit der Salbe allen zwölf Schimmeln und vielleicht noch 10 anderen Pferden die Mäuler und die Nasenlöcher tüchtig ein. Verstanden?“

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren, nichts leichter als das.“

„Die Hauptsache ist, daß Dich Niemand ertappt, sonst kommen wir in eine arge Patzche. Sowie Du nur eine Sylbe davon verlauten läßt, kannst Du Dein Testament machen.“

„Zu Befehlen, Ew. Hochwohlgeboren, verlassen Sie sich auf mich.“

„An demselben Abend führte Stanschuk meinen Befehl prompt aus und stattete mir Bericht ab. Am andern Morgen erfuhr ich bereits, daß Walunow der Pferde wegen in Sorge sei und nach allen Thierärzten geschickt habe. Ich lachte nur, denn die Dummköpfe wußten sich keinen Rath und machten mit ihren Quakfalsbereien die Sache nur schlimmer. Das Ende vom Liede war, daß Walunow um meine Hülfe bat und mir schließlich die Pferde für den halben Preis überließ. Da habt Ihr die Geschichte.“

„Bravo, bravo! ein Mordskerl, der Bubnjafschew!“
applaudirten die Zuhörer.

Nur Walunow wurde roth vor Aerger und war nahe daran eine Grobheit loszulassen . . . die anderen Remonteur jubelten aber Bubnjafschew so laut zu, daß der Gardist gar nicht zu Worte kam.

Nun stand Bubnjafschew von seinem Plaze auf:

„Meine Herren!“ rief er. „Mein Spaß ist mir vorzüglich geglückt, ich habe meinen Zweck erreicht und, was die Hauptsache ist, meinen Ruf als gewiegter Remonteur aufrecht erhalten. Es war von vornherein meine Absicht, Walunow, sowie er von meiner List Kenntniß erhielt, auch die andere Hälfte des Kaufgeldes wiederzugeben. Walunow! hier nehmen Sie Ihr Geld und seien Sie ein ander Mal vorsichtiger: ich brauchte damals die Schimmel und habe so schon an Ihnen verdient.“

Der Gardist wollte zuerst den Getränkten spielen und das Anerbieten des Rittmeisters ausschlagen. Die Kameraden legten sich jedoch ins Mittel und brachten auch richtig eine volle Versöhnung zu Stande, die mit erneutem Knallen der Pfropfen und lautem Hurrah besiegelt wurde. Dabei flogen nach altrussischer Sitte die zerschmetterten Kelche nach allen Richtungen.

„Weiß Gott, ein Tausendsassa, dieser Bubnjafschew,“ nahm Perelygin die Unterhaltung wieder auf. „Von dem kann man etwas lernen. Erzähl' doch mal, Bruder Paul Paulowitsch, wie Du mich letzten Herbst angeführt hast.“

„Als ob das ein Kunststück wäre!“

„Laß hören, laß hören!“ bestürmte man ihn von allen Seiten: „das muß sehr interessant sein.“

„Meinetwegen. Ihr müßt nämlich wissen, daß sich Perelygin für sehr schlau hält.“

„Nun, ich verstehe doch auch mein Geschäft, nur ein Mal hattest Du mir vorher ein Paar tollerige Braune angeschmiert.“

„Das ist Deine Schuld, warum sperrest Du nicht die Augen auf! Aber davon ist jetzt nicht die Rede.“

„Ich hatte mich längst über ihn geärgert, weil er überall die Nase hineinsteckte und mir manches gute Geschäft fortnahm. Vorigen Herbst trafen wir uns in Charkow beim Spiel, an

dem sich auch ein junger Gutsbesitzer und bedeutender Pferdezüchter aus der Gegend von Zekaterinoslaw betheiligte.

Ich kannte das Gestüt, hatte dort aber noch nie Remonten gekauft, weil die Preise zu hoch waren. Jetzt wollte der Gutsbesitzer Schafzucht bei sich einführen und das Gestüt billig losschlagen, aber nur an einen Gesamtkäufer und gegen baar Geld. Perelygin und ich hatten sofort denselben Gedanken uns den Umstand zu Nuze zu machen, aber ohne einander davon zu sagen. Zwei Tage später reiste der Gutsbesitzer, nachdem er uns eingeladen hatte, ihn bald zu besuchen, ab, und ich bemerkte sofort, daß Perelygin, den ich keinen Augenblick aus den Augen ließ, sich gleich mir zum Aufbruch bereit machte.

„Wo willst Du hin? fragte ich ihn, vielleicht haben wir einen Weg und können zusammen fahren!“

„Ich weiß nicht, wohin Du willst; ich muß nach Kursk.“

„Und ich über Achtyrka zu einem Bekannten, in den Kreis Ssumy.“

„Etwa um 11 Uhr begannen wir uns zu rüsten. Ich befahl meiner Ordonnanz Sosulenko zuerst heimlich und zwar auf dem Corridor, eine Troika nach Zekaterinoslaw zu bestellen, aber dem Postgehülfsen 5 Rubel zu geben, damit er die Podorashnaja über Bogoduchow ausfertige. Dann erst rief ich den Unteroffizier ins Zimmer und trug ihm, so daß Perelygin es hören konnte, auf, mir Pferde nach Ssumy von der Post zu besorgen. So hoffte ich, den Kameraden von meiner Spur abzulenken. Gleich darauf bestellte Perelygin ebenfalls Pferde, aber nach Bälgorod (auf der Strecke nach Kursk). Ich besaß eine ausgezeichnete Kalesche, ließ sie aber unter dem Vorwande einer nöthigen Reparatur im Gasthose zurück und benutzte eine leichtere Telega. Kaum war ich aus dem Thore, so sagte ich zu dem Jämschtschik (Fuhrmann): „Du bekommst einen halben Rubel zu Schnaps, aber Marsch, Marsch von der Stelle, wo nicht, lasse ich alle fünf Minuten die Peitsche auf Dir tanzen.“

„So brauchte ich bis zur nächsten Station nach Zekaterinoslaw nur eine Stunde. Dort schlage ich dem Gehülfsen und dem Stationsvorsteher in die Visage, Sosulenko prügelt die Postknechte, und im Augenblick war das neue Fuhrwerk zur Stelle. Wie ich eben vom Hofe raffele, fährt auf der an-

deren Seite Perelygin's Kalesche ein. Das hatte ich mir gedacht. Auf der nächsten Station holte er mich ein und begrüßte mich ganz unbefangen.

„Nun, Du wolltest ja nach Kursk,“ sage ich zu ihm.

„Nein, ich habe es mir anders überlegt. Aber Du,“ fragte er, „willst auch nicht nach Sfumy?“

„Ich vergaß, daß ich in Konstantinograd zu thun habe. Vielleicht fahren wir nun zusammen?“

„Geht nicht, ich muß seitwärts abbiegen.“

„Gut, wie's Dir recht ist.“

„Es gelang mir, etwas früher fortzukommen, und mit Hülfe von Trinkgeld und Hieben erhielt ich vor Perelygin etwa eine halbe Stunde Vorsprung. Hoffentlich bricht unterwegs seine Kalesche, dachte ich, aber darauf war nicht zu rechnen, und ich mußte mindestens zwei Stunden früher bei dem Gutbesitzer ankommen, um das Geschäft abzuschließen. Hinter Konstantinograd veränderte ich meine Taktik, das heißt, ich prügelte die Postgehülfen nicht weiter, sondern bot ihnen fünf Rubel, wenn ich in fünf Minuten die besten Pferde erhielt, und ebenso viel bei der Rückkehr, wenn sie Perelygin wenigstens eine Viertelstunde aufhielten.“

„Das konnte ich mir denken,“ rief lachend Perelygin, und auch ich sparte weder Prügel noch Geld, vermochte Dich aber nicht einzuholen.“

„Also,“ fuhr Bubnjafschew fort, „als ich zur letzten Station kam, von wo die Straße nach dem Gut ausgeht, verlange ich zwei Wagen. Mir war nämlich ein Gedanke gekommen, meinen Zweck noch sicherer zu erreichen. Ich ließ schnell durch Sosulenko drei Bauern mit Aexten auftreiben und nahm sie auf der zweiten Fuhre mit. Ich wußte, wir mußten etwa 4 Werst vor dem Gute durch eine tiefe Schlucht, über die eine Brücke führt. Dort mußten die Bauern mit ihrer Troika zurückbleiben und unter Sosulenko's Aufsicht die Brücke von Grund aus abbrechen, um mir dann sofort nachzukommen. So blieb Perelygin nichts übrig, als einen Umweg von mindestens 8 Werst zu machen, und erst, als ich nach Vollziehung des Kaufs eben die Anzahlung gemacht hatte, hörte ich auf dem Hofe die Glocke von Perelygin's Kalesche. Er nahm mir meine List nicht übel, und wir blieben noch zwei Tage bei dem Züchter zu Gast.“

„Ja, und ich nahm Dir 1200 Rubel im Pharao ab.“
„Freilich, aber ich gewann bei dem Geschäft rund
7000 Rubel,“ entgegnete nicht ohne Stolz Bubnjafchem.

Cornet Esolonikin konnte die Niederlage, die er bei der schönen Korobowſka, den Gardisten und dem Infanteriegeneral gegenüber erlitten hatte, absolut nicht verwinden und berieth mit seinem Freunde und Wohnungsgenossen Molodanow, wie er der wetterwendischen Dame, die ihm zuerst entschiedene Avancen gemacht und ihn dann fallen gelassen hatte, einen Streich spielen könnte.

Als dritter im Bunde wurde ein junger Husarenoffizier, Namens Chwoſtikow, hinzugezogen, der, obwohl er sehr reich war und aus einer der besten Familien stammte, vor keiner Tollheit zurückschreckte und darin ein Renomme ohnegleichen besaß. Der Lieutenant war im vollsten Sinne des Wortes das, was man in Rußland eine „breit angelegte Natur“ nennt, und kann dem Leser gewissermaßen als Typ dafür dienen. Die Duelle, die er sich in Folge seiner oft sehr bedenklichen Liebesabenteuer zugezogen hatte, waren gar nicht zu zählen, und dennoch glühte sein Herz, wie er einst Esolonikin in einer vertrauten Stunde anvertraute, für eine in der Nähe seines Depots wohnende Tochter eines Gutsbesizers, die seine Neigung erwiderte, die ihm aber der Vater, seiner Vergangenheit wegen, verweigerte.

Chwoſtikow's ganzes Sinnen und Trachten ging darauf hinaus, das Mädchen so oder so in seinen Besitz zu bekommen, und wenn er trotzdem in seinem wüsten Leben fortfuhr, spielte, trank und die anderen jungen Offiziere zu ähnlichem Treiben verführte, so geschah es weniger aus wirklicher Lust daran, als um seinen Gram zu betäuben.

Dazu bot ihm das Leben als Remonteuroffizier die beste Gelegenheit, und wir werden noch sehen, wozu dieses Muster eines damaligen Husarenoffiziers bei sonst nicht schlechten Charakteranlagen fähig war. Von vielen Affairen, die dem jungen Brausekopf passirten, erzählen wir hier zur Charakteristik der Zeit nur eine, die gewissermaßen den Anfang seiner

Carrière bildete. Sein Lehrmeister in allen Arten von Unfug war, wie er selbst sagte, ein verabschiedeter Husarenunteroffizier, Namens Malamura, gewesen, den Chwoistikow auf seinen Reisen stets als Begleiter mitnahm, und der für seinen Herrn durchs Feuer ging. Bei seiner ersten Remontetour, kurz nach dem Türkentriege, war Chwoistikow nach Verbitschew gekommen, wo er nur eine kurze Rast machen und, bis das neue Fuhrwerk zur Stelle war, etwas genießen wollte. Er fuhr daher bei einem Restaurant vor und schickte Malamura auf die Post nach frischen Pferden. Als Chwoistikow in das Local trat, traf er dort mehrere bekannte Offiziere, die ihm mittheilten, sie hätten eben eine Menge Geld an einen in dem Local Bank haltenden Polen verspielt. Der Pole saß, sich auf dem Stuhle schaukelnd, vor einem mit Banknoten und Goldstücken beladenen Tisch und erwartete neue Opfer, die sich, obwohl damals namentlich in den Westprovinzen viele Falschspieler ihr Wesen trieben und das Spiel in öffentlichen Localen verboten war, nur zu willig fanden. Aus Vorsicht, d. h. um das Voltenschlagen u. s. w. zu hintertreiben, ließ man damals häufig den Bankhalter nur auf die Weise abziehen, daß die Karten mit einem Messer auf dem Tische festgenagelt wurden und einzeln losgerissen werden mußten. Auch das half aber bei gewandten Gaunern nicht immer, namentlich wenn sie unter den Anwesenden ihre Gehülfen hatten.

„Wie ist es, meine Herren? Spielt der Kerl ehrlich?“ fragte Chwoistikow leise die Kameraden.

„Der Teufel mag's wissen,“ antwortete ein junger Ulanenoffizier. „Wir haben nichts bemerkt. Zuerst gewann ich eine ganze Kutsche, später aber hat er uns völlig ausgebeutelt.“

„Ich möchte es versuchen.“

„Warum nicht, vielleicht haben Sie mehr Glück wie wir.“

Chwoistikow bestellte sich ein Mittagessen und richtete dann an den Polen die Frage:

„Wieviel haben Sie in der Bank?“

„Ich stehe gut für jede Summe,“ entgegnete der Spieler mit liebenswürdigem Lächeln, „aber nehmen wir neue Karten.“

Ein Infanterieoffizier hatte einen frischen Talon bei sich und stellte ihn zur Verfügung. Der Pole öffnete die Enveloppe,

befah die Karten aufmerksam von allen Seiten und fragte dann: „Wollen Sie die Bank halten oder pointiren?“

„Lieber setze ich,“ erwiderte Chwostikow und zog aus der Brieftasche ein Packet Banknoten.

Das Spiel ging flott, zuerst mit wechselndem Glück für den Cornet, dann aber wurde er bei einem Umschlag so wild und erregt, daß er binnen Kurzem nicht nur all sein eigenes Geld, sondern auch noch einen großen Theil der Kronsgelder verlor. Er hätte trotzdem nicht aufgehört, aber das Essen wurde ihm gemeldet, und außerdem zeigte sich an der Eingangsthür stramm ausgereckt und das Spiel aufmerksam verfolgend die imposante Gestalt Malamura's im bestaubten, grauen Kittel.

„Gestatten Sie mir eine kleine Pause,“ wandte sich Chwostikow an den Bankhalter, „ich stehe gleich wieder zu Ihren Diensten.“

„Bitte sehr,“ lautete die Antwort, „ich nehme derweilen mein eigenes Geld in Gewahrsam, das Ihrige bleibt unberührt liegen. Gewinnen Sie später, so steht Ihnen meine Kasse zur Disposition.“

Eilig beendigte der Cornet seine Mahlzeit, wobei er desto mehr trank und an seine mißliche Lage dachte. Er hoffte aber immer noch, wenigstens einen Theil der verlorenen Summe zurück zu gewinnen.

„Was meinen Sie, meine Herren, wandte sich der Cornet, nachdem er sich seine Pfeife angesteckt und auch Malamura mit Speise und Branntwein versorgt hatte, zu den Offizieren, „wie wäre es, wenn ich versuchte, die Bank zu sprengen? Mit vollem Magen ändert sich vielleicht die Chance.“

„Nur zu,“ rieth man ihm, „Sie sind ja lange genug im Pech gewesen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ stimmte lächelnd der Bankhalter zu.

„Erlauben Ew. Wohlgeboren, daß ich für Sie die Karten nehme?“ Mit diesen Worten richtete sich der Unteroffizier, seinen Schnurrbart streichend, von seinem Plaze an einem Nebentische auf.

Alle Offiziere blickten den nicht die mindeste Verlegenheit zeigenden Trager erstaunt an.

„Das ist wohl ein abgedankter Falschspieler,“ raunte der Ulan leise Schwostikow zu.

„Versteht Du denn das Spiel?“ erkundigte sich der Cornet bei seinem Trabanten.

„Warum sollte ich nicht, Erw. Wohlgeboren?“

„Ich bin damit einverstanden,“ stimmte, seiner Sache sicher, der Pole gleichmüthig zu.

„Nun, Bruder Malamura, dann lege los, wir wollen zusehen.“

Der Pole nahm ein Packet Karten in die rechte Hand und streckte die linke mit der Pointirkarte dem Unteroffizier entgegen.

Malamura trat mit breitspurigen Schritten und mit seinen riesigen Sporen klirrend dreist an den Tisch heran, faßte mit der Rechten anscheinend nach den Karten, holte dann aber aus und verfezte dem Polen eine so fürchterliche Ohrfeige, daß dieser ganz mit Blut überströmt vom Stuhl flog und auf dem Boden neben dem Ofen liegen blieb.

Raum war das geschehen, so legte Malamura das ganze auf dem Tische liegende Geld mit dem Arm in den Schooß seines Kittels und sagte ganz gelassen im dienstlichen Ton:

„Der Wagen ist da, Erw. Wohlgeboren. Kronsgelder — sind heilig.“

Die Offiziere lobten dieses Verfahren. Zwar wollte der Wirth einschreiten, er wurde aber beschwichtigt, und ehe der Kartenkünstler wieder zum Bewußtsein gelangte, hatte Schwostikow die Stadt bereits weit hinter sich. Weniger verzeihlich war der Umstand, daß der junge Mann einst eine Dame unter dem Versprechen, sie heirathen zu wollen, von Hause weglockt und sie dann durch eine Scheintrauung getäuscht hatte. Zum Glück dachte einer ihrer früheren Verehrer vorurtheilslos genug, sie dennoch zu seiner Gattin zu machen.

Seit jener Zeit war Schwostikow der Held unzähliger Abenteuer, der sich kopfüber in jeden Skandal stürzte und nichts lieber sah, als wenn man ihn in der Nacht aufweckte und zu irgend einer Berrücktheit aufforderte. In der Umgegend seines vorletzten Depots kannte man ihn nur unter dem Namen des „Husarenteufels“, und die verheiratheten, mit hübschen Töchtern

gesegneten Gutsbesitzer hatten vor ihm eine solche Angst, daß sie ihm ihre Thüre verschlossen, so daß dem unverbesserlichen Don Juan und Kaufbold nur noch die Gesellschaft einiger Junggesellen seines Schlags übrig blieb. Dabei liebten ihn seine Kameraden seiner natürlichen Gutmüthigkeit wegen, und namentlich schwache, unselbständige Naturen wie Ssolonikin, fühlten sich zu Chwoistikow hingezogen. Wir mußten diese Thatsachen vorausschicken, weil sonst der Leser das nun zu erzählende Heldenstückchen unserer Remonteurs in das Reich der Fabel verweisen würde.

Das in der Wohnung Molobanow's versammelte Triumvirat berathschlugte also, welchen Poffen man bei Gelegenheit des letzten Balles dem Fräulein Korobowśka und ihren Paladinen spielen könnte. Ssolonikin war dafür, er wollte die reiche Erbin zum Tanze auffordern und sie dabei in effektvoller Weise zu Falle bringen. Chwoistikow aber meinte, das wäre nur ein Schülerstreich, der allenfalls als Vorspiel zu dem Hauptcoup dienen könnte, und dessen Ausführung er seinem Freunde überließe. Er selbst aber hätte einen viel großartigen Plan, der jedoch vorläufig noch ein Geheimniß bleiben sollte.

„Bisher,“ erklärte er lachend, „mußte ich mich hier ruhig verhalten, weil ich eine alte Erbtante nicht erzürnen wollte.“

„Das ist freilich ein Grund,“ bestätigten Molobanow und Ssolonikin.

„Jetzt aber ist sie fort, und Ihr sollt was erleben. Aber jetzt, Kinder, ist es Zeit zum Ankleiden, und ich muß auch in mein Quartier, um unsere Ueberraschung vorzubereiten.“

Chwoistikow verabschiedete sich, und die beiden zurückbleibenden Kameraden machten sich an ihre Toilette für den Ball.

Im Saale des Adelsclubs, der heute gegen sonst schon eine merkliche Abnahme der Gesellschaft zeigte, finden wir sie wieder. Fräulein Korobowśka, umgeben von ihrer gewöhnlichen Suite, den beiden Gardisten, dem jungen General und einem dandyhaften Vetter von der Diplomatie, war unstreitig die Königin des Festes und am heutigen Abend ganz besonders huldreich. Vermuthlich nur aus Mangel an Concurrenz, gelang es Ssolonikin, eine Quadrille von ihr zu erhalten, und die ersten Tänze verliefen ohne einen besonderen Vorfall, nur daß

man den in das Geheimniß eingeweihten anwesenden Remonteuren eine gewisse Erregung anmerkte. Nun erklangen die Töne des Walzers, bei dem nur Extratouren getanzet zu werden pflegten. Ssolonikin stand zuerst an einen Pfeiler gelehnt und schien noch unschlüssig, ob er seinen Nachvorsatz ausführen sollte. Aber seine Kameraden worteten nur darauf und warfen ihm ermuthigende Blicke zu. Er bat, seine ganze Redlichkeit anbietend, um eine Tour. Gnädig lächelnd, erhob sich die Schöne von ihrem Platz, denn Ssolonikin galt als einer der besten Tänzer. Der Moment konnte nicht günstiger sein, es walzten gerade nur wenige Paare, und die Beiden gaben gewissermaßen eine Solovorstellung. Plötzlich gerieth an einer Ecke das Pärchen, auf das sich Aller Blicke richteten, ins Schwanken und — noch eine Secunde später, lag der Cornet, seine sich heftig sträubende Dame mit sich ziehend, so lang er war auf dem Parkett.

Die in die Sporen des Husaren verwickelte Toilette der Dame gerieth dabei in eine abscheuliche Unordnung, die sie durch ihre krampfhaften Anstrengungen sich zu erheben, nur noch verschlimmerte . . .

„Bravo! Vor!“ riefen händeklatschend und unter lautem Gelächter die Freunde des Tänzers, und von allen Seiten eilten die Cavaliere und Verehrer des Fräuleins zur Hülfe herbei. Die Aermste wurde aufgehoben, und kaum daß der Cornet Zeit gehabt hatte seine Entschuldigung anzubringen, ganz außer sich und in Thränen nach der Garderobe gebracht. Auf vielen Gesichtern, selbst der Damen, malte sich Schadenfreude, die Remonteure gaben sich erst recht gar keine Mühe, ihre Lust an dem schlechten Witz zu verbergen, und nur der General und die Gardeoffiziere versuchten durch wüthende Blicke und spitze Redensarten ihre Entrüstung auszudrücken.

Es half ihnen aber nichts, die Remonteure waren in der Mehrheit, Ssolonikin hatte seinem Bedauern Ausdruck gegeben; an wen sollten sie sich halten? So beschwichtigte sich der Sturm.

Nach einiger Zeit erschien auch die Berunglimpftete wieder im Saal und wurde mit den lebhaftesten Aeußerungen des Bedauerns, namentlich von denjenigen Damen empfangen, die vorher am meisten gelacht hatten. Es sollte aber noch ärger kommen.

Unter den anwesenden Herren machte sich seit einiger Zeit ein junger blasser, interessant aussehender Mann bemerklich. Obwohl etwas auffällig gekleidet, erschienen seine Haltung und seine Manieren so distinguiert, daß sie selbst den Neid des Betters der Korobowska erregten. Eine Quadrille, die der Unbekannte mit außerordentlicher Grazie tanzte, zog ihm die allgemeine Aufmerksamkeit zu, und sogar die reiche Erbin beauftragte ihren Cousin, sich zu erkundigen, wer der interessante Fremde sei, und ihn ihr zuzuführen. Nach einiger Zeit kehrte der Provinzlöwe mit der Meldung zurück, der Herr sei ein Franzose Mr. Lubo, Gouverneur des Fürsten K., und mit dem Bevollmächtigten der fürstlichen Güter hierher gereist, um sich den Jahrmart anzusehen. Er spräche übrigens ein Französisch mit dem reinsten Pariser Accent. Es würde ihm eine außerordentliche Ehre sein, dem gnädigen Fräulein vorgestellt zu werden. So wurde die Bekanntschaft gemacht, der elegante Franzose überschüttete die durch die neue Eroberung in ihrem Selbstbewußtsein gehobene Dame dann sofort mit einer wahren Fluth von pikanten Redensarten und erhielt auf seine Bitte die Zusage zur 7ten Quadrille.

Auf das betreffende Signal eilten alle Remonteuroffiziere mit Ausnahme von Chwoſtikow und Solonikin, die noch im Buffet bei der Flasche verblieben, in den Saal. Mr. Lubo führte seine Tänzerin in die Reihe; als vis à vis diente ihm der Beter der Korobowska.

Zunächst ging Alles ganz gut. Der Franzose führte eine lebhaft unterhaltung, auf die seine Partnerin, um ihre Kenntnisse in der fremden Sprache leuchten zu lassen, ebenso animirt einging, obwohl ihr einige an den Styl Paul de Coc's erinnernde Wendungen ihres Cavaliers, wie z. B. „parbleu!“ und „sichtre“! sonderbar vorkommen mochten. Auch einige von Mr. Lubo angeschlagene, für eine junge Dame bedenkliche Themata fielen, da sie in französischer Sprache verhandelt wurden, nicht sonderlich ins Gewicht. Während der dritten Figur, Mr. Lubo erging sich gerade in den graziösesten Entrechat's, stellten sich Chwoſtikow und Solonikin unmittelbar vor dem Paare auf, zeigten auf dasselbe mit den Fingern und trugen eine befremdliche, die allgemeine Aufmerksamkeit erregende und sich weiter fortpflanzende Heiterkeit zur Schau.

Die reiche Erbin ahnte sofort, daß Esolonikin sie vorhin beim Walzer absichtlich dem Gelächter preisgegeben habe, und daß sie auch jetzt wieder der Gegenstand desselben sei.

Als die Gegenpartie an der Tour war und unser Pärchen pausirte, trat Chwostikow mit äußerst höflicher Verbeugung an das Fräulein heran und sagte leise auf Französisch:

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen Ihren Partner entziehen muß.“

„Mit welchem Recht haben Sie sich hier einzumischen?“ entgegnete bereits stark erregt die Erbin.

„Wie es Ihnen beliebt. Ich wollte Sie in Ihrem Interesse nicht öffentlich compromittiren. Nun muß ich aber anders verfahren.“

Und der Lieutenant wandte sich nun direkt an Mr. Lubo.

„Höre, Proschka,“ redete er ihn grob an, „ich habe Dir Deine Streiche in Charkow vergeben, Dir aber strenge befohlen hier Deine Frechheiten zu unterlassen. Wie konntest Du Dich unterstehen, im Club zu erscheinen und sogar eine der Hauptzierden der Gesellschaft zum Tanzen aufzufordern! Sofort scheerst Du Dich nach Hause, morgen werden wir uns weiter sprechen!“

Mr. Lubo verschwand wie der Blitz.

Fräulein Korobowka fiel in Ohnmacht. Die Quadrille gerieth in Verwirrung, die Musik schwieg, Ausbrüche der Entzündung untermischt mit lautem Gelächter durchhallten den Raum. Die Gardisten, der General und der Butler verlangten von Chwostikow Erklärungen.

„Sehr einfach, meine Herren,“ erwiderte dieser kaltblütig, „der Unverschämte ist mein Kammerdiener Proschka, der acht Jahre in Paris bei einem der ersten Coiffeure conditionirt hat und für alle Damen schwärmt. Er hat schon oft solche Geschichten losgelassen. Ich kleide ihn gut, und in der Hoffnung, ich werde mich nur im Buffetzimmer aufhalten und ihn nicht bemerken, hat er sich hier eingeschlichen; solch eine infame Canaille!“

Viele Gutsbesitzer wollten Chwostikow zu Leibe gehen, viele andere lachten, aber die Remonteure traten für ihn ein, und der Lieutenant erklärte seinerseits mit größter Ruhe, wenn man ihm Schuld an dem unangenehmen Vorfall beimäße, sei

er selbstverständlich zu jeder Genugthuung bereit. Jedermann ahnte natürlich den wahren Sachverhalt, aber es fehlte an Beweisen, und so beschränkten sich alle Gegenmaßregeln darauf, daß der General drohte, er werde die ganze Angelegenheit den Militärbehörden melden. Die Gardisten, welche es zum Duell kommen lassen wollten, wurden von Walunow mit dem Hinweis, daß die Sache sie gar nichts anginge, beruhigt, und der elegante Better von der Diplomatie, der allein mit einem gewissen Recht für seine beleidigte Cousine hätte eintreten können, hatte sich vor dem allgemeinen Sturm in ein Nebenzimmer geflüchtet, wo er nur laut schimpfte. Kurz und gut, der letzte Ball im Adelsclub endigte mit einem schrecklichen Mißton. Alle Damen beeilten sich den Schauplatz zu verlassen, und nur die Remonteuere mit einigen Gleichgesinnten verblieben im Saal, ließen die Zigeuner holen und schwärmten bis 8 Uhr Morgens weiter. Schwostikow's Renommee wuchs ins Riesenhafte, und Ssolonikin's jämmerliches Heldenstück trat gegen eine solche Meisterleistung vollständig in den Hintergrund.

Des Cornets gedrückte Stimmung verschlechterte sich noch dadurch, als nach Beendigung des Balles der Zigeunerchor erschien und seinen gewohnten Platz auf der Musikstrade einnahm, seine noch immer unvergeffene Flamme, die schöne Ljubascha, fehlte.

Als Ssolonikin am andern Morgen, früher als Molobanow erwacht, mit starken Kopfschmerzen behaftet am offenen Fenster saß und seinen Thee trank, wurde er sich der von ihm am gestrigen Abend gespielten albernem Rolle mehr und mehr bewußt. Er war im Grunde ein zu anständiger Mensch, um nicht über die unritterliche Behandlung, die er der Korobow'ska zugefügt hatte, Gewissensbisse zu fühlen. Hatte ihm doch das Fräulein eigentlich gar keine Veranlassung zu einer so niedrigen Rache gegeben. Und doch mochte er es sich aus Eigenliebe nicht nehmen lassen, sich mit seiner von ihm in anderen Farben dargestellten That vor seinen Kameraden zu brüsten.

So saß der Cornet eine Weile grübelnd da, als an seinem Fenster in der Richtung auf die Verkaufshallen eine elegante Equipage vorüberfaßte, in der wie eine vornehme Dame gekleidet, Ljubascha ohne Begleitung saß.

Silig zog der Cornet seine beste Uniform an, wählte die feinsten Handschuhe, ergriff eine Reitgerte und verließ, seinem inneren Drange folgend, das Quartier.

Neben dem Bazar hielten nur noch wenige Equipagen. Die sogenannte „Herrenreihe“, in der die kostbarsten Artikel feilgehalten wurden, und in der sich während der Höhe des Marktes die feinste Gesellschaft — eine wahre Musterkarte reicher Partien — zu bewegen und einzukaufen pflegte, sah man nur zahlreiche Angehörige der mittleren und unteren Stände — Popen mit ihren Familien, Handwerker und Landleute. Nur hier und da zeigte sich an einem der mit Kostbarkeiten angefüllten Schaufenster eine einzelne Dame. In einem der vornehmsten Juwelierläden, der auch sonst seiner exorbitanten Preise wegen nur von den reichsten Leuten besucht wurde, erblickte jedoch Ssolonikin plötzlich Ljubascha, die an dem Verkaufstische saß und eifrig mit der Besichtigung verschiedener Schmuckgegenstände beschäftigt schien. Er hatte das Mädchen, das übrigens von seiner Bewerbung um Fräulein Korobowska wußte, mehrere Tage nicht gesehen, seine ganze Leidenschaft erwachte aufs Neue. Er betrat das Local und begrüßte die Zigeunerin.

„Nun, wie steht es mit Ihrer Braut?“ fragte Ljubascha, ohne ihre Augen von einem Rubincollier zu verwenden.

„Ich habe keine Braut, Du weißt doch für wen ich allein glühe,“ erwiderte flüsternd der Cornet und streifte dabei mit dem Arme leicht die Taille des Mädchens.

„Wer ist es?“ fragte sie ebenso leise, aber mit einem so brennenden Blick, daß selbst das festeste Herz hätte schmelzen müssen.

„Komm, begleite mich, ich will Dir Alles sagen,“ bat Ssolonikin.

„Warte einen Augenblick, Wassja!“ fiel die Sirene, dieses Mal mit lauter Stimme, ein, „kaufe mir zum Andenken diese Ohrringe, sieh wie reizend sie mich kleiden.“

„Sie sind Dein.“ Der junge Mann zahlte den sehr hohen Preis und zog, ohne recht zu wissen, was er wollte, Ljubascha aus dem Laden.

„Wohin führst Du mich?“ fragte sie draußen unter der sie umgebenden Menge.

„Du bist allein?“

„Das schon, aber ich muß gleich wieder nach Hause, man erwartet mich.“

„Kannst Du mir nicht wenigstens eine halbe Stunde schenken? Ich weiß einen stillen Ort . . .“

„Unmöglich, Geliebter, ich darf es nicht.“

„Also ist es wahr mit dem Grafen? Du gehörst ihm jetzt?“

„Ich mußte, Liebster: Er hat mich und den Stamm mit Reichthümern überschüttet, und wie er mich liebt!“

„Also Du liebst für Geld?“

„Ich bin eine Zigeunerin, Wassja, und gehorche dem Gebot . . .“

„So komm jetzt auch mit mir, bedenke, was ich Dir Alles in den Schooß geworfen habe. Nur auf fünf Minuten, ein Kuß!“

„Ich muß nach Hause! Hier auf offener Straße . . . alle Leute sehen uns.“

„So komm mit mir,“ flehte, seiner Sinne kaum mehr mächtig und seinen endlichen Triumph vor Augen sehend, der Cornet.

Das Paar hatte inzwischen eine einsamere Stelle erreicht, und Esolonikin wurde in seinen Bitten immer dringender. Das Mädchen blieb standhaft.

„Sollen wir uns nie mehr wiedersehen?“ fragte vorwurfsvoll der Verliebte.

„Das Schicksal will es!“

Der Cornet brauste auf.

„Schicksal? Unsinn! es giebt kein Schicksal.“

In demselben Augenblick erschienen ganz in der Nähe an einer Straßenecke Chwostikow und noch ein anderer Remonteur, die Reitgeräten in der Hand, mit aufgeklopften Röcken.

„Bravo, Esolonikin! Du verlierst, wie ich sehe, Deine Zeit nicht,“ rief lachend Chwostikow, „laß die hübsche braune Kleine nicht los.“

Ljubascha schlug die Augen nieder, was sie besonders reizend erscheinen ließ, und sagte fast unter Thränen:

„Warum bin ich Dir gefolgt, Wassja? Was werden nun Deine Kameraden von mir denken?“

„Was werden sie viel denken?“ entgegnete, von des Mädchens Kummer ungerührt und seinem Aerger Luft gebend, der Cornet. „Sie kennen Dich ja Alle! . . .“

Die herangetretenen Offiziere, gespannt, was folgen sollte, äußerten kein Wort.

„Natürlich kennen sie mich,“ entgegnete, nun ebenfalls im gereiztem Ton, die Zigeunerin, „was willst Du damit sagen?“

Die Lippen des Cornets zitterten.

„Daß Du — eine Dirne bist . . .“

„Wer? ich?“ zischte Ljubascha und sprang wie eine Tigress auf den Husaren los. „Ich? Und Du kannst es beweisen? Thu's!“

Esolonikin schlug ein erkünsteltes Lachen an.

„Habe ich Dir etwa umsonst so eben die Ringe gekauft?“

Mit einer hastigen Bewegung zog Ljubascha aus ihrem Gewande das Etui mit dem Schmuck und warf es Esolonikin gerade ins Gesicht.

„Da hast Du Deinen Bettel, Bube! Ersticke daran!“

Und ehe die Offiziere zur Besinnung gekommen waren, hatte sie in ein Paar Sprüngen ihren nahen Wagen erreicht. Esolonikin, die Gerte in der Hand, wollte die Fliehende einholen, aber schon saß sie in der Equipage und war im Nu in den Staubwolken des Platzes verschwunden.

Der Cornet, von seinen Kameraden über die Ursache der skandalösen Scene befragt, stellte dieselbe natürlich lediglich zu seinen Gunsten dar. Sofort begaben sich die Offiziere in das Restaurant zu dem Egyptianer, um mit den anwesenden bezw. schnell zusammenberufenen Remonteuren zu berathen, auf welche Weise man die Zigeunerin und bei der Gelegenheit auch ihren Galan, den Grafen, für die einem Kameraden angethanene Schmach züchtigen solle. Mit offener Gewalt war bei der jetzigen Minderzahl der Offiziere nichts auszurichten. Das sah sogar der sonst zu jedem Exceß bereite Chwostikow ein.

Man beschloß daher vorläufig, die Zigeuner mit Ljubascha und dem Grafen unter dem Vorwande eines Abschiedsfestes einzuladen und bei dieser Gelegenheit seine Rache mit der Peitsche zu nehmen.

Da sich aber die Kunde von dem Vorfall sofort in

ganz Romny verbreitet hatte und die Zigeuner, von Ljubascha darauf vorbereitet, die ihrem „ersten Stern“ gestellte Fülle witterten, versprachen sie zwar der Einladung Folge zu leisten, benutzten aber die Zwischenzeit, um die Gefährdete in Sicherheit zu bringen.

Vom Standpunkt der zigeunerischen Moral betrachtet, konnte dem Mädchen auch gar keine Schuld beigemessen werden. Sie hatte sich dem Grafen, der dafür Tausende an den Lator hingegeben und seiner Geliebten sogar versprochen hatte, sie zu seiner legitimen Gattin zu machen, allerdings verkauft. Nun aber wollte sie ihm auch die Treue halten, und das war jedenfalls ein ehrenwerther Zug. Daß sie trotzdem Geschenke von einem früheren Verehrer annahm, lag ihr im Blute. Sie that es weniger aus Habsucht als aus Gewohnheit und fühlte sich dadurch durchaus nicht zu irgend welchen Gegenleistungen verpflichtet. Erhielt sie doch alle Tage derartige Geschenke, für einen Ruß, für ein Nichts, und ihre jungen Genossinnen machten es ebenso. Etwas Ernstliches kam dabei nie heraus, dafür sorgten schon die alten Wächterinnen, die von jeder kleinsten Gunstbezeigung ihren Tribut nahmen und die arme Ljubascha nach langem Sträuben ihrerseits an den verliebten Grafen verkuppelt hatten. So begab sich denn auch der Zigeunerprimas Iljuscha selbst in das Quartier des Paares und überredete den Grafen, vorläufig keine Repressalien zu üben, sondern mit seiner Geliebten Romny so schnell wie möglich heimlich zu verlassen.

So kam es, daß an dem zu dem Fest vereinbarten Abend die Zigeuner zwar erschienen, aber ohne Ljubascha. Es war ein Glück für beide Theile. Dem in solcher Angelegenheit erfahrenen Rittmeister Berelygin, der nach der bereits ein Paar Tage früher erfolgten Abreise Bubnjaschew's als Präses der Remonteuere galt und weiteren Skandal vermeiden wollte, gelang es, die jungen Leute zur Vernunft zu bringen. Die Zigeuner sangen dazu schöner denn je, und der Champagner floß in solchen Massen, daß schließlich selbst Esolonikin sein Leid vergaß und sich an der zweiten Solistin Gruscha schadlos zu halten suchte.

Am nächsten Morgen reiste der Cornet, arm am Beutel, krank am Herzen, mit seinem neugewonnenen Freunde

Chwoistikow nach dessen Depot ab, um sich bis zum nächsten, in Charkow stattfindenden Markt von seinem Mißgeschick zu erholen. Eine im Dorf befindliche hübsche Popentochter sollte ihm dort als Trösterin dienen. Erst nach zwei Tagen waren die Beiden an Ort und Stelle. Chwoistikow hatte in seinem Depot ein sehr gut eingerichtetes Quartier, und das Erste, was die jungen Leute, dort angekommen, thaten, war, daß sie sich zu Bett legten und 36 Stunden in einer Tour schliefen. Dort in der nur durch den Besuch einiger Gutsbesitzer unterbrochenen Einsamkeit — mit der Popentochter war es nichts — erfuhr der Cornet zu seinem größten Erstaunen, daß auch sein Freund Herzenskummer habe und mit einem verwegenen Plan umginge, in den Besitz seiner unweit wohnenden Angebeteten zu gelangen. Ssolonikina erklärte sich sofort zur Mithilfe bereit. Der Erfolg wird sich zeigen.

Einige Monate waren darüber hingegangen. Auf einer der Poststationen des Dongebiets trafen Bubnjaschew und Molodanow unerwartet zusammen. Sie kamen beide aus den Pferdegegenden am schwarzen Meere, waren aber, weil verschiedene Gestüte besuchend, einander nicht begegnet. Es war um die Mittagszeit, und obwohl wie gewöhnlich die Speisekammer der Station durch Leerheit glänzte, forderte der Appetit der Remonteurs ungestüm seine Rechte. Endlich machte sich die Köchin daran, eine fette Ucha (Fischsuppe) und einen Eierkuchen zu bereiten. In Erwartung der Mahlzeit, hielten sich die Kameraden an die mitgebrachten Vorräthe von Wodki und sogenanntem Madeira, rauchten, auf dem harten Divan sitzend, ihre langen Pfeifen und tauschten nach langer Trennung ihre Erlebnisse aus.

„Ach ja,“ erzählte unter anderem Bubnjaschew, „ich vergaß ganz, Dir mitzutheilen, daß ich zur Hochzeit der Korobowska eingeladen war. Sie hat nun doch den Infanteriegeneral genommen.“

„Also, jetzt heißt es Ihre Excellenz.“

„Aber was ist denn aus Ssolonikina geworden? Für den

wäre ja jetzt die Bahn frei . . . im Grunde gefiel er ihr ja ganz gut, und wenn Seine Excellenz auf Reisen ist —“

„Hast Du davon nichts gehört? Du erinnerst Dich doch, daß der unverbesserliche Schürzenheld in Verbitschew mit Ljubascha und ihrem Grafen zusammentraf?“

„Freilich erinnere ich mich. Esolonikin trug sich noch immer mit Rachegeanken — ich mußte aber früher abreisen und weiß von dem Resultat nichts.“

„Das war eine tolle Geschichte,“ berichtete Molobanow.

„Wir lauerten Ljubascha, als sie aus dem Theater kam, auf, hielten ihren Wagen fest und brachten sie, nachdem wir ihr ein Tuch über den Kopf geworfen hatten, halbtodt nach dem Quartier Esolonikin's.

Sie sollte ihn dort fußfällig um Verzeihung bitten oder — mit unseren Plumpsüßen Bekanntschaft machen. Ehe es aber noch dazu kam, drang der Graf mit einer ganzen Schaar von Freunden bei uns ein. Es gab eine Kauferei, und Ljubascha wurde befreit. Am nächsten Tage fand zwischen dem Grafen und dem Cornet ein regelrechtes Duell statt. Ich secundirte dem Kameraden.“

„Ich denke, sie schlugen sich nicht zum ersten Male,“ bemerkte Vubnjaschew.

„Nein, schon zum zweiten. Du weißt, Esolonikin ist kein besonderer Fechter, dabei aber so hitzig, daß er mit dem Kopf voran auf den Gegner losgeht. Der Graf, übrigens ein ganzer Kerl vor dem man Respect haben muß, parirt kaltblütig und verlangt beständig, Esolonikin sollte seiner Freundin Genugthuung geben. Das macht den Cornet noch rasender und er führt auf den Grafen einen Schwadronshieb von oben runter.

Der Polacke deckt sich zur Zeit und haut fast in demselben Moment, ob mit, ob ohne Absicht, dem armen Teufel von Esolonikin die Nase bis zur Wurzel herunter.

„Nicht möglich!“

„So daß das Blut nur so spritzte und die Nase zwei Schritt weit flog.“

„Abscheulicher Fall! Und was weiter?“

„Der Ärmste brüllte laut, theils vor Schmerz, noch mehr aber wegen der Verstümmelung. Er konnte das Duell nicht fortsetzen. Ich trat an seine Stelle, aber es kam nichts Rechtes

heraus, ich verwundete den Grafen an der Schulter, er schrammte mir die Hand. Wir beschloßen, ihn am nächsten Tage noch einmal vor die Klinge zu nehmen; der Graf reiste aber gleich mit seiner Dulcinea nach Warschau ab. Natürlich that uns der Kamerad leid, aber wenn man es recht bedenkt, trug er allein die Schuld, und so ließen wir die Sache auf sich beruhen.“

„Und Sfolonikin?“

„Blieb ohne Nase, reiste fort, um sich ausheilen zu lassen und wird wahrscheinlich zum ersten September seinen Abschied einreichen.“

„Eine niederträchtige Affaire, hol mich der Teufel! Wer nicht schnupft, kann freilich auch ohne Nase leben,“ sagte lachend Bubnjaschew, „aber in der Gesellschaft darf sich der junge Mensch nicht mehr sehen lassen.“

„Man sagt, in Paris macht man jetzt künstliche Nasen.“

„Wird sich was! Kolben höchstens . . .“

„Nein, durchaus nicht, unser Doktor sagt, man kann dort Riecher von allen Kalibern haben — römische und griechische. Sfolonikin besitzt Vermögen und kann sich den Luxus leisten.“

„Schade um den hübschen Jungen. Uebrigens ein richtiger Remonteur wäre doch nicht aus ihm geworden. Alles in Allem ein Mutterföhnchen! Weißt Du sonst noch etwas Neues?“

„In Charkow haben sie den Ssuharski ganz ausgeplündert.“

„Das ist ihm gesund: warum läßt er sich immer mit den Gaunern ein. Hat er viel verloren?“

„Gegen 40,000 Rubel.“

„Natürlich Kronsgelder dabei?“

„Alles, bis auf den letzten Faden. Uebrigens, noch eins! Schwoftikow hat wieder mal was Nettes losgelassen.“

„Ohne dem thut er es nicht.“

„Denke Dir: er hatte eine Herzliebste und meinte es mit ihr ganz ernsthaft. Du erinnerst Dich, wie er früher nichts that, als sumpsen, überall Händel anfang, anständige Damen wie Köchinnen behandelte; dabei war der Mensch die ganze Zeit über verschossen wie ein Rater und dachte daran sich zu verheirathen.“

„Du phantafirst wohl?“

„Durchaus nicht. Die Eltern des jungen Mädchens wollten ihre Einwilligung nicht geben, sie hüteten das Fräulein und mit Grund; denn Chwoſtikow ſchien nichts heilig. Er ſchoß ſich mit einem ſeiner Widerſacher, der ihm in die Quere gekommen war, und ließ einen anderen Warner von ſeinen Husaren windelweich ſchlagen. Es geſchah aber ohne Zeugen; ſie hatten dem Aermſten ein nasses Bettuch übergeworfen, ſo konnte er nicht klagen. Chwoſtikow verſuchte lange das Fräulein zur Flucht zu bewegen, endlich willigte es ein, und es gab einen ganzen Roman, bei dem auch der Taugenichts Proſchta wieder mithalf. Nur ein Geiſtlicher wollte ſich nicht zur Trauung finden laſſen, und Chwoſtikow führte ſeine Braut wochenlang als Knabe verkleidet mit ſich.“

„Und Du haſt ſie geſehen?“

„Freilich. Ein allerliebſtes Geſchöpf; wie Milch und Blut und dabei gut. Mir thut's nur leid um Chwoſtikow: er iſt ganz unter den Pantoffel gerathen und aller Husarenſchneid iſt hin.“

„Nun, er iſt nicht der erſte und wird nicht der letzte ſein; das Weibervolk hat ſchon ſo manchen auf dem Gewiſſen.“

„Nur uns Beiden können die Unterröcke nichts anhaben, Paul Paulowitſch.“

„Du biſt auch ein unſicherer Cantonist, aber für mich ſtehe ich ein, Molodanow. Nur in einem Falle würde ich die Wette verlieren: wenn man mir eine halbe Million als Mitgift böte. Aber ſolche Ruſſen findet man nicht auf der Straße. Ha, ha, ha! Und Bubnjaſchew thut nichts halb . . . Uebrigens bekommen wir nicht bald etwas in den Magen?“

„Gleich darauf trat die Köchin herein, in der einen Hand den Napf mit Suppe, in der anderen eine ſchmutzige Serviette, und die Remonteuere ſetzten ſich zu Tiſch. Nach einer Viertelſtunde jagten ſie bereits weiter auf der Straße nach Woronjeſch.

II.

Unsere Bourbonen.

Bei den Infanterie- und Cavallerieregimentern, hier speciell bei den eine billigere Uniform tragenden Ulanen und Dragonern, gab es früher und zum Theil noch jetzt, Offiziere, die, aus der „Stoßakademie“, will sagen dem Cantonistenstande, hervorgegangen, mitunter hohe Rangstufen erreichten, aber ihr ganzes Leben lang ihre Herkunft nicht verläugnen konnten und Bourbonen genannt wurden. Diese Bezeichnung hat vermuthlich eine ironische Bedeutung und soll den Gegensatz zwischen Aristokratie und Proletariat in der denkbar schärfsten Weise hervorheben. Mochte der Bourbon nun der Garde oder der Armee angehören, er hielt sich strenge innerhalb der Grenzen seiner Kategorie und legte seine der Kaserne oder dem Stall entstammenden Gewohnheiten nie ab. Die Gesellschaft seiner früheren Standesgenossen, der Gemeinen und Unteroffiziere, verschmähte er, vor den Offizieren hatte er eine gewisse Scheu, den Vorgesetzten gegenüber verlor er nie seine strammdienstliche Haltung und seine Untergebenen ließ er die ganze Schwere einer falsch verstandenen Disciplin fühlen. Die Infanteriebourbonen übertrafen hierin noch ihre Kameraden von der Cavallerie, auch waren sie zahlreicher und gewannen dadurch mehr Einfluß. Der Wortlaut der Instructionen und Bestimmungen war für den Bourbonen das höchste Gesetz, und nur unter ganz besonderen Umständen trat er, meistens zu seinem Unglück, aus seiner Rolle heraus. Man konnte den Bourbon stets schon von weitem an seinem Gange und mitten unter vielen anderen Offizieren erkennen, niemals gab er seine soldatische Haltung und seine plumpen Manieren auf, ebenso wenig wie die von den Soldaten gebrauchten typischen Phrasen „Gesundheit zu wünschen“, „auf glückliches Wiedersehen“, „ich weiß von nichts nicht,“ „ganz und gar nicht,“ u. s. w. Beim Regiment verkehrten die Bourbonen meistens nur mit Ihresgleichen, und, da aus derselben Sphäre hervorgegangen, fühlten sie sich nur unter einander wohl. Ihre Beziehungen zu den übrigen Offizieren waren dagegen sehr gespannt, namentlich wenn ältere Chargen zugegen waren. Noch heute, wo so

viele ernste Fragen auftauchen, lieben es die jungen Herren, allerhand Thorheiten zu treiben und Wiße loszulassen, früher aber, als der Dienst sich auf ein Minimum beschränkte, die Kastenvorurtheile noch in voller Blüthe standen, trieb man nichts als Dummheiten, spielte, trank und machte sich über einander lustig. Dazu boten natürlich die unglücklichen Bourbonen eine willkommene Veranlassung, und es ging ihnen wirklich schlecht, wenn auch schon damals einige Vernünftigere gegen eine derartige Mißachtung der Kameradschaftlichkeit und der Offizieruniform ihre Stimmen erhoben.

Die Bourbonen galten als *Parias*, und Niemand gab sich die Mühe, darüber nachzudenken, daß solch ein Mensch, der von der Pike auf gedient hatte, unmöglich dieselben, übrigens sehr anzusehenden Ehrbegriffe haben konnte wie die Offiziere aus den gebildeteren Kreisen. Man bedachte nicht, daß wenn sich ein Bourbon in der Gesellschaft lächerlich machte, viel weniger er als seine aristokratischen Plagegeister daran Schuld waren. Manche Bourbonen ließen sich für einen Rubel dazu herbei, für die anderen Offiziere die Wache zu übernehmen, und man verachtete sie deshalb. Daß aber die vornehmen Herren sich auf Kosten der Soldaten bereicherten, fand man ganz selbstverständlich, ja, sogar schneidig. Jeder schwere, langweilige Dienst wurde den Bourbonen ausgepackt, ohne daß sie je darüber murrten. Die Regimentskommandeure übertrugen ihnen mit Vorliebe die Schneider- und Schusterwerkstätten, wobei denn mitunter aus Gnade und Barmherzigkeit eine Kleinigkeit auch für sie abfiel. Darüber wurde skandalisirt, dagegen aber, daß sich der Oberst mit dem Rechnungsführer und dem Quartiermeister die „Ersparnisse“ aus der Dekonomie theilten, hatte Niemand etwas einzuwenden. Dabei besaßen aber auch die Bourbonen ihre Art von *point d'honneur*, namentlich wenn sie sich etwas im Regiment eingelebt und mit den herrschenden Gewohnheiten vertraut gemacht hatten. Ich kann mich nicht erinnern, daß solch ein Kommissoffizier jemals von einem adligen Kameraden Geld geliehen hätte, wenn auch die Nothwendigkeit dazu bei der äußerst einfachen und sparsamen Lebensweise der von Kindheit auf an Dürftigkeit gewöhnten Bourbonen kaum je eintreten mochte. Einige freilich nahmen auch luxuriösere

Gewohnheiten an und glaubten das ihrer Stellung als Offizier schuldig zu sein. Das waren jedoch ehemalige Gardisten, welche längere Zeit in Petersburg gelebt und sich dort verfeinert hatten; der gewöhnliche Armeebourbon unterschied sich aber von den Unteroffizieren nur durch die Epauletten, die selbstverständlich seinen größten Stolz ausmachten und ihn, wenn auch nicht vor den Grobheiten der Vorgesetzten, so doch vor den damals noch sehr im Schwange befindlichen Hieben schützten. Was mich aber bei diesen Leuten stets in das größte Erstaunen versetzte, war die Unmenschlichkeit, mit der grade sie den Mannschaften begegneten.

Man hätte glauben sollen, daß diese aus dem Gemeinstande hervorgegangenen Offiziere, die das ganze Glend des damaligen Soldatenlebens an sich selbst erfahren hatten, bestrebt sein mußten, das Loos ihrer Untergebenen nach Möglichkeit zu erleichtern. In Wirklichkeit war aber gerade das Gegentheil der Fall, der Bourbon übertraf an Härte noch den Deutschen aus den Ostseeprovinzen.

Niemals werde ich meine erste Bekanntschaft mit dieser Seite des Bourbonencharakters vergessen.

Ich kannte einen Wachtmeister, einen Mann von 40 Jahren, der ein vortrefflicher Frontsoldat, zuverlässig und ehrlich, dabei sogar ein Spaßvogel war, dessen Witz bis weit über die Grenzen der Schwadron und des Regiments verbreitet waren. Die Soldaten, namentlich die Rekruten, behandelte er stets wie seine Kinder, oft sogar mit so großer Nachsicht, daß er dafür gerissen wurde. Eines Tages, ich war damals noch Junker, traf ich ihn im Stall in sehr trüber Gemüthsverfassung:

„Was ist denn mit Ihnen los, sind Sie krank?“ fragte ich ihn.

„Krank, warum nicht gar? Der Rittmeister hat mich heute vor allen Leuten runtergemacht und beinahe geprügelt.“

„Was Sie sagen!“

„Ja, ja, das ist der Dank dafür, daß ich ihm sieben Jahre treu und ehrlich diene.“

„Was war denn die Ursache?“

„Er sah die dritte Abtheilung reiten und schimpfte gleich los, Du verwöhnst mir die Bande von Rekruten und paßt nicht auf sie auf! Nun können Sie sich denken,“ fuhr der

Wachtmeister fort, „daß die armen Kerls erst recht Angst bekamen und so schlecht ritten, als ob sie nie an die Longe genommen worden wären. Der Rittmeister haute mit der Peitsche wie wild auf sie ein, so daß fünf Mann vom Pferde fielen, spuckte dann aus und befahl mir, ich sollte die ganze Abtheilung nach dem Reiten gehörig durchkarratschen. 'Alle nach der Reihe, hörst Du wohl, sonst lasse ich Dir die Treppen abreißen.' Na, das that ich denn nun auch, aber mehr zum Schein, denn was konnten die armen Teufel dafür, Rekruten sind Rekruten. Das hört dann, ich weiß nicht wie, der Rittmeister, und heute beim Rapport hat er mich so mädig gemacht, daß ich schon dachte, er würde mich in Arrest stecken. Ja, wenn es noch alte Kerls gewesen wären, aber denken Sie, Rekruten, dumme Rekruten, die sollte ich hauen!“

Nach einigen Jahren, ich hatte bereits meinen Abschied genommen, traf ich Pachom Kondratjitsch, der damals als Lieutenant bei einer anderen Division stand*), wieder. Er lag mit seinem Zuge in einem Dorfe unweit der Stadt, in welcher ich gerade einige Wochen zu thun hatte. So besuchte ich den alten Kameraden.

Natürlich war er darüber hoch erfreut und wußte gar nicht, was er mir Alles zu Liebe thun sollte. Wir sprachen von alten Zeiten, von seinem Leben bei dem neuen Regiment, von allerlei Veränderungen im Dienstbetrieb und was sonst einen Mann seines Schlags interessirt.

Nach dem Thee wollte ich mich verabschieden, mein Wirth bat mich aber inständigst, ich möchte seinen Vorschlag**), den sein Bursche ganz besonders schmachhaft zu bereiten verstände, mit ihm theilen. Bereits in dem Verkehr mit dem Burschen bemerkte ich eine gewisse Gespanntheit von beiden Seiten, was nur natürlich ist, da die Mannschaften stets mit einer Art von Neid auf solche Vorgesetzten blicken, die von keiner besseren Herkunft sind als sie selbst. Der Lieutenant schimpfte den Burschen zwar nicht gerade, aber er nannte ihn nicht anders als wie „Du Vieh“ oder schrie ihn an „willst Du Dich wohl

*) Solche Versetzungen waren aus disciplinären Ursachen gebräuchlich.

**) Eine dicke Suppe von Runkelrüben mit Fleisch.

beeilen, Du Bestie!" Freundlich war das mindestens nicht, und die anderen Offiziere behandeln ihre Diener meistens humaner. Am Abend, als wir gegessen hatten, erschien der Zugwachtmeister zum Rapport. Pachom Kondratjitsch, der die ganze Zeit über im Archaluk (eine Art Jacke), dagesessen hatte, sprang, als er an der Thüre das bekannte Husten hörte, sofort auf, zog seinen Überrock mit den Epauletten an, knöpfte ihn von oben bis unten zu und rief erst dann:

"Tscheredenko! Komm herein!" In die Stube trat ein alter Unteroffizier im Mantel mit umgeschnalltem Säbel, reckte sich gerade aus und machte die herkömmliche Meldung: "beim ersten Zuge ist Alles in Ordnung."

"Entschuldigen Sie," wandte sich der Wirth an mich: "ich habe über den Dienst zu sprechen."

"Bitte, Pachom Kondratjitsch, geniren Sie sich meinerwegen garnicht." Den Lieutenant dabei ansehend, bemerkte ich, daß er eine strenge, fast grausame Miene annahm.

"Hast Du das von den Rekruten gehört?"

"Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren. Zwei von ihnen sind saufen gegangen."

"Und der dritte?" "Ist zu Hause geblieben, Ew. Wohlgeboren."

"Hat er gewußt, daß die anderen fortgegangen waren?"

"Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren."

"Und er hat es Dir nicht angezeigt?"

"Nein, Ew. Wohlgeboren."

"Haben die Kerls sich zu entschuldigen gesucht, oder sonst Widerreden gemacht?"

"Sie sagen, im nächsten Dorfe ist der Schnaps billiger."

"So, billiger! Nun dann höre, was ich Dir sage. Morgen bei der Reveille bringst Du mir die drei Hallunken her und ein Paar gute Stöcke mit. Ich will sie saufen lehren . . ."

"Ganz wohl, Ew. Wohlgeboren. Sonst noch etwas zu befehlen?"

"Ach ja, zähle doch dem Chalanzow eine Tracht dafür auf, daß er nicht zu satteln versteht."

"Das haben Ew. Wohlgeboren ja schon selbst zu besorgen geruht."

„Keine Widerrede, Du suchtelst ihn und damit Basta! Raus.“

Der Wachtmeister machte vorschriftsmäßig kehrt und verschwand mit dem üblichen Gruß: „Bleiben Sie glücklich!“

Mich empörte diese Scene, und ich konnte mich nicht enthalten, meiner Stimmung Ausdruck zu geben: „Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Pachom Kondratjitsch, daß Sie so ungerecht und hartherzig wären.“

Der Lieutenant lächelte nur und fragte: „Wieso denn?“

„Für solch ein kleines Vergehen die Leute prügeln zu wollen. Erstens ist das unmenschlich, zweitens steht Ihnen gar nicht das Recht zu.“

„Ach was, Recht! . . . der Schwadronschef hat es befohlen . . . Sie wissen gar nicht, was für Schlingel ich im Zuge habe.“

„So also denken Sie jetzt! . . . Erinnern Sie sich, als Sie noch Wachtmeister waren und die Rekruten in Schutz nahmen?“

„Freilich erinnere ich mich,“ erwiderte, etwas betreten, der Lieutenant. — Damals war das etwas Anderes, jetzt kenne ich meine Pflichten besser.“

„Im Gegentheil, damals hatten Sie ein Herz im Leibe.“
Mergerlich stand ich von meinem Plaze auf.

„Ei nun, wo wollen Sie hin?“ versuchte mein Wirth mich aufzuhalten.

„Wenn Sie bei Ihrem Stück bleiben, mag ich nichts mehr von Ihnen wissen — Leben Sie wohl!“

„Alexander Stepanowitsch! Erbarmen Sie sich! Ich kann ja nicht anders. Der Rittmeister hält sich an mich . . . erlauben Sie mir wenigstens ein paar Hiebe mit der Faust . . . die Kerls lachen mich sonst aus.“

Ich mußte über diese Naivität unwillkürlich lächeln, gab aber nicht nach, und Pachom Kondratjitsch versprach mir, für dieses Mal Milde walten zu lassen. Ob er sein Versprechen gehalten hat, bezweifle ich.

Wenn die meistens aus Leuten hinter dem Pfluge hervorgegangenen Bourbonen sich schon unter den Offizieren nicht zu benehmen wußten, so kam es in den Gesellschaften, namentlich mit Damen und bei Tisch, erst recht zu den lächerlichsten Scenen,

und die jungen Leute machten sich mitunter einen Uk daraus, einen solchen Bourbonen tanzen zu lehren und ihn bei den Gutsbesitzern der Nachbarschaft auf Bälle mitzunehmen. Ein Hauptgaudium war es, wenn der Bourbone bei Tische Salz an das Eis that oder das Glas mit dem Mundwasser austrank.

Es ist dabei aber ein gewisser Unterschied zwischen den gewöhnlichen und den aus dem Schreiberstande hervorgegangenen Bourbonen hervorzuheben. Die ehemaligen Büreauschreiber wurden und werden nur selten Offiziere, sondern ziehen, wenn sie sich dazu classificiren, die den unrechtmäßigen Erwerb begünstigenden Militärbeamtenstellungen vor. Erhielt ein solcher Mensch aber die Offizierssepauletten, so wurde er gradezu widerlich. Stets gewohnt, sich in den Kanzleien zu bewegen, und mit allen Ränken, Durchstechereien u. s. w. bekannt, nahmen sie ihre niedrige Gesinnung auch in den Offiziersstand mit hinüber.

Mit einigen aus den Büchern entnommenen Floskeln vertraut und sich als sehr gebildet betrachtend, suchten sie durch gewählte Ausdrucksweise zu glänzen und sich auf die Elegants zu spielen. Selbst im Kreise der Kommissoffiziere war ein solcher Herr ein reines Brechmittel. Wenn der gewöhnliche Bourbone sich betrank, so sah er sich wenigstens vorsichtig um, blieb still und bescheiden und machte, daß er zu Hause ins Bett kam. Der Schreiberbourbone aber, im Bewußtsein, daß er nun von den Offizieren nichts mehr zu fürchten hatte, wurde, wenn er was im Kopfe hatte, redselig und unverschämt, versuchte Freundschaften anzubändeln und mit seinen Erfolgen bei den Damen zu prahlen. Mitunter gelang es diesen Fexen, das Vertrauen beschränkter Kommandeure zu gewinnen, fette Posten bei der Verwaltung zu bekommen, und dann zeigten sich ihre ordinären Instinkte in vollem Lichte.

In unserer Erzählung spielt aber der graubärtige Bourbone die Hauptrolle, und wir wollen uns von dieser Kategorie nicht entfernen. Ich habe von dieser Sorte viele kennen gelernt und auch mit ihnen verkehrt, obwohl ich sie, offen gestanden, mit dem Augen der übrigen Kameraden betrachtete, ohne mir jedoch wie diese, schlechte Späße mit ihnen zu erlauben. Ihre Lebensgeschichte bis zu ihrer Einziehung als Rekrut ist mit geringen Abweichungen immer dieselbe, aber diese Erzählungen

von ihrer früheren ländlichen Existenz hatten für mich stets etwas Sympathisches. Es trat dann bei ihnen der gute, unverdorrene Kern hervor, sie wurden so zu sagen, weicher. Fast Alle zeichneten sich in ihrem Privatleben durch große Sparsamkeit aus und selbst bei der Cavallerie gelang es ihnen trotz der geringen Bezüge, nach einigen Jahren ein kleines Kapital zusammen zu schlagen. Es ist das übrigens kein Wunder, wenn man bedenkt, wie der Bourbonne seine Uniform und Ausrüstung wie seinen Augapfel schonte, sie selbst reinigte, flickte, putzte. Der zweite Ueberrock, den er natürlich schon lange Jahre als neuesten getragen hatte, sah an den Nähten stets ganz abgeschabt aus und hielt kaum noch zusammen, war aber stets tadellos sauber. Schärpe, Koppel und Bandolier waren außer bei Besichtigungen, vollständig schwarz vor Alter. Dazu die denkbar größte Wäsche und gewöhnliche Soldatentiefel, letztere immer blank gewischt.

Die Verpflegung kostete diesen Kameraden nicht mehr wie einem Unteroffizier. Freilich besaß jeder Bourbon einen Samowar, aber Thee tranken die meisten nur, wenn sie Besuch hatten oder an Feiertagen.

Rauchen thaten sie nur den gemeinsten Knüller (russisch machorka) oder Krimmer, der für türkischen ging, so daß der Bourbon schon von weitem an seiner Atmosphäre, zu der sich noch Stallgeruch mischte, kenntlich war. Am liebsten hielten sie sich bei den Pferden auf und waren schon des Morgens beim Ruhen, des Abends stets beim Abfüttern da. Mancher benutzte freilich, um es den „Herren“ gleichzuthun, lakikolon (soll eau de Cologne heißen), aber was wollte das bei den vielen anderen Kommisbodeurs nützen.

Eine so klägliche Figur die Bourbonen unter den übrigen Offizieren spielten, um so schlimmer war es, sie als Vorgesetzte über sich zu haben, namentlich als Wachthabender, wenn solch ein Samaschenheld dujourirte. Eher ließ noch der Regimentskommandeur ein Mal etwas durchgehen, der Bourbon aber war erbarmungslos, und am ärgsten empfand man es, daß man vor ihm stramm stehen mußte und sich nicht verantworten durfte, weil sonst gleich eine dienstliche Anzeige erfolgte. Dieselbe wurde meistens später wieder zurückgezogen, aber Unannehmlichkeiten entstanden daraus doch. Diese Leute trieben

sich, wenn sie Regimentsdujour hatten, den ganzen Tag auf der Hauptwache und in ihrer Nähe herum, besonders wenn dort eine sogenannte Execution stattfand, d. h. ein Soldat für irgend ein Vergehen Hiebe erhielt, was meistens im Wachtlokal besorgt wurde. Wir hatten einen Bourbon, der sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus machte dabei zu sein, wenn den nach Sibirien abgehenden Arrestanten die Köpfe halb geschoren wurden. Er pflegte die Unglücklichen dann über ihr Vergehen zu befragen und seinen Spaß mit ihnen zu treiben.

Als ich einst auf Wache war, hörte ich den Offizier du jour, der das mit der Wache in Verbindung stehende Arrestlokal zu visitiren hatte, vor meiner Thür. Ich eilte hinaus, um Meldung zu machen, da trat er mir auch schon mit der Hand am Mützenhalm entgegen:

„Ich habe Ihnen mitzutheilen, Herr Cornet, daß Ihr Kommando nicht in Ordnung ist. Bitte besser aufzupassen.“

„Zu Befehlen.“

„Vor allen Dingen achten Sie mehr auf die Posten: vor der Ablösung sind bei ihnen ein Paar gehörige Denktettel am Platze.“

„Sonst noch Wünsche?“

„Nein, weiter nichts. Ich werde selbst häufig nachsehen.“

„Ist es Ihnen nicht gefällig, ein Glas Thee mit mir zu trinken? Der Samowar steht bereit.“

„Gerne sonst, aber heute ist Sonnabend.“

„Fasten Sie denn?“

„Noch besser, fasten! . . . aber heute werden die Arrestanten geschoren, da muß ich dabei sein.“

„Das brauchen Sie doch nicht.“

„Ei, wenn einer der Kerls dem Barbier das Messer aus der Hand reißt und sich den Hals abschneidet?“

„Das kann er auch thun, wenn Sie zugegen sind.“

„Bei mir magt das Keiner! . . . Kommen Sie mit, Sie können dabei etwas lernen.“

Wir begaben uns in die Wachtstube. Sämmtliche Soldaten erhoben sich bei unserem Eintritt wie auf Kommando; an der Thür zu den Arrestantenräumen standen zwei Mann mit gezogenem Säbel. Mitten im Zimmer saß auf einer Bank ein Arrestant, den der Barbier, nachdem er ihm den

Bart und die halbe Kopfseite eingeseift hatte, mit dem Messer eifrig zu bearbeiten anfing. Der Lieutenant setzte sich der Gruppe gegenüber auf eine Bank, bat auch mich, Platz zu nehmen und steckte gemächlich eine kurze Pfeife in Brand.

„Mach schneller!“ schrie er den Barbier an, „was trödelst Du!“

Der Patient war ein hinfälliger Greis, der, ich weiß nicht aus welcher Ursache, hier gefangen saß. Mir wurde ganz schwach bei diesem Anblick, und ich wollte wieder hinaus.

„Bleiben Sie!“ rief mir der Lieutenant zu, „mit dem alten Satan, der uns bloß von unten anglupt, sind wir bald fertig, nachher wird es spaßiger!“

Der Barbier beeilte sich, und der Arrestant begab sich mit der Kette klirrend in sein Loch.

An seine Stelle trat ein blonder junger Mensch, der ganz dreist „guten Tag“ sagte und sich auf die Bank setzte. Der Lieutenant sah ihn aufmerksam an und winkte mir mit einem Auge zu.

„Du bist gewiß ein Deserteur,“ wandte er sich an den Soldaten.

„Zu Befehlen, Ew. Wohlgeboren.“

„Ach, Du Schuft! wirklich? Und das sagst Du so ruhig . . . Was für Pausbacken der Kerl hat! seht nur, er pläzt rein aus der Haut. Da reden die Leute immer noch über schlechte Behandlung der Arrestanten. Weshalb bist Du fortgelaufen?“

„Es kam so von ungefähr, Ew. Wohlgeboren.“

„Solch eine Kanaille! Fürchtest Du denn Gott nicht? Wie konntest Du Dich unterstehen? Geh's denn nun bald auf die grüne Gasse?“*)

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte der Arrestant mit dumpfer Stimme und schaute dabei den Lieutenant wie ein gefesseltes wildes Thier von der Seite an.

„Na warte, zu Deiner Execution lasse ich mich kommandiren, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn Du lebendig davonkommst. Hi, hi, hi,“ lachte der Unmensch dabei.

*) Ueblicher Euphemismus für Spießruthenlaufen.

Der Arrestant schwieg. Dem Barbier zitterte vor Entsetzen die Hand, fast hätte er den Aermsten geschnitten.

Endlich war auch er fertig, und aus dem Arrestlokal trat ein kleiner Soldat mit einem Ring im Ohr.

„Ah, ein Bekannter!“ rief der Lieutenant.

Der Arrestant nahm Platz und lächelte.

„Na, das ist wohl ganz lustig hinter den Traillen? Was? hast Du schon wieder gestohlen?“

„Ganz und gar nicht, Erw. Wohlgeboren.“

„Was denn sonst?“

„Nur wegen Schnapsholen, Erw. Wohlgeboren.“

„Aha, defraudirt. Du wolltest den Generalpächter betrügen. Du weißt doch, daß er dafür der Krone zahlen muß. Ist Dir schon ganz recht, wenn Du Deine Haut zu Markte trägt!“

„Es war nur eine einzige Flasche, Erw. Wohlgeboren.“

„Ganz gleich, und wenn es ein Tropfen gewesen wäre, auf die grüne Gasse mußt Du doch. Das wird schmecken! he?“

Ich verließ den Raum. Der Lieutenant hatte aber noch nicht genug, und ich hörte später, daß er die Arrestanten stets auf dieselbe Weise quälte.

Eins muß man aber zum Lobe der Bourbonen sagen. Sie erfüllten stets unweigerlich die ihnen auferlegten Pflichten und wichen nicht ein Haar breit von den Bestimmungen ab. Man konnte auch durch Freundlichkeit viel von ihnen erreichen. Wenn sie sahen, daß man ihnen in kameradschaftlicher Weise guten Rath erteilte und sie nicht foppte, so ging ein solcher Mann für einen durchs Feuer.

Es fehlte ihnen auch nicht immer an Ehrgefühl. Ich kannte einen eingefleischten Bourbonen, einen von Natur nicht dummen Menschen, der, über die schlechte Behandlung seitens der adligen Offiziere erbittert, aber zu energielos sich dagegen zu wehren, seine Lage nicht mehr zu ertragen vermochte, sich dem Trunke ergab und seinen Abschied nehmen mußte. Ich sah ihn später in Charkow als Bettler wieder, und wie er mich gewahr wurde, lief er laut weinend davon. —

Noch ein Zug der Bourbonen jener Epoche ist zu erwähnen. Wenn sich welche von ihnen als Spione und Angeber von den Vorgesetzten brauchen ließen, so geschah das

nicht etwa aus Liebhaberei für eine derartige entwürdigende Rolle, sondern nur aus blinder Ergebenheit für die von ihnen als unfehlbar angesehenen Autoritäten.

Letztere stellten solche Angebereien oft als etwas Verdienstliches hin und zahlten dafür reichlich. Was Wunder, daß Menschen ohne feinere Ehrbegriffe auf diesen Leim gingen. Als ich einst bei dem Regimentskommandeur auf der schwarzen Liste stand und Aussicht hatte zur Infanterie versetzt zu werden, kam einer der Bourbonen, dem ich einige Freundlichkeiten erwiesen hatte, so hatte ich ihm ein Mal ein Paar Spauletten geschenkt, zu mir und theilte mir mit, der Oberst hätte ihn unter der Hand mit meiner Ueberwachung beauftragt. Er wolle mich daher warnen.

Am meisten war die Spionage damals bei den Wachtmeistern und Unteroffizieren verbreitet, die sich gerne dazu hergaben, um Einfluß dadurch zu gewinnen, und damit den größten Schaden stifteten.

Unsere Bourbonen waren auch sehr darauf erpicht, den höheren Vorgesetzten und allen Kameraden bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. bei Geburtstagen und Namenstagen, bei eintretenden Avancements, Ordensverleihungen und dergl. Glück zu wünschen und sonstige Veranlassungen zu Besuchen bei den Offizieren zu nehmen. Der Hauptzweck war dabei, besser als gewöhnlich zu essen und zu trinken, und diese Sucht überwand sogar ihre natürliche Scheu vor den „Herren“. Mochte man den Bourbon in diesen Fällen zum Mittagessen oder zum Abend einladen oder nicht. Es war ihm ganz gleichgültig, er kam doch. Mitunter redeten diese Leute den ganzen Abend über kein Wort, aber sie langten zu für Biere und gingen erst mit den Letzten fort, ohne daß sie sich je an dem stets den Beschluß der Festlichkeiten bildenden Kartenspiel beteiligten. Auch im Lazareth besuchten sie die kranken Offiziere, mochte diesen ihre Gegenwart erwünscht sein oder nicht. Es passirte häufig, daß man einem solchen ungebetenen Gast ohne Umstände die Thür wies, aber immer ging das doch nicht an, namentlich wenn der Betreffende als Offizier du jour die Verpflichtung hatte zu revidiren. Man wollte auch die armen Kerle nicht unnöthig kränken und duldete sie wohl oder übel.

In neuerer Zeit, nach Verkürzung der Dienstzeit und

Erhöhung der Kapitulanzzulagen, bei der sich der Betreffende besser steht als ein Lieutenant ohne Privatmittel, beginnt der Typus des Bourbonen aus der Armee zu verschwinden. Einzelne Exemplare aber giebt es immer noch, da nach den russischen Bestimmungen noch heute jeder gutgebiente Unteroffizier, der sich in der Regimentschule oder auf anderem Wege die sehr bescheidenen Kenntnisse zur Ablegung des Eintrittsexamens für die Junkerschulen (etwas Ähnliches wie unsere Kriegsschulen) erworben hat und dann das Offiziersexamen besteht, Offizier werden kann. Nachdem nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht mehr wie früher, hauptsächlich der Adel (einschließlich des persönlichen) die Offiziersaspiranten stellt, sondern auch viele Angehörige der anderen Stände die Militärcarriere wählen, die Armee aber zahlreicher geworden ist, mußten außer den bereits früher bestandenen Kriegsschulen (für Offiziersseleven mit höherer wissenschaftlicher Vorbildung) die Junkerschulen errichtet werden. Durch diese Schulen geht jetzt noch etwa die Hälfte aller Armeeeoffiziere, und ist ihr Bildungsgrad immerhin ein wesentlich höherer als der der Bourbonen der älteren Zeit. Nachklänge aus dieser Periode sind aber noch immer vorhanden, und Vieles, was man noch heute bei den russischen Offizieren, namentlich in den entfernteren Gebieten des Reichs, sieht, erinnert daran. Dagegen ist der Unterschied zwischen den bürgerlichen und adligen Offizieren und das Ueberwiegen der letzteren, nach dem durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkten Niedergang des Grundbesitzes und der Hebung der allgemeinen Bildung, fast ganz geschwunden. Die Lebensgewohnheiten werden lediglich durch die dem Betreffenden zu Gebote stehenden Mittel und die damit meistens in Verbindung stehende häusliche Erziehung bedingt.

Bei den Regimentern, die Garde kaum ausgenommen, giebt es für die Annahme von Offiziersaspiranten keine weiteren Prinzipien, und man hört viele Stimmen, die den früheren, abgesehen von den einzig für sich allein dastehenden Bourbonen, aristokratischer zusammengesetzten Offiziercorps den Vorzug geben.



U. 12051-

U 12051





BIBLIOTEKA ♦ ♦ ♦ ♦
UNIwersYTECKA
12051
♦ ♦ ♦ ♦ W TORUNIU ♦

26

